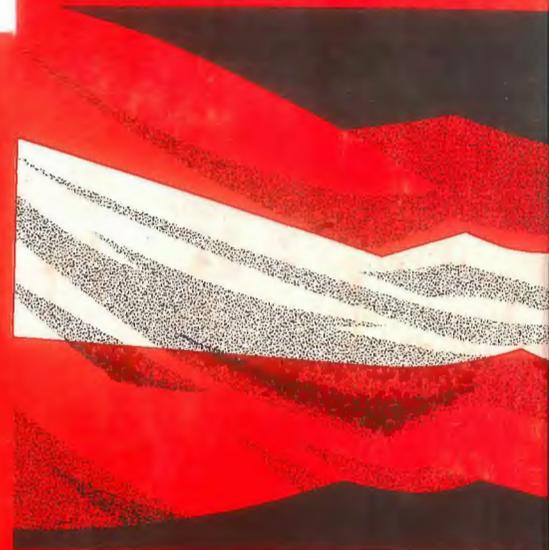


Dok

österreichischen Widerstand

DÖW — Bibliothek

Handbibliothek



**JAHRBUCH**

**2000**

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes

**JAHRBUCH**  
**2000**

Redaktion: Siegwald Ganglmair

© 2000 by Dokumentationsarchiv des österreichischen  
Widerstandes (DÖW), Wien  
Printed in Austria  
Umschlaggestaltung: Atelier Fuhrherr, Wien  
Redaktionelle Mitarbeit: Regina Danek  
Layout: Christa Mehany-Miterrutzner  
Hersteller: Plöchl-Druck Ges. m. b. H.,  
4240 Freistadt

ISBN 3-901142-44-4

## INHALT

---

Hubert Pfoch Zum achtzigsten Geburtstag	5
KARL GLAUBAUF Generalmajor Erwin Lahousen, Edler von Vivremont Ein Linzer Abwehroffizier im militärischen Widerstand	7
EDITH BEINHAUER Restituta in der Kunst	33
FRITZ KELLER Dr. Heinrich Schüller (1901–1962) Vom Widerstandskampf in den Befreiungskrieg	40
JOHN M. STEINER „Er war ja nicht so ...“ Adolf Hitler entläßt persönlich am 25. Januar 1942 Amalia Hoisl, Häftling Nr. 2054, aus dem Ravensbrücker Außenlager Comthurey. Interviews mit Amalia Hoisl im Sommer 1997, 1998 und 1999 in Klagenfurt und Guttaring, Kärnten	45
KARL HOHENSINNER/STEFAN MANDLMAYR Das zeitgeschichtliche Forschungsprojekt in Grein, Oberösterreich	87
EDUARD NIŽŇANSKÝ Die jüdische Gemeinde in der Slowakei 1938/39	116

WOLFGANG NEUGEBAUER Die jüdischen Euthanasieopfer in Österreich	134
JÖRG THUNECKE „Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“ Der Konflikt zwischen Kunst und Politik in Gerald Szyszkowitz' Theaterstück „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“	142
DOKUMENTATIONSARCHIV DES ÖSTERREICHISCHEN WIDERSTANDES Tätigkeitsbericht 1999	160
DIE AUTOREN	175



## HUBERT PFOCH ZUM 80. GEBURTSTAG

- |           |   |
|-----------|---|
| 1920      | am 25. Juni in Wien geboren   |
| 1928      | Beitritt zu den Roten Falken  |
| 1934–1938 | nach dem Besuch der Pflichtschule Tischlerlehre   |
| 1936      | Mitglied einer illegalen Jugendgruppe (Revolutionäre Sozialistische Jugend) im International Order of Good Templars, einer Abstinentenvereinigung in Wien–Ottakring |
| 1940      | Reichsarbeitsdienst in Brünn, anschließend Dienst in der deutschen Wehrmacht  |

- August 1942** fotografische Aufnahmen eines nach Treblinka gehenden Judentransports in Siedlce, Polen
- 1945** Desertion und Rückkehr nach Wien  
Funktionär der Sozialistischen Jugend Wien  
Bibliothekar der Stadt Wien und Wirtschaftsreferent
- 1946–1954** Obmann der Sozialistischen Jugend Wien  
Mitglied des Verbandsvorstandes der sozialistischen Jugend Österreichs
- 1949** Wahl in den Wiener Gemeinderat als Mandatar der Ottakringer Sozialisten
- 1962–1987** Obmann der SPÖ Ottakring, dann Ehrenvorsitzender
- ab 1964** Amtsführender Stadtrat der Ressorts „Öffentliche Einrichtungen“, „Hochbau“ (ab 1969), „Wohnen und Liegenschaftswesen“ (ab 1976)
- 1967–1977** Präsident des ARBÖ-Wien
- 1972** Verleihung des Großen Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich
- 1973–1978** Vizebürgermeister und Landeshauptmann-Stellvertreter
- 1979–1984** Erster Präsident des Wiener Landtages
- ab 1984** Präsident des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes  
Vorstandsmitglied des Volksheimes Ottakring  
Vorstandsmitglied der Sigmund-Freud-Gesellschaft
- 1986** Ernennung zum „Bürger der Stadt Wien“
- 1992** Verleihung des Wenzel-Jaksch-Gedächtnispreises der Seliger-Gemeinde

**GENERALMAJOR ERWIN LAHOUSEN,  
EDLER VON VIVREMONT**

**Ein Linzer Abwehroffizier im militärischen Widerstand<sup>1</sup>**

Ihre besondere Tragik liegt unter anderem darin, daß sie auch noch nach mehr als einem halben Jahrhundert vielfach nicht einmal von ihren eigenen Kameraden, deren Leben und Zukunft sie retten wollten, verstanden werden. Einer breiten Öffentlichkeit sind sie weitgehend unbekannt — auch in den Schulbüchern werden ihre Leistungen nicht gewürdigt —, so daß aufgrund der enormen Informationsdefizite ein seriöser Diskussions- und Meinungsbildungsprozeß von vornherein nicht möglich ist. Der „Fall Jägerstätter“ bildet hier jene Ausnahme, die die Regel bestätigt.

Die Rede ist von den Österreichern im militärischen Widerstand, wobei die Palette der individuell dargestellten Verhaltensmuster durchaus von der persönlichen Verweigerung, wie etwa im Fall Franz Jägerstätter, bis hin zu aktivstem Widerstand reicht, der bei den aus Österreich stammenden Offizieren der Wehrmacht untrennbar mit dem Namen der Linzer Generalstabsoffiziere Oberstleutnant Robert Bernardis und GM Erwin Lahousen sowie des Ritterkreuzträgers Oberst Heinrich Kodré verbunden ist.

Die militärhistorische Forschung hat bisher den Anteil der Österreicher am militärischen Widerstand gegen Hitler und den Nationalsozialismus kaum mit der erforderlichen Präzision erfaßt und daher die hervorragenden Leistungen der Österreicher in deutscher Uniform nicht entsprechend gewürdigt.

Die daraus resultierenden Informationsdefizite haben bedauerlicherweise dazu beigetragen, daß noch immer — und noch dazu nicht selten — die Meinung vertreten wird, die Angehörigen des soldatischen Widerstandes, der in dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944, gekoppelt mit einem synchronen Umsturzversuch, gipfelte, seien Verräter und Saboteure gewesen. Wie die historische Forschung in jahrzehntelanger Arbeit inzwischen eindeutig nachgewiesen hat, handelt es sich bei den militärischen Verschwörern aber um „Patrioten und hervorragende Soldaten“, darunter auch Ritterkreuzträger wie Generalstabs-

<sup>1</sup> Der Autor dankt dem Herrn Adjutanten des Bundespräsidenten, Divisionär Hubertus Trauttenberg, sowie der Familie Lahousen, insbes. Herrn Botschafter Dr. Georg Znidaric, für das erwiesene Vertrauen, die Überlassung von Bildern und Quellen.

oberst Kodré, „die keinesfalls Deutschland und seinem Heer schaden, sondern beide vor dem Untergang bewahren wollten“.<sup>2</sup>

Daher nahmen gerade sie ihre militärischen Aufgaben sehr ernst und versuchten sie mit besonderem Einsatz zu lösen. Von Sabotage kann im Zusammenhang mit dem militärischen Widerstand also keine Rede sein. Es ist auch klarzustellen, daß der militärische Widerstand aus einer genauen Kenntnis der tatsächlichen Lage erwachsen ist, die durch die objektiven Informationen der Beteiligten, die ihnen unter strengster Geheimhaltungspflicht zukamen, gegeben war. Die vielen Versuche, durch eine vernünftige Argumentation zu überzeugen, um eine Haltungsänderung in bezug auf die ungeheuerlichen Verletzungen der primitivsten Formen der Menschenrechte, der Charta des Roten Kreuzes, des Völkerrechts und der minimalen Beachtung einer militärischen Ethik zu bewirken, scheiterten. Um eine Verbesserung der Situation Deutschlands herbeizuführen, entschied sich daher — nach schweren Gewissenskonflikten — eine Gruppe von Offizieren und Zivilen für eine Gefangennahme oder Beseitigung Hitlers und seiner gehorsamen Erfüllungsgehilfen.

Ihr Ziel, den Krieg und das NS-Terrorregime möglichst rasch zu beenden, versuchten die Verschwörer, allen voran Oberst Oster und später Oberst Graf Stauffenberg, durch einen Staatsstreich zu erreichen, dessen Initialzündung ein Attentat auf die NS-Troika Hitler, Himmler und Göring sein sollte. Damit wäre eine völlig neue Ausgangslage entstanden, die das sofortige Ende des Holocaust und der Massenmorde bedeutet und in der Folge gute Chancen geboten hätte, ohne weitere Millionenverluste an Soldaten und Zivilisten zu einem Waffenstillstand zu kommen, dessen Rahmenbedingungen keinesfalls schlechter gewesen wären als die, die später tatsächlich hingenommen werden mußten. Die verheerenden Bombardements der deutschen Städte wären bei einem Gelingen des Umsturzes ebenso unterblieben, wie sich die Sieger bei allen Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen dem Argument der erfolgreichen „Befreiung von innen“ nicht völlig hätten verschließen können.

Dabei verstand sich der militärische Widerstand bei allen seinen Planungen und Aktivitäten immer nur als Speerspitze mit dem Ziel, dem Gesamtwiderstand entscheidende Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen. Bei allen Regierungskonzeptionen, schon den ersten von Generaloberst von Beck, waren Zivilpersonen verschiedener politischer Herkunft, Konservative, Gewerkschafter, Sozialdemokraten, als Mitglieder einer Regierung auf demokratischer Grundlage vorgesehen.

Obwohl diese einleitend skizzierten Forschungsergebnisse über Wesen und Sinn des militärischen Widerstandes seit Jahrzehnten als *communis opinio* der

<sup>2</sup> Peter Hoffmann, *Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler*, München 1985, S. 410 f.

Fachleute etabliert sind, ist eine Ehrung von Offizieren und Soldaten, die für die dargelegten Ziele ihr Leben einsetzten und vielfach verloren, wie etwa des Linzer Generalstabsoffiziers Robert Bernardis, noch immer mit massiven Schwierigkeiten verbunden.

Dies ist zum Teil auf die schon angesprochenen Informationsdefizite, aber auch auf politische Implikationen zurückzuführen, die im wesentlichen auf (bewußten?) Fehlinterpretationen der „Eidfrage“ sowie jener nach dem militärischen Gehorsam und seinen Grenzen beruhen.

Der österreichische Abwehroffizier Generalmajor Erwin Lahousen, Edler von Vivremont, wie Oberstleutnant i. G. Robert Bernardis heimatberechtigt in Linz, gehörte zu jenen Offizieren, die aufgrund ihrer Dienststellung die Möglichkeit hatten, das wahre Wesen der nationalsozialistischen Kriegspolitik von Anfang an voll zu durchschauen. Seine Aufzeichnungen und Aussagen vor dem Internationalen Militärgericht in Nürnberg gehören zu den wichtigsten österreichischen Quellen über die Aktivitäten des militärischen Widerstands, die bisher allerdings weitgehend unbeachtet geblieben sind.

### Des Kaisers Offizier

Der Soldatenberuf war dem am 25. Oktober 1897 geborenen Sohn des k. u. k. Obersten im Infanterieregiment Nr. 88 und späteren Feldmarschalleutnants Wilhelm Carl von Lahousen, Edler von Vivremont, gleichsam in die Wiege gelegt. Der aus Pastoren und Ratsherren bestehenden und in Verden an der Aller ansässigen Familie wurde 1590 das Wappen verliehen. Eine Linie ergriff den Soldatenberuf, den Erwin Lahousen in ununterbrochener Folge als achte Generation wählen sollte. Sein Urahne, Friedrich Christian, hatte 1789 an der Schlacht bei Belgrad teilgenommen, sich dann mit seiner Familie in Linz niedergelassen und in der oberösterreichischen Landeshauptstadt die Heimatberechtigung erworben. Nach vier Klassen Untergymnasium, drei Jahren Militärischer Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen sowie zwei Jahren Militärakademie in Wiener Neustadt wurde Erwin Lahousen infolge seiner Heimatberechtigung nach Linz am 18. August 1915 als Leutnant zum oberösterreichischen Infanterieregiment Nr. 14 („Hessen“) ausgemustert. Dabei traf den jungen Kavallerieoffizier die Verfügung des AOK, daß in diesem Jahre keine Ausmusterungen zu seiner Waffe stattfinden würden<sup>3</sup>, ganz unerwartet. Auch ein „Majestätsgesuch“ des Vaters wurde abgewiesen. Das Kriegsministerium teilte dazu aber mit, daß

<sup>3</sup> FML Wilhelm Carl von Lahousen, Edler von Vivremont, Aufnahmeansuchen für seinen Sohn in die deutsch-österreichische Volkswehr, undatiert (Ende 1918), PAL, KA. Zur Volkswehr vgl. Karl Glaubauf, *Die Volkswehr 1918–1920 und die Gründung der Republik*, Wien 1993.

nach Beendigung des Krieges der Übertritt zur Kavallerie „keinem Anstand unterliegen“<sup>4</sup> würde.

Leutnant Lahousen wurde am 25. Mai 1916 bei der Erstürmung des Monte Cimone durch einen Lungensteckschuß lebensgefährlich verwundet und schwebte lange Zeit zwischen Leben und Tod; einer Operation durch den später so berühmten Prof. Eiselsberg hatte er seine Wiederherstellung zu verdanken. Dennoch wartete er seine völlige Genesung nicht ab, sondern ersuchte um neuerliche Einteilung bei einem Kampftruppenteil an der Front. Im August 1917 wurde er deshalb an die Südwestfront abkommandiert und machte die 11. Isonzo-Schlacht mit den furchtbaren Kämpfen am Monte San Gabriele mit. Am 8. September 1917 erkrankte Oberleutnant Lahousen (befördert am 1. Mai 1917) infolge einer Gasgranatenvergiftung an einer zentralen Lungenentzündung. Wieder auf eigenen Wunsch wurde er 1918 zum dritten Male im Frontbereich eingesetzt und als Ordonnanzoffizier bei der 50. Infanteriedivision eingeteilt. Oberleutnant Lahousen verbrachte also die gesamte Zeit des Ersten Weltkrieges freiwillig im Kampftruppenbereich der Front. Er wurde dafür mit dem Militär-Verdienstkreuz 3. Klasse mit Schwertern und Kriegsdekoration, dem Karl-Truppenkreuz, der Verdienst-Medaille und der Hessischen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Diese hervorragenden militärischen Leistungen Lahousens sind äußerst relevant für die Interpretation seiner späteren Tätigkeit im militärischen Widerstand.

Getreu seinem dem Kaiser geleisteten Eid hatte er ohne Rücksicht auf Leben und Gesundheit an den Brennpunkten des militärischen Geschehens — wie etwa am Isonzo — sein Bestes gegeben und war dabei mehrfach lebensgefährlich verwundet worden, obwohl eine „Superarbitrierung“, also eine sehr genaue Dienstfähigkeitsuntersuchung, schon im Jänner 1917 mit dem ungünstigen Befund geendet hatte, daß er infolge seiner mehrfachen Verwundungen nur mehr „zu leichtem Kanzleidienste“ geeignet sei. Er kannte also die Schrecken und Greuel eines Weltkrieges aus eigener Erfahrung ebenso wie die bitteren Folgen einer Niederlage und gehörte damit zu jener „politischen Offiziersgeneration“ des soldatischen Widerstandes gegen Hitler und den Nationalsozialismus, die, wie die Generale Beck, Halder und von Witzleben, einen weiteren Weltkrieg von vornherein ablehnten.<sup>5</sup>

Gemeinsam mit der dezidierten Gegnerschaft zum Nationalsozialismus bildete also das Weltkriegserlebnis 1914–1918 an der Front das Hauptmotiv für die Tätigkeit Lahousens im militärischen Widerstand, von der im folgenden noch ausführlich die Rede sein wird.

<sup>4</sup> Ebenda.

<sup>5</sup> Vgl. Karl Glaubauf, Robert Bernardis: Österreichs Stauffenberg, Wien 1994, insbes. das Kapitel „Die Opposition der Generale“.

## Dienst im Heer der Republik

Nach Kriegsende diente Oberleutnant Lahousen vom 1. Jänner bis 1. März 1919 beim Volkswehrbataillon in Korneuburg als Zugskommandant und anschließend bis 1920 in derselben Funktion bei der Volkswehr-Depotwache Kaiserebersdorf. In das oktroyierte Berufsheer der Ersten Republik übernommen, legte er am 25. Oktober 1920 den „Diensteid“ ab.<sup>6</sup>

Sein älterer Bruder Wilhelm Gustav, Major a. D., trat nicht als Offizier in den Dienst der Republik. Er übernahm die kleine Fabrik seines Schwiegervaters, wurde in der Politik als Konservativer und Monarchist tätig, war Landesrat und unter der Regierung Schuschnigg Sicherheitsdirektor in Graz. Im März 1938 wurde er nach dem Landeshauptmann Gorbach als zweiter von den Nationalsozialisten eingesperrt und sein Besitz beschlagnahmt. Erst durch die intensiven Bemühungen des Bruders Erwin und die Interventionen von Admiral Canaris, auch da er Schwerkriegsverwundeter des Ersten Weltkrieges war, wurde er 1940 aus dem Lager entlassen und in Rimsting am Chiemsee mit der Auflage der täglichen Meldung bei der Polizeistation konfiniert.

Im Zuge der etwa drei Jahre dauernden definitiven Formierung des Offizierskorps des ersten Bundesheeres durch Generalmajor Theodor Körner und der Erstellung des sogenannten „Heeresranges“ wurde Erwin Lahousen am 1. Mai 1925 zum Hauptmann befördert, wobei er die ausgezeichnete Rangziffer 186 von 278 erhielt.<sup>7</sup>

Mit dieser hohen Einstufung des erst 28jährigen Hauptmannes Lahousen wurde sein vorbildlicher Einsatz im Ersten Weltkrieg gewürdigt, der ausschließlich im Kampftruppenbereich der Front und nicht in der Etappe oder im Hinterland und Wachdienst, wie die übrigen Kategorien bei der Erstellung des „Heeresranges“ lauteten, erbracht wurde. Dies führte dazu, daß Lahousen zusätzlich volle vier Kriegsjahre bei der Ermittlung der Rangziffer angerechnet wurden. Diese hohe Einstufung Lahousens profiliert sich noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß der etwa gleichaltrige spätere Linzer Ritterkreuzträger und Widerstandskämpfer Kodré — er leitete am 20. Juli 1944 als Chef des Stabes im

<sup>6</sup> Einlage zu Personalblatt Nr. 139, PAL, Archiv der Republik (AdR). Der Eid konnte lediglich in Form eines Gelöbnisses auf die Republik geleistet werden, da Kaiser Karl Offiziere und Beamte im Gegensatz zum deutschen Kaiser nicht ihres auf ihn persönlich geleisteten Treueides entbunden hatte. Diese Differenzierung ist im Hinblick auf die Interpretation der neuerlichen persönlichen Verteidigung nach dem „Anschluß“ auf Hitler durch die Angehörigen des soldatischen Widerstandes äußerst relevant. (Zur Frage: Eid oder Gelöbnis, vgl. das Schreiben Kaiser Karls an Kövess, Dezember 1918, in: Die Streitkräfte der Republik Österreich 1918–1938, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Heeresgeschichtlichen Museums, Wien 1968.)

<sup>7</sup> Vgl. dazu: „Heeresrang 1926“, AdR.

Wehrkreis XVII die „Walküre-Operation“ in Wien — 1935 im Alter von 36 Jahren noch immer Oberleutnant war.

Nach Absolvierung des Heerespsychotechnischen Kurses mit „bestem Erfolg“ im Jahre 1929 legte Hauptmann Lahousen vom 7. bis 11. Jänner 1930 mit weit über 200 Mitbewerbern die Vorprüfung für den höheren militärischen Dienst ab. Nur die ersten zwanzig der Prüflinge wurden zur Ausbildung zugelassen, die drei Jahre dauerte und strengste Anforderungen an das physische, psychische und geistige Leistungsvermögen stellte. Er hatte den Kurs begonnen, da er eine Dienstleistung als Militärattaché anstrebte. Im zweiten Jahr der Ausbildung hielt Oberst Ronge, der schon in der Donau-Monarchie im militärischen Nachrichtendienst tätig gewesen war, Vorlesungen und begann sich für Lahousen zu interessieren und ihn für diese Tätigkeit anzuwerben. Am 15. Juli 1933 erhielt Lahousen das Zeugnis über die III. strenge Fachprüfung für den höheren militärischen Dienst, die er mit der Schlußbeurteilung „Sehr gut“ als Nummer 2 in der Konkurrenzreihung bestanden hatte.<sup>8</sup>

Im August 1933 zum Major befördert, wurde Lahousen im selben Jahr nach mehr als zehnjähriger Dienstleistung in Linz zunächst dem Brigadekommando in Niederösterreich und anschließend dem Kommando der 2. Brigade in Wien zur „Erprobung für den höheren militärischen Dienst“ zugeteilt. Dabei wurde er aber im Stande des III. Bataillons/Alpenjägerregiment 7 weitergeführt, wo auch Heinrich Kodré Dienst versah.<sup>9</sup>

Nachdem Hauptmann Lahousen 1933 noch die Hessische Jubiläumsmedaille und die österreichische Kriegsdiensterrinerungsmedaille verliehen worden war, erfolgte seine Versetzung in das Verteidigungsministerium mit Wirkung vom 1. Jänner 1935. Am 15. Jänner 1936 zum Major des Generalstabes und schon ein knappes halbes Jahr später, am 8. Juni, zum Oberstleutnant desselben Dienstzweiges befördert, wurde Lahousen als Sachbearbeiter „für angrenzende Staaten“ mit dem Speziale Tschechoslowakei im österreichischen militärischen Nachrichtendienst eingeteilt.<sup>10</sup>

Das Verteidigungsministerium unterstand seit dem 10. Juli 1934, nach dem Tod des Bundeskanzlers Dollfuß, dessen Nachfolger Dr. Schuschnigg persönlich, wurde aber vom Staatssekretär Zehner, einem Vertrauensmann Schuschniggs, geführt. Zehner war in seiner Linzer Dienstzeit der Vorgesetzte von Lahousen gewesen, kannte ihn daher als loyalen Mitarbeiter und betraute ihn mit besonders sensiblen Aufgaben.

<sup>8</sup> Schriftliche Mitteilung von Frau Stefanie Lahousen, 12. 12. 1996.

<sup>9</sup> Siehe Schematismus ÖBH I, 1933.

<sup>10</sup> Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 19. November 1945–1. Oktober 1946 (im folgenden IMT, Internationales Militärtribunal), Bd. III, S. 9, 1. 12. 1945.

Im Weltkrieg 1914–1918 hatte, wie allgemein bekannt, der k. u. k. österreichische und der deutsche Generalstab auch auf dem Gebiet des Kundschaftsdienstes zusammengearbeitet. Diese Kontakte blieben in lockerer Form aufrecht. Der als sehr konservativ und katholisch bekannte Graf Rudolf Marogna-Redwitz von der Inlandstelle München kam gelegentlich nach Wien, wo ihn, etwa 1934, Oberst Ronge mit Lahousen bekannt machte.

Das Juli-Abkommen 1936 zwischen Österreich und dem Deutschen Reich enthielt neben dem offiziellen Teil auch geheime Bedingungen, darunter eine diktatorisch verordnete verstärkte Zusammenarbeit beider militärischer Nachrichtendienste gegenüber Drittländern. Ab 1937 fand daher die Übergabe von Nachrichten durch die beidseitigen Militärattachés statt. Im Zuge dieser Vereinbarung stattete 1937 Admiral Canaris, Leiter des deutschen militärischen Nachrichtendienstes, Amt Ausland-Abwehr, dem Chef des österreichischen militärischen Nachrichtendienstes Oberst Boehme einen offiziellen Besuch ab. In dessen Verlauf wurde Lahousen dem Admiral Canaris und seiner Begleitung, darunter Oberst i. G. Piekenbrock, Leiter der Abt. I des Amtes Ausland-Abwehr, vorgestellt.

Als Bundeskanzler Schuschnigg am 11. März 1938 abends in seinem Radioappell seinen Rücktritt und den der Regierung kundmachte, trat unmittelbar darauf Oberst Ronge, der als zeitweiliger Chef des österreichischen Nachrichtendienstes agierte, mit Lahousen und einigen Helfern in Aktion. Sie skartierten die ganze Nacht hindurch und übergaben sensible Akten der Papierreißmaschine. Am frühen Morgen des 12. März, als das deutsche Heer bereits die Grenze überschritten hatte, tauchte plötzlich Admiral Canaris mit militärischer Begleitung bei den noch im Verteidigungsministerium arbeitenden Oberst Ronge und Lahousen auf, um für den deutschen militärischen Nachrichtendienst geheime Akten zu beschlagnahmen. Zwei Stunden danach erschien der SS-Führer Schellenberg im Auftrag des SS-Obergruppenführers Heydrich, um sich in den Besitz persönlicher Akten Hitlers, Görings, Himmlers, Heydrichs und anderer führender Funktionäre zu setzen. Bereits am 12. März war Marogna als vorläufiger Chef des Nachrichtendienstes in Wien eingesetzt worden. Als Canaris am 14. März wieder nach Wien flog, schlug Marogna Erwin Lahousen zur Übernahme in die Zentrale nach Berlin vor. Canaris nahm Lahousen am Rückflug mit, um ihn Generaloberst von Beck vorzustellen. Nachdem dieser sich positiv ausgesprochen hatte, schrieb Lahousen das übliche Gesuch um Versetzung in die Dienststelle nach Berlin.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> IMT, Bd. III, S. 34.

## Abwehroffizier der Wehrmacht

„Bringen Sie, besonders in die Zentrale nach Berlin, keine Nazis mit, bringen Sie Österreicher, keine Ostmärker.“<sup>12</sup> — Diese Weisung erteilte Admiral Canaris dem Oberstleutnant Lahousen in der Nachrichtenabteilung des Bundesministeriums für Landesverteidigung unmittelbar nach dem deutschen Einmarsch in Wien. Canaris stellte somit von vornherein klar, welche politischen Positionen er und die Abwehr vertraten. Noch deutlicher formulierte es Oberst Oster, der Leiter der Zentralabteilung des Amtes Ausland-Abwehr, als Lahousen ihm in Berlin seinen Antrittsbesuch abstattete. Oberst Oster wies den ihm bisher unbekanntem Lahousen schon bei ihrem ersten Gespräch ohne Umschweife darauf hin, daß „an der Spitze des Reiches ein Verbrecher stehe“.<sup>13</sup>

Vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg präzisierte Lahousen als Zeuge der Anklagebehörde am 30. November 1945 die politische Einstellung von Admiral Canaris und damit weitestgehend des Amtes Ausland-Abwehr nach Kriegsbeginn mit unübersehbarer Deutlichkeit wie folgt: „Es ist uns nicht gelungen, diesen Angriffskrieg zu verhindern. Der Krieg bedeutet das Ende Deutschlands und unser Ende, somit ein Unglück und eine Katastrophe größten Ausmaßes. Ein Unglück, das aber noch viel größer wäre als diese Katastrophe, wäre ein Triumph dieses Systems, den mit allen nur irgendwie möglichen Mitteln zu verhindern der letzte Sinn und Zweck unseres Kampfes sein muß.“<sup>14</sup>

Lahousen machte auch seine eigene Position unmißverständlich klar, indem er bekannte, „daß wir damaligen Chefs der Abwehr [er war mit 1. Jänner 1939 Leiter der Abwehr Abteilung II geworden] durch die Persönlichkeit Canaris — in seiner inneren Haltung, die uns, das heißt, einem kleinen Kreis völlig klar und eindeutig war — verbunden und gebunden waren“.<sup>15</sup>

Um diese Einstellung zu dokumentieren, hatte Admiral Canaris schon vor dem Krieg begonnen, ein Tagebuch (= ein Dienstjournal) zu führen, zu dem auch GM Lahousen viele Beiträge lieferte. Duplikate davon bewahrte Lahousen auf Anordnung von Canaris sorgfältig auf. Da dieses Tagebuch vernichtet wurde, stellen diese Auszüge und Abschriften eine Quelle von unermeßlichem Wert dar. Laut Canaris war es „Sinn und Zweck dieses Tagebuches [...], dem deut-

<sup>12</sup> Zit. in: Karl-Heinz Abshagen, Canaris, Patriot und Weltbürger, Stuttgart 1955. Der Verfasser dankt Herrn Botschafter Dr. Znidaric für den Hinweis, daß die Darstellung Abshagens auf Originalaussagen von GM Lahousen beruht und somit Quellencharakter hat. Auch IMT, Bd. II, S. 491.

<sup>13</sup> Abshagen, Canaris, S. 182.

<sup>14</sup> IMT, Bd. II, S. 490. Die Frage, ob bzw. inwieweit Nürnberg das „Tribunal der Sieger“ war, tangiert den Quellenwert der Aussagen Lahousens nicht. Gemeinsam mit dem von Lahousen konzipierten „Canaris-Tagebuch“ gehören sie zu den wichtigsten Quellen österreichischer Provenienz über die wahren Hintergründe des Kriegsgeschehens.

<sup>15</sup> IMT, Bd. II, S. 488.



Generalmajor  
Erwin Lahousen  
(1945)

Privatbesitz Stefanie Lahousen

schen Volk und der Welt einmal jene zu zeigen, die die Geschicke dieses Volkes in dieser Zeit geführt und gelenkt haben“.<sup>16</sup>

Bei der Gefangennahme Lahousens wurden die bei einem Bombenangriff zum Teil verbrannten Reste seines Tagebuches von den amerikanischen Behörden gefunden, beschlagnahmt und dem Internationalen Militärgerichtshof zur Verfügung gestellt. Bei der Vernehmung wurde dem immer noch kriegsgefangenen Lahousen kurzzeitig die Einsichtnahme gestattet. Nach Abschluß des Verfahrens hat man es in das National Archives, Washington D. C., übernommen.

### Die Konferenz im „Führerzug“ bei Ilnau am 12. September 1939

Am 12. September 1939 fand im „Führerzug“ bei Ilnau eine Besprechung der politischen und militärischen Spitzen des Reiches statt, deren Gegenstand die Erörterung möglicher Varianten zur Beendigung des deutsch-polnischen Krieges

<sup>16</sup> IMT, Bd. II, S. 492.

bildete.<sup>17</sup> Im Dienstwagen des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) Keitel warnte Canaris eindringlich vor „den bevorstehenden Erschießungen und Ausrottungsmaßnahmen“<sup>18</sup>, die ihm bekannt geworden seien, wobei sich diese „insbesondere gegen die polnische Intelligenz, den Adel, die Geistlichkeit, wie überhaupt alle Elemente, die als Träger des nationalen Widerstandes angesehen werden konnten“<sup>19</sup>, richten sollten. „Für diese Methoden wird einmal die Welt auch die Wehrmacht, unter deren Augen diese Dinge stattfinden, verantwortlich machen“, hielt Canaris Keitel vor<sup>20</sup>, mußte aber schließlich zur Kenntnis nehmen, daß Hitler bereits entschieden hatte, indem er gegenüber dem Oberbefehlshaber des Heeres klarstellte, daß für jeden militärischen Bezirk auch ein ziviler Funktionär eingesetzt werde. Dieser würde in der Folge mit der von Hitler zynisch als „politische Flurbereinigung“ bezeichneten Volksausrottung betraut werden. Der Hinweis des Admirals auf die ungünstigen außenpolitischen Folgen des geplanten, aber militärisch keineswegs erforderlichen Bombardements von Warschau wurde von Keitel mit dem Hinweis abgetan, daß Hitler und Göring bereits definitiv entschieden hätten. Die Abwehr wurde im Laufe der Unterredung beauftragt, in der galizischen Ukraine eine Aufstandsbewegung zu organisieren, „die die Ausrottung der Juden und Polen zum Ziele haben sollte“.<sup>21</sup>

Eine Analyse dieser Schlüsselstelle der Lahousen-Aussage führt zu dem eindeutigen und zwingenden Schluß, daß die Vernichtung großer Teile der Bevölkerung nicht das Ergebnis einer zunehmend erbitterten Kampfführung im Verlaufe des Krieges im Osten war, sondern von vornherein im Sinne eines ideologisch determinierten Vernichtungskrieges geplant war, in den in der Folge und nach anfänglichem Widerstand auch Teile der Wehrmacht sukzessive hineingezogen wurden. Schließlich fanden diese Verbrechen zunächst im „Schatten der Siege“, die die Voraussetzungen dafür bildeten, statt. Nachdem sich jedoch das Kriegsglück an der Ostfront gewendet hatte und das Kampfgeschehen — durchaus auch als Folge des sich permanent verschärfenden Partisanenkrieges — immer erbitterter wurde, eskalierte diese Form des „totalen Krieges“ mit der ihr immanenten Eigendynamik nicht nur weit über die Grenzen des Völkerrechts hinaus, sondern auch über jene jeder soldatischen Ethik. Dabei darf nicht übersehen werden, daß gerade die Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung schon in der Anfangsphase des Krieges im Osten wesentlich zum Entstehen der Partisanenbewegung und deren laufender Verstärkung führten und somit den sprichwört-

<sup>17</sup> IMT, Bd. III, S. 14. Diese Schlüsselstelle aus dem Tagebuch liegt auch gedruckt vor: Abshagen, Canaris, S. 208–212.

<sup>18</sup> IMT, Bd. II, S. 493.

<sup>19</sup> Ebenda.

<sup>20</sup> Ebenda (Hervorhebung durch den Verfasser).

<sup>21</sup> Lahousen, IMT, Bd. II, S. 494.

lichen Anfang vom Ende bedeuteten, indem sie nicht nur unter humanitären Gesichtspunkten völlig indiskutabel, sondern auch rein militärisch extrem kontraproduktiv waren.

In den dieser Besprechung folgenden Wochen und Monaten wurden die oben skizzierten Maßnahmen im deutsch-besetzten Gebiet durchgeführt, was Canaris tief bekümmerte: „Ein Krieg, der unter Hintansetzung jeglicher Ethik geführt wird, kann niemals gewonnen werden. Es gibt auch eine göttliche Gerechtigkeit auf Erden“<sup>22</sup>, kommentierte er danach verbittert und resigniert die Kriegsführung im Osten gegenüber Konteradmiral Bürkner, dem Leiter der Auslandsabteilung der Abwehr.

### Die Unternehmen „Himmler“ und „Maastricht-Brücken“

Mitte August 1939 erhielt die Abwehr den Auftrag, polnische Uniformen und Ausrüstungsgegenstände für ein sogenanntes Unternehmen „Himmler“ bereitzustellen. Obwohl Sinn und Zweck dieses Befehls geheimgehalten wurden, „hatten wir allerdings damals schon den sehr erklärlichen Verdacht, daß hier eine ganz üble Sache gespielt würde. Dafür verbürgte der Name des Unternehmens“<sup>23</sup> betonte GM Lahousen in Nürnberg.

Nach dem Erscheinen des ersten Wehrmachtsberichts, der von einem Angriff polnischer Einheiten auf deutsches Gebiet sprach, war allerdings für alle Beteiligten in der Abwehr der Zweck dieses Auftrags klar. Ganz offensichtlich hatte die SS Häftlinge aus Konzentrationslagern in polnische Uniformen gesteckt und sie den Angriff gegen den Sender Gleiwitz durchführen lassen. Dies wurde GM Lahousen auch nach der Kapitulation von dem Wiener SS-Hauptsturmführer Birckel bestätigt: „Nach meiner Kenntnis sollen auch alle Leute des SD, die daran beteiligt gewesen sind, umgelegt, also getötet worden sein.“<sup>24</sup>

Auch für den Angriff im Westen mußte die Abwehr ausländische, in diesem Fall belgische und holländische Uniformen besorgen. Es sollte sich dabei nicht um Heeresuniformen, sondern um solche von holländischen und belgischen Grenzwachern handeln. Anfang November 1939 gab Canaris diesen „Führerbefehl“ nach scharfen Protesten gegenüber Keitel an die Abwehrstelle Münster weiter, die ihn auch prompt erledigte.

Allerdings war der Uniformdiebstahl nicht unbemerkt geblieben, wobei die Vermutungen hinsichtlich der potentiellen Täter richtig waren. Neben Meldungen in der belgischen Presse über das rätselhafte Verschwinden der Dienstuniformen erschien nämlich in einer niederländischen Zeitung eine Karikatur, die

<sup>22</sup> Abshagen, Canaris, S. 218.

<sup>23</sup> IMT, Bd. II, S. 497.

<sup>24</sup> Ebenda.

Göring als holländischen Straßenbahnschaffner zeigte. Im Mai 1940 konnten dann aber die deutschen „Kommandos“ bei Maastricht ihre Aufgaben trotz der fremden Uniformen nur teilweise lösen, da die Holländer die Maastricht-Brücken rechtzeitig sprengten. Einem Kommando aber gelang es, die für den raschen Vormarsch durch Holland und Belgien wichtige Brücke bei Gennep unversehrt zu erhalten. Diese Kommandounternehmen wurden von einem aus dem damaligen Bataillon „Brandenburg“ aufgestellten Bataillon z. B. V. 100 durchgeführt, das der 6. Armee unterstellt war.

Die Gründung der „Brandenburger“ beruht auf den Ereignissen des Einmarsches in Polen am 1. September 1939. Als es im Verlauf der Kämpfe einem aus Zivilisten bestehenden und von der Abwehrstelle Breslau geführten Kampftrupp gelang, Fabriken und Bergwerke zu besetzen und Zerstörungen durch polnische Kräfte zu verhindern, er sich jedoch dabei schwere Übergriffe gegen die Bevölkerung zu schulden kommen ließ, führte dies zu massiven Protesten der Truppenkommandeure. Daher hielt die Abwehr die Gründung einer eigenen militärischen Formation für erforderlich. Noch im Herbst 1939 wurde die „Bau- und Lehrkompanie Brandenburg“, benannt nach dem Garnisonsort Brandenburg an der Havel, aufgestellt. Sie unterstand unmittelbar der Abwehrabteilung II, deren Leiter Oberstleutnant i. G. Lahousen war. Rasch erhielt sie Regimentsstärke, ihr Kommandeur wurde Oberst Haehling von Lanzenauer.

Das I. Bataillon, für den Einsatz im Osten vorgesehen, garnisonierte in Brandenburg, ein weiteres in Düren im Rheinland und das dritte schließlich in Unterwaltersdorf bei Wien. Ende Oktober 1942 erhielt das Regiment Divisionsstatus. Um die Jahreswende 1942/43, also zur Zeit der Katastrophe von Stalinograd, erlitten Teile der Division in Südrußland schwerste Verluste, so daß Anfang 1943 eine Neuaufstellung erforderlich wurde. Da auch der Divisionskommandeur Oberst Haehling von Lanzenauer am 2. Februar 1943 verstarb, ergab sich die Möglichkeit, den Verband durch die Auswahl eines geeigneten Kommandeurs enger an den Widerstand zu binden. Auf Vorschlag von Oberst Oster fiel die Wahl auf den Ritterkreuzträger Generalmajor Alexander von Pfühlstein, der das Kommando am 1. April 1943 offiziell übernahm. Bis dahin hatte Oberst i. G. Lahousen die Division provisorisch geführt, so daß Teile von ihr, im März 1943 etwa, bei einem Gelingen des Schlabrendorff-Attentats gemeinsam mit dem Reiterregiment Boeselager im Raum Berlin im Sinne des Widerstands verfügbar gewesen wären. Immerhin bestätigte der Kommandeur des IV. Regiments in Brandenburg, der in die Verschwörung eingeweihte Oberstleutnant Heinz, daß dieses noch im März 1943 auf Abruf zur Verfügung stand.<sup>25</sup>

<sup>25</sup> Hoffmann, Widerstand, S. 344.

Bei dem Reiterverband Boeselager handelte es sich um einen von Georg Freiherr von Boeselager ab Jänner 1943 aufgestellten Verband, der ebenfalls als „Verfügungstruppe des Widerstandes“ dienen sollte und sich schließlich zum Kavallerieregiment „Mitte“ entwickelte, zu dessen Kommandeur Oberstleutnant Freiherr von Boeselager am 7. April 1943 ernannt wurde. Unmittelbar vor dem 20. Juli 1944 wurden sechs Schwadronen von der Front in den Raum Warschau in Marsch gesetzt. Von dort sollten sie nach Berlin mit Transportmaschinen „angeliefert“ werden, um die Verschwörer um Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg zu unterstützen. Nach einem nächtlichen Gewalttritt von über 200 km erreichte den Kavallerie-Verband jedoch die Parole „Zurück in die alten (Start-) Löcher“, die vereinbarte Formulierung für das Scheitern der „Walküre-Operation“, worauf die sechs Schwadronen wieder umgehend in die Front einrückten. Oberstleutnant Georg Freiherr von Boeselager fiel am 27. August 1944 bei schweren Abwehrkämpfen an der Ostfront.<sup>26</sup> Er wurde mit Wirkung vom 1. August posthum zum Oberst befördert und mit den Schwertern zum Ritterkreuz mit Eichenlaub, dessen Träger er war, ausgezeichnet.

### Sprengstoff für die Hitler-Attentate

Für die Angehörigen des militärischen Widerstandes war relativ rasch klar, daß Hitlers abenteuerliche Kriegspolitik, die nach Ansicht der Verschwörer früher oder später zu einem neuerlichen Weltkrieg und damit zum Untergang Deutschlands führen mußte, nur durch einen Staatsstreich beendet werden konnte. Voraussetzung dafür war ein Attentat auf die NS-Troika Hitler, Himmler und Göring, weil nur auf diese Weise der „eidfreie“ Zustand geschaffen werden konnte und darüber hinaus der Bürgerkrieg mit den absolut himmlertreuen SS-Verbänden zu vermeiden war. Ebenso hätte sich bei einer Ausschaltung dieser Troika die Frage einer automatischen Sukzession Himmlers oder Görings nach Hitler nicht gestellt, womit die Gefahr eines Bürgerkrieges weiter reduziert worden wäre. Rasch waren sich die Verschwörer, allen voran Oberst Oster, der Leiter der Zentralabteilung der Abwehr, auch darüber im klaren, daß ein Sprengstoffattentat das geeignetste Mittel sei, um dieses Ziel zu erreichen. Allerdings stellte die Beschaffung von Sprengstoff und vor allem der für ein Attentat absolut notwendigen lautlosen Zündmittel ein schweres Problem dar, weil im Wehr-

<sup>26</sup> Zu Georg Freiherr von Boeselager, einem der höchstdekorierten Ritterkreuzträger, vgl. Klaus Achmann und Hartmut Bühl, 20. Juli 1944, Lebensbilder aus dem militärischen Widerstand, Hamburg 1999. — Das ausgezeichnete Werk ist bereits in dritter Auflage erschienen und in der Deutschen Bundeswehr als Standardwerk weit verbreitet. Im Österreichischen Bundesheer existiert nichts Vergleichbares, so daß eine Studie über den Widerstand der Österreicher in der Wehrmacht seit Jahrzehnten ein wissenschaftliches Desiderat ist, zumal Zeitzeugen für die unbedingt erforderlichen oral-history-Verfahren nicht ad infinitum zur Verfügung stehen.

machtsbereich damals weder Plastiksprengstoffe noch lautlose chemische Zünder vorhanden waren. Daher ließ schon im November 1939 Oberst Oster, damals der Motor des soldatischen Widerstandes, Lahousen in sein Dienstzimmer kommen, um von diesem zu erfahren, ob er „im Hinblick auf den bevorstehenden Überfall Hitlers auf Belgien, Holland und Luxemburg — die Abwehr mußte zu diesem Zeitpunkt bereits holländische Uniformen für das Unternehmen ‚Maas-tricht-Brücken‘ beschaffen — Sprengstoff und Zündmittel für einen Anschlag besorgen könne, der die Beseitigung Hitlers zum Ziele haben sollte“.<sup>27</sup> Die Sprengstoffbeschaffung erwies sich jedoch in der Folge als ungemein schwierig. Zwar wurden derartige Materialien durch die Gruppe „Technik“ der Abwehr-Abteilung II verwahrt, es konnte aber auch Oberst Lahousen als Abteilungsleiter nichts ohne stichhaltige Begründung entnehmen.

Als Hitler auf dem 12. November 1939 als Tag für den Angriff im Westen bestand, hatte sich Legationsrat Dr. Erich Kordt, der Sekretär des Freiherrn von Weizsäcker — damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt —, erbötig gemacht, einen Anschlag auf Hitler durchzuführen. Aufgrund seiner Dienststellung hatte Dr. Kordt jederzeit freien Zutritt zur Reichskanzlei und konnte sich auch so lange im großen Foyer aufhalten, bis Hitler erscheinen würde. Oberst Oster hatte die Lieferung des Sprengstoffs für den 11. November zugesagt. Noch aber hatte er ihn nicht. Infolge des am 8. November 1939 mißglückten Anschlags von Georg Elser in München, dem Hitler nur knapp entgangen war, mußte nämlich Lahousen als Leiter der Abwehr-Abteilung II (Sabotage) am 10. November den Befehl geben, mit der Ausgabe von Zünd- und Sprengmitteln besonders vorsichtig zu verfahren. Dadurch war aber auch er selbst nicht mehr in der Lage, den Sprengstoff für das Kordt-Attentat zu beschaffen. Ende November gelang es Lahousen, aus Beständen der Abwehr II in Schweden, wo schon das Unternehmen „Weserübung“ gegen Norwegen vorbereitet wurde, die erforderlichen Sprengmittel zu besorgen, doch da hatte sich die Lage völlig geändert.

Brauchitsch und vor allem Halder, der die Verschwörer zunächst ermuntert hatte, waren, durch die unerwartet raschen Erfolge im Westen tief beeindruckt, nicht mehr zu einem Staatsstreich bereit. Damit wäre ein Hitler-Attentat aber sinnlos gewesen, weil ohne Umsturz das Regime — selbst bei gelungenem Anschlag — nicht zu beseitigen war, sondern die schon angesprochenen Sukzessionsmechanismen in Kraft getreten wären und einer der „Nazi-Diadochen“ die Macht an sich gerissen hätte. In der Folge waren dann die Voraussetzungen für Attentat und Staatsstreich kaum gegeben.

Nach dem Einmarsch in Rußland aber war die Empörung im Heer über die von der SS verübten Verbrechen in den besetzten Gebieten weit verbreitet.<sup>28</sup> Der

<sup>27</sup> Erwin Lahousen, Zur Vorgeschichte des Anschlages vom 20. Juli 1944, maschinschriftliche Niederschrift, 3 Seiten, 4. Februar 1953, München, Institut für Zeitgeschichte, S. 1.

<sup>28</sup> IMT, Bd. II, S. 500.

„Kommissar-Befehl“ und die menschenverachtende, grausame Behandlung der drei Millionen russischen Kriegsgefangenen trugen dazu bei, daß sich die Stimmung gegenüber dem Regime auch bei den Soldaten verschlechterte. Es war der deutschen Propaganda gelungen, die Geschehnisse vor der Öffentlichkeit völlig zu verschleiern, vor allem die Tatsache, daß der „Kommissar-Befehl“ von Hitler persönlich angeordnet und unterschrieben war. „Zugleich wuchs die Bereitschaft zum Widerstand — durchaus nicht überall, aber doch in wichtigen Stäben und Führungsstellen. [...] Das war, wohlgemerkt, zu einer Zeit, als Hitler noch die größten Erfolge einheimen konnte, als sein Siegeszug unaufhaltsam zu sein schien“<sup>29</sup>, läßt Peter Hoffmann, der zu den prominentesten Historikern der Widerstandsforschung gehört, keinen Zweifel an der primär ethischen Motivation der Angehörigen des militärischen Widerstandes.

Durch die Niederlagen 1942/43 mit ihren enormen Menschenverlusten an der Front und im Land entstand im Frühjahr 1943 in Deutschland und zum Teil auch an den Fronten eine gewisse Katastrophenstimmung. Die Heeresgruppe Mitte mit ihrem Generalstabschef Henning von Tresckow war schwerstens betroffen, wodurch dort auch die Widerstandsbewegung besonders gestärkt wurde. Nach Stalingrad begann sich die Überlegenheit der Gegner auch in Nordafrika und im Atlantik unübersehbar abzuzeichnen. Der militärische Widerstand versuchte nun durch Attentat und Staatsstreich die Katastrophe abzuwenden. Nachdem der Plan eines kollektiven Pistolenattentats durch Rittmeister Schmidt-Salzman und Oberst i. G. von Kleist sowie zehn Offiziere des Reiterregiments Boeselager von Generalfeldmarschall Kluge abgelehnt worden war und auch Oberst Graf von Strachwitz, Kommandeur des Panzerregiments der Division „Großdeutschland“, Hitler am 17. Februar 1943 nicht festnehmen konnte, weil dieser in Saporoshe statt Poltawa landete, scheiterte auch Oberleutnant Dr. Fabian von Schlabrendorff am 13. März 1943 mit seinem Plan.

Schlabrendorff hatte mit seinem Vetter Generalmajor von Tresckow für ein Attentat englische Clam-Minen aus Beutebeständen erprobt, die zwar einem russischen Panzer die Kuppel absprengten und weit durch die Luft warfen, aber bei Kälte eine außerordentlich lange Zünddauer hatten. Oberst Hans Oster bat daher im Februar 1943 Lahousen um die neuesten Zünd- und Sprengmittel für die Heeresgruppe Mitte. Als Canaris am 7. März 1943 in Begleitung von Lahousen und Dohnanyi ins Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte nach Smolensk zu einer Besprechung mit Generalfeldmarschall von Kluge und von Tresckow flog, gelang es Lahousen, eine Kiste mit Sprengstoff mitzunehmen und sie Tresckow zu übergeben. Schlabrendorff begann eine Sprengstoffladung so zu präparieren,

<sup>29</sup> Hoffmann, Widerstand, S. 328.

daß sie einem Paket mit zwei Flaschen glich. Als nun am 13. März 1943 Hitler zu Generalfeldmarschall von Kluge ins Hauptquartier kam, bat Tresckow Oberst i. G. Brandt vom OKW, der mit Hitler in dessen „Condor“-Maschine flog, das Paket mit „zwei Flaschen Cognac“ für Oberst i. G. Stieff mitzunehmen. Nach dem Einsteigen Hitlers und der Offiziere wurde, wie man später hörte, das Paket im Gepäckraum verstaut, der Zünder löste jedoch nicht aus. Das Flugzeug landete unversehrt mit Hitler und seiner Begleitung in Rastenburg in der „Wolfschanze“. Am nächsten Tag mußte Schlabrendorff, durch einen militärischen Auftrag getarnt, ins Führer-Hauptquartier fliegen, um dort das Paket mit der Sprengstoffladung gegen zwei echte Flaschen Cointreau auszutauschen.<sup>30</sup>

SS-Gruppenführer Müller und seine Leute hatten allerdings schon lange Verdacht geschöpft, er veranlaßte daher eine verdeckte Untersuchung der Widerstandsaktivitäten durch den Oberkriegsgerichtsrat Röder, die am 5. April 1943 zur Verhaftung von Dohnanyi führte. Oberst Oster, der sich vor ihm gestellt und die Verantwortung übernommen hatte, wurde vorerst kaltgestellt.

Die Diensträume der Führung des Amtes Ausland/Abwehr wurden am 19. April 1943 nach Zossen verlegt. Hatte sich bereits am 1. Jänner d. J. Oberst i. G. Piekenbrock zur Truppe abgemeldet, dem in der Abteilung I Oberst i. G. Hansen folgte, so absolvierte auch Lahousen ab 1. August 1943 die für die Beförderung zum General obligate Truppenverwendung. Er verbrachte noch eine Woche des ihm zustehenden Urlaubs, bevor er zu einem Regiment an die Ostfront einrückte, auf Wunsch von Canaris damit, seinen Nachfolger Oberst i. G. Wessel Freiherrn Freytag von Loringhoven weiter einzuführen.

SS-Obergruppenführer Schellenberg sammelte weiterhin Unterlagen über die Widerstandskämpfer in der Abwehr. Mit vielen anderen Verdachtsmomenten führten auch die Verbindungen des in einer Abwehrabteilung in der Türkei tätigen Hauptmannes d. R. Dr. Paul Leverkühn zu von Papen und zur amerikanischen Botschaft, nach der spektakulären Flucht des in seiner Abteilung tätigen Dr. Vermehren mit seiner Frau in einem englischen Flugzeug nach Kairo dazu, daß Hitler nach Vorlage weiterer belastender Dokumente am 11. Februar 1944 die Abwehr dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler unterstellte. Canaris mußte eine Ehrenhaft in der oberfränkischen Burg Lauenstein antreten. Nach dem 20. Juli 1944 wurde er von Schellenberg persönlich am 23. Juli in seinem Haus verhaftet und in das Gestapogebäude in der Prinz-Albrecht-Straße eingeliefert.

<sup>30</sup> Zu den Attentaten im Detail vgl. Glaubauf, Bernardis, S. 32 ff.; Abshagen, Canaris, S. 313; IMT, Bd. XII, S. 258; ohne Quellen- bzw. Zitatbelege neuerdings Guido Knopp, Hitlers Krieger, München 1998, S. 335–402.

Kurze Zeit danach zerstörte ein Bombenangriff weite Teile des Baus, Canaris und eine Gruppe von Insassen verbrachte man ins Konzentrationslager Flossenbürg.

Anfang April 1945 waren im Hauptquartier des Heeres in Zossen Schriftstücke gefunden worden, die auch Canaris schwer belasteten. In der Nacht vom 8. zum 9. April 1945 hielt SS-Standartenführer Huppenkothen als Ankläger ein Standgericht gegen Canaris, Hans Oster, Theodor Strünck, Gehre und Dr. Sack. Sie erlitten noch am frühen Morgen des 9. April den Tod durch den Strang.<sup>31</sup>

Lahousen, der im August 1943 zum Grenadierregiment 96 an die Ostfront südöstlich von Newel eingerückt war, kam danach zum Grenadierregiment 4 mit dem Gefechtsstand wieder südöstlich von Newel im Stodoly-Wäldchen. Am 2. April 1944 übernahm er als Kommandeur das Jägerregiment 41, das aus Resten verschiedener, in den Kämpfen furchtbar dezimierter Regimenter zusammengesetzt worden war, mit dem Gefechtsstand in Marnowo. Seitlich schlossen rumänische und italienische Divisionen an, von denen im Zuge der erbitterten Kämpfe immer mehr Soldaten desertierten. Nachdem am 6. Juni 1944 die alliierten Truppen im Westen gelandet waren, griff die Sowjet-Armee mit 2,5 Millionen Mann an der Ostfront an. Dadurch war auch der Abschnitt Lahousens schwer bedrängt, sein Gefechtsstand, dem Granatenbeschuß der Russen ausgesetzt, wurde am 17. Juli 1944 getroffen, der Funker am Gerät getötet, Lahousen und ein Adjutant wurden schwer verwundet. Seine Soldaten zogen ihn in der Nacht auf einer Plane durch Weizenfelder zum Verbandplatz, wegen des massiven Beschusses konnte er erst Tage später ins Feldlazarett eingeliefert werden. Am 19. Juli 1944 wurde Lahousen mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet und am 1. Jänner 1945 zum Generalmajor (Rangziffer 1) befördert. Nachdem seine Widerstandsleistung nicht zum Tragen gekommen war und die Katastrophe offensichtlich nicht abgewendet werden konnte, war GM Lahousen, so wie am 20. Juli 1944 Oberstleutnant Georg Freiherr von Boeselager, an die Front gegangen, wo er bis zu seiner schweren Verwundung bzw. Boeselager bis zu seinem frühen Tod in schwersten Abwehrkämpfen vorbildlich seine militärischen Aufgaben erfüllte. GM Lahousen und Oberst Georg Freiherr von Boeselager sind somit zwei prominente Beispiele für die Ziele des militärischen Widerstands, der in den Ereignissen des 20. Juli 1944 seinen Höhepunkt und auch sein tragisches Ende fand. Nicht Sabotage der Front auf Kosten der schwer ringenden Truppe war der Zweck des Widerstandes gewesen, sondern Beendigung des Krieges und der NS-Herrschaft durch einen Staatsstreich, um Reich und Wehrmacht vor der Katastrophe zu bewahren.

<sup>31</sup> Abshagen, Canaris, S. 392 ff.

## Vor dem Internationalen Militärtribunal

Nach Kriegsende war GM Lahousen in amerikanische Gefangenschaft geraten und lag monatelang mit anderen Kriegsgefangenen im Lazarett, ab 30. November 1945 sagte er als Zeuge vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg im Rahmen des Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher aus.<sup>32</sup> Zum Gefängnispsychologen G. M. Gilbert<sup>33</sup>, der mit ihm nach der Aussage sprach, sagte er: „Ich muß aussagen für alle die, die sie ermordet haben — ich bin der einzige Überlebende.“ (*I have got to speak for those whom they murdered — I am the only one left.*) Zentraler Gegenstand seiner Erklärungen über die Hintergründe des Kriegsgeschehens waren, neben den schon dargestellten Aussagen über die Unternehmen „Himmler“ und „Maastricht-Brücken“ sowie über die Konferenz im „Führerzug“ bei Ilnau, bei der die von Hitler und Göring bereits festgelegten Maßnahmen für den Vernichtungskrieg in Polen von Canaris vergebens beeinsprucht worden waren, auch die Informationen über die Behandlung der Millionen russischer Kriegsgefangener und über geheime Mordaufträge an die militärische Abwehr. Die unter Eid abgegebenen Erklärungen Lahousens gehören mit den bei der Gefangennahme beschlagnahmten Resten des sogenannten Lahousen-Tagebuches, in die ihm nur eine Einsichtnahme gestattet worden war, zu den wichtigsten Quellen österreichischer Provenienz über den Zweiten Weltkrieg.

Der Wert dieser Quellen beruht auf der unmittelbaren Zeitzeugenschaft, da General Lahousen nicht nur über verbale Sachverhalte berichtete, sondern auch auf den vielen Dienstreisen, die er allein und in Begleitung von Canaris unternehmen hatte müssen, die Auswirkungen der verbrecherischen Befehle, etwa der geplanten Erschießungs- und Ausrottungsmaßnahmen, persönlich wahrgenommen hatte. So meldete Lahousen nach Beginn des Rußlandfeldzugs im Anschluß an eine Fahrt durch das Frontgebiet über die Massenerschießung von Juden: „Die hierbei entwickelten Situationen sind so erschütternd, daß sie nicht beschrieben werden können. Die Folgen auf die deutschen Kommandos sind unausbleiblich. Im allgemeinen kann die Exekution nur unter Betäubung durch Alkohol durchgeführt werden.“<sup>34</sup> Die Behandlung der russischen Kriegsgefangenen empörte die Abwehr ganz besonders. Hatte sie doch durch eine äußerst effiziente Verschleierung des deutschen Aufmarsches zu den Anfangserfolgen des Unternehmens „Barbarossa“ so erfolgreich beigetragen, daß die Angriffsspitzen der Wehrmacht „auf eine nahezu unvorbereitete Rote Armee“<sup>35</sup> trafen. „Vieler-

<sup>32</sup> IMT, Bd. II, S. 485.

<sup>33</sup> G. M. Gilbert, Nuremberg Diary, New York 1947, S. 51.

<sup>34</sup> Knopp, Hitlers Krieger, S. 382.

<sup>35</sup> Ebenda.



Erwin Lahousen als Zeuge der Anklage vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg

*New York Times*

orts rissen dabei die Angreifer ihre Gegner aus den Betten. Nirgends trafen sie auf wirksame Verteidigungsstellungen.“<sup>36</sup> Die Ablenkungsmanöver der Abwehr zur Tarnung des Unternehmens „Barbarossa“ werden in der neuesten Literatur als ihre möglicherweise „historisch wirkungsvollste Leistung“ bezeichnet.<sup>37</sup>

Umso größer war die Bestürzung in der Abwehr über die Behandlung der russischen Kriegsgefangenen. Mehr als drei Millionen Sowjet-Soldaten der ersten Feldzugsmonate wurden unter unmenschlichen Bedingungen zusammengepfercht, und ihr Tod wurde bewußt in Kauf genommen. Schon im Frühjahr 1942 war daher von über drei Millionen gefangener Rotarmisten nur mehr eine Million am Leben.

Gerade die Kriegsgefangenenfrage war ein wesentlicher Gegenstand der Aussagen von GM Lahousen in Nürnberg. Somit steht der Forschung eine Primärquelle ersten Ranges zur Verfügung, die in der Diskussion über die Rolle der Wehrmacht im „Ostkrieg“ nicht unberücksichtigt bleiben darf. Im Juli 1941, also

<sup>36</sup> Ebenda.

<sup>37</sup> Ebenda.

relativ rasch nach dem Überfall auf die Sowjetunion, fand unter dem Vorsitz von General Reinecke, dem Chef des Allgemeinen Wehrmachtsamtes in Berlin, eine Konferenz statt, deren Gegenstand die Umsetzung der von Hitler persönlich ergangenen Befehle betreffend die Behandlung der russischen Kriegsgefangenen war.<sup>38</sup> Diese Befehle verlangten „erstens die Tötung der russischen Kommissare und zweitens die Tötung aller jener Elemente unter den russischen Kriegsgefangenen, die nach einem Aussondungsverfahren des SD und der Gestapo durchgeführt werden sollten, also bolschewistisch Verseuchte beziehungsweise aktive Träger der bolschewistischen Weltanschauung“.<sup>39</sup> Begründet wurden diese Befehle durch General Reinecke mit dem Hinweis, „daß der Krieg zwischen Deutschland und Rußland nicht ein Krieg zweier Staaten — also zweier Armeen — [sei], sondern eine Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen, daß der Rotgardist nicht als Soldat im Sinne des Begriffs, wie er für unsere westlichen Gegner zutrif, genommen werden sollte, sondern als ideologischer Feind, das heißt als Todfeind des Nationalsozialismus, und entsprechend zu behandeln [sei]“.<sup>40</sup>

### Die Präventivkriegslegende

GM Lahousens obige Stellungnahmen wurden ausführlichst zitiert, weil sie zeigen, daß der Vernichtungskrieg im Osten aus ideologischer Sicht von vornherein als solcher geplant war und somit keineswegs eine bloße Reaktion im Sinne der neuerdings wieder kolportierten Präventivkriegslüge auf angebliche Angriffsabsichten der Sowjetunion darstellt. Ein derartiger Präventivkrieg hätte nämlich durchaus nach den Regeln des Völkerrechts, also mit einer entsprechend begründeten Kriegserklärung und nach den Grundsätzen soldatischer Ethik geführt werden können. Da Geschichte aber nicht determiniert abläuft, ist ein Präventivkrieg auch keineswegs die einzige Antwort auf eine reale oder angenommene Bedrohung.

Das modernst ausgerüstete, über drei Millionen starke Ostheer der Wehrmacht hatte im Juni 1941 seinen Aufmarsch an der Grenze zur Sowjetunion abgeschlossen und verfügte über einen hohen Grad an Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft. Eine angreifende russische Westarmee — im wesentlichen ein Infanterieheer mit zwar guter, aber sogar taktisch kaum beweglicher Artillerie — wäre auf einen voll abwehrbereiten Gegner gestoßen, der infolge seiner totalen Luftherrschaft und seiner enormen Fähigkeit zu hochbeweglicher Kampfführung sich nicht lange auf die Verteidigung hätte beschränken müssen, sondern sehr rasch imstande gewesen wäre, Gegenangriffe, zunächst durchaus

<sup>38</sup> IMT, Bd. II, S. 523.

<sup>39</sup> IMT, Bd. II, S. 500 f.

<sup>40</sup> Ebenda.

mit dem begrenzten Ziel der Einkesselung angreifender Großverbände, durchzuführen.

Die Präventivkriegslegende sollte zunächst vielmehr den wahren Charakter des Ostkrieges verschleiern und ihn als absolut notwendigen und aufgezwungenen Kreuzzug gegen den gottlosen Bolschewismus im Sinne der Operationsbezeichnung „Barbarossa“ erscheinen lassen. Nach dem endgültigen Scheitern des Blitzkriegskonzeptes vor Moskau erfüllte sie vor allem die Funktion, im Zuge der sich anbahnenden totalen strategischen Niederlage, an der auch operative „Blitzfeldzüge“ wie etwa jener nach Stalingrad und in den Kaukasus mit ihren „Blitzniederlagen“ nichts ändern konnten, den Krieg als absolut unvermeidbaren „Nibelungenkampf“ des deutschen Volkes zur Rettung Europas interpretierbar zu machen.

Die auch bei einem Präventivkrieg keineswegs erforderlichen Massenverbrechen an Juden und der Zivilbevölkerung im Osten bewirkten noch dazu die totale Irreversibilität des Geschehens, so daß im Bereich der Ostfront die durch das NS-Regime bewußt herbeigeführte Alternative nur Sieg oder völliger Untergang infolge der unbedingt zu erwartenden Rache der Sieger nach einer Niederlage lauten konnte. Mangels alternativer Informationsmöglichkeiten wurde diese „Barbarossa“-Legende vorerst auch von der dem Trommelfeuer der NS-Propaganda ausgesetzten Bevölkerung überwiegend geglaubt, zumal auch der Ostkrieg von der Masse der Wehrmachtssoldaten zunächst durchaus der ideologischen Vorgabe entsprechend erlebt wurde. Als sich allmählich und zunehmend unübersehbar nicht nur bei den Stäben, sondern auch im Truppenbereich die volle Wahrheit, wenn auch lange durch den Filter des Partisanenkriegs verschleiert, abzuzeichnen begann, war die Entwicklung — wie durch das NS-Regime beabsichtigt — längst irreversibel geworden. Viele Soldaten im Kampftruppenbereich sahen nun durchaus verständlicherweise schon aufgrund ihres kaum vorhandenen Handlungsspielraumes keine andere Möglichkeit, als in dem Dilemma zwischen der erschreckenden Erkenntnis des wahren Charakters des Ostkriegs und ihrer soldatischen Pflicht auszuharren, um die Heimat so lange wie möglich vor der Rache der Sieger zu schützen.

Eine absolute Elite von Angehörigen des soldatischen Widerstandes, die zum Teil schon lange über authentische Information über die wahren Absichten und Kriegspläne des NS-Regimes verfügte<sup>41</sup>, hatte jedoch schon von Kriegsbeginn an versucht, Volk und Reich vor der Katastrophe zu bewahren. So war GM Lahousen bereits in der unter dem Vorsitz von General Reinecke im Juli 1941 durchgeführten Besprechung massiv gegen die schlechte Behandlung der russischen Kriegsgefangenen, deren Tod ganz bewußt in Kauf genommen worden war, aufgetreten. Als Vertreter von Canaris wies Lahousen darauf hin, daß

<sup>41</sup> Vgl. Friedrich Hoßbach, *Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934–1938*, Göttingen 1964.

die Exekutionen der Gefangenen manchmal sogar „vor den Augen der Truppen stattfanden“<sup>42</sup>, wobei gerade die Front „den Befehl niemals verstehen würde, besonders der einfache Soldat würde ihn niemals verstehen“<sup>43</sup>, betonte Lahousen. Er unterstrich auch eindringlich die militärische Kontraproduktivität der Befehle, weil sie das Überlaufen von Feindsoldaten völlig unmöglich machten und der Widerstandswille der Sowjet-Soldaten bis zum äußersten gesteigert würde. Aus vielen Berichten von der Front an die Abwehr sei auch völlig klar geworden, daß „die Wirkung auf die Moral, die Stimmung und nicht zuletzt die Disziplin der Truppen eine verheerende war“.<sup>44</sup> Ganz besonders scharf kritisierte Lahousen auch die „Aussonderung“ der russischen Kriegsgefangenen, womit er sich selbst extrem und lebensgefährlich exponierte, indem er den anwesenden Obergruppenführer Müller, Gestapo-Abteilungsleiter im Reichssicherheitshauptamt, direkt ansprach und ihn fragte, nach welchen Kriterien diese „Aussonderungen“ und anschließenden Exekutionen der russischen Kriegsgefangenen eigentlich durchgeführt würden.

Das mutige persönliche Engagement Lahousens war jedoch vergebens, da sich General Reinecke den Standpunkt der Gestapo zu eigen machte und nicht „die Auffassung des Amtes Ausland/Abwehr, die ihm eine goldene Brücke bauen wollte“, übernahm.<sup>45</sup> Darüber hinaus vertrat Reinecke auch die Ansicht der Gestapo, daß in den Lagern für russische Kriegsgefangene, die auch mit Brandzeichen gekennzeichnet werden sollten, die Wachmannschaften mit Peitschen ausgerüstet werden und bei jedem unerwünschten Verhalten der Gefangenen von der Waffe Gebrauch machen sollten. Zusammenfassend beschrieb GM Lahousen in Nürnberg die Lage der russischen Gefangenen wie folgt: „Enorme Massen von Kriegsgefangenen blieben im Freien ohne jede angemessene Betreuung, die meisten von ihnen mußten auf dem nackten Boden schlafen, so daß sehr viele von ihnen ums Leben gekommen sind. Seuchen sind ausgebrochen, ja sogar Kannibalismus, das heißt, daß menschliche Wesen durch Hunger dazu getrieben wurden, einander aufzufressen.“<sup>46</sup> GM Lahousen stellte in Nürnberg auch fest, daß viele Wehrmachtangehörige, denen diese Befehle bekannt gemacht worden waren, entsetzt gewesen seien und die Reaktion dagegen eine „ganz ungeheure“<sup>47</sup> gewesen sei, so daß viele Offiziere diese Befehle umgangen oder einfach nicht weitergegeben hätten. Allerdings habe es in der Wehrmacht auch andere Leute gegeben, präzisierte Lahousen und begrenzte den Kreis jener in der Wehr-

<sup>42</sup> IMT, Bd. II, S. 503.

<sup>43</sup> Ebcnda.

<sup>44</sup> IMT, Bd. II, S. 504.

<sup>45</sup> IMT, Bd. II, S. 505.

<sup>46</sup> IMT, Bd. II, S. 508.

<sup>47</sup> IMT, Bd. II, S. 525.

macht, die strikt gegen Kriegsverbrechen gewesen seien, auf „die Masse der einfach und natürlich denkenden Menschen“.<sup>48</sup>

Mit seinen Aussagen in Nürnberg über die wahren Hintergründe des Zweiten Weltkriegs machte sich GM Lahousen nicht nur Freunde. Wurde doch in der Folge ein Kriegsbild entwickelt, das sich überwiegend rein kriegsgeschichtlich auf die Darstellung der einzelnen Operationen beschränkte, die ideologisch motivierten Verbrechen weitestgehend ausklammerte oder relativierend mit den Verbrechen der Gegenseite aufzurechnen versuchte. Da dieses schon lange nicht mehr dem Stand der Forschung entsprechende Bild des militärisch nach den Regeln des Kriegshandwerks und des Völkerrechts geführten Kriegs im Osten in jüngster Zeit sowohl in den Medien wie auch in Teilen der revisionistischen Geschichtsschreibung eine Renaissance zu erleben scheint, wurden die Ausführungen GM Lahousens, der aufgrund seiner Dienststellung über absolutes „Insiderwissen“ verfügte, möglichst ausführlich im Original zitiert. Damit soll der interessierte Leser in die Lage versetzt werden, sich anhand erstrangiger Quellenbelege selbst ein Urteil zu bilden und neuere pseudowissenschaftliche und ideologisch determinierte durchaus revisionistische Studien und Dokumentationen diverser Fernsehanstalten rasch als solche zu erkennen.

Nach der Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft am 4. Juni 1947 zog sich Erwin Lahousen nach Seefeld in Tirol zurück. Neben einem regelmäßigen politischen Kommentar über die abgelaufene Woche im *Tiroler Volksboten* verfaßte er auch Beiträge für diverse Publikationen. Nach dem Tod seiner Frau Magda im Jahre 1950 übersiedelte er nach Hall in Tirol. 1953 heiratete er die Witwe des Staatssekretärs der Schuschnigg-Regierung Znidaric und zog mit ihr und ihren drei Kindern in die Landeshauptstadt Innsbruck. Selbstverständlich blieb der Kontakt zu seinem früheren Freundeskreis aufrecht: Frau Erika Canaris, die Witwe des Admirals, verkehrte ebenso im Hause Lahousen wie General Achim Oster, der Sohn von GM Oster, mit Frau Anny, Dr. Sepp Müller, der frühere Justizminister Bayerns, Legationsrat Dr. Erich Kordt, Ministerialdirigent Wirmer, Dr. Leverkühn und viele andere aus dem Kreis der Widerstandskämpfer, ebenso wie Offizierskameraden noch aus den Tagen der alten Monarchie, unter ihnen sein ehemaliger Lehrer Generalmajor Ronge, im Jahre 1938 letzter Chef des österreichischen Nachrichtendienstes.

Durch die extreme physische und psychische Doppelbelastung im Ersten und Zweiten Weltkrieg hatte Erwin Lahousen nach den schweren, zum Teil lebensgefährlichen Verwundungen zwei Herzinfarkte erlitten. Auch die schlechte Behandlung während der Internierung durch die Engländer im Kriegsgefangenenlager Bad Nenndorf, die sogar zu einer Anfrage im englischen Unterhaus

<sup>48</sup> IMT, Bd. III, S. 17.

führte, wirkte sich negativ auf seinen Gesundheitszustand aus. So verschärften sich, wohl auch unter dem Einfluß des für ihn ungünstigen Föhnklimas, die Herzprobleme dramatisch. Am 24. Februar 1955, einem typischen Innsbrucker Föhnstag, erlag GM Lahousen einem dritten Herzinfarkt.

Als altösterreichischer Offizier hat er sich in schwersten Zeiten und schwierigsten Kämpfen stets seinen moralischen Prinzipien und dem Ethos des Offiziersberufes verpflichtet gefühlt. Im Zweiten Weltkrieg vor die Wahl zwischen blindem Gehorsam und ethischer Pflichtauffassung gestellt, folgte er der Stimme des Gewissens und schloß sich trotz schwerer Gewissenskonflikte dem militärischen Widerstand an.

Der französische Historiker Philipp Masson würdigt in seiner Studie über die deutsche Armee<sup>49</sup> General Henning von Tresckow als den „lebenden Beweis dafür, daß es einen deutschen Widerstand gegeben hat“<sup>50</sup> und als jenen Offizier, der gemeinsam mit seinen Kameraden „die Ehre der deutschen Armee“<sup>51</sup> gerettet hat. Dies gilt selbstverständlich auch für alle Österreicher im militärischen Widerstand, besonders für die drei Protagonisten, die Linzer Generalstabs-offiziere Oberstleutnant i. G. Robert Bernardis, Generalmajor Erwin Lahousen und den Ritterkreuzträger Oberst Heinrich Kodré. Deshalb ist es ein dringendes Gebot der Stunde und der politischen Fairness, ihnen auch in Österreich jene Ehre und Anerkennung nicht zu verweigern, die ihnen im Ausland längst zuteil wurde.

### Curriculum Vitae

#### Erwin Lahousen, Edler von Vivremont

1897	25. Oktober	Geb. in Wien als Sohn des Wilhelm Carl von Lahousen, Edler von Vivremont, k. u. k. Oberst im Infanterieregiment Nr. 88 (später Feldmarschalleutnant)
1911		Zögling, k. u. k. Oberrealschule Mährisch-Weißkirchen
1915	28. August	Leutnant im Infanterieregiment 14 („Hessen“), Linz
1916	25. Mai	Lungensteckschuß bei der Erstürmung des Monte Cimone

<sup>49</sup> Philipp Masson, Die deutsche Armee. Geschichte der Wehrmacht 1935–1945, München 1997. Diese Studie erzielte innerhalb eines Jahres drei Auflagen und prägt somit das Bild der Wehrmacht in der internationalen Öffentlichkeit und Fachwelt wesentlich mit.

<sup>50</sup> Masson, Die deutsche Armee, S. 409.

<sup>51</sup> Ebenda.

<b>CERTIFICATE OF DISCHARGE</b> Entlassungsschein		CONTROL FORM D.J. Kontrollblatt D.J.
ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPE-SCRIPT.	<b>I</b> <b>PERSONAL PARTICULARS</b> Personalbeschreibung	Dieses Blatt muss in folgender Weise ausgefüllt werden: 1. In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben. 2. Mit Tinte oder mit Schreibmaschine.
SURNAME OF HOLDER <u>LAHOUSEN v. Vivremont</u> Familienname des Inhabers	DATE OF BIRTH <u>25.10.97</u> Geburtsdatum (DAY/ MONTH/ YEAR)	
CHRISTIAN NAMES <u>Erwin</u> Vorname des Inhabers	PLACE OF BIRTH <u>Wien</u> Geburtsort <u>Oesterreichischer Staatsbürger</u>	
CIVIL OCCUPATION <u>active officer Gen.Maj.</u> Beruf oder Beschäftigung	FAMILY STATUS <u>SINGLE</u> Familienstand <u>MARRIED</u> Verheiratet	
HOME ADDRESS <u>Strasse Dusserestr 9</u> Heimatschrift <u>Ort Innsbruck</u> <u>Kreis Innsbruck</u> <u>Regierungsbezirk/Land, Oesterreich</u>	NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS Zahl der minderjährigen Kinder <u>none</u>	
I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE. ICH ERKLÄRE HIERMIT, NACH BESTEM WISSEN UND GEWISSEN, DASS DIE OBIGEN ANGABEN WAHR SIND.		Ich bestätige ausserdem dass ich die „Anweisung für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher Organisationen“ u.s.w. (Kontrollblatt D.1) gelesen und verstanden habe.
I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL FORM D.1). Ich bestätige ausserdem dass ich die „Anweisung für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher Organisationen“ u.s.w. (Kontrollblatt D.1) gelesen und verstanden habe.		
SIGNATURE OF HOLDER <u>Erwin Lahousen</u> Unterschrift des Inhabers	<b>ERWIN LAHOUSEN</b>	
<b>II</b> <b>MEDICAL CERTIFICATE</b> Ärztlicher Befund		
DISTINGUISHING MARKS <u>None</u> Besondere Kennzeichen		
DISABILITY, WITH DESCRIPTION <u>Gunshot right lung. Weakness of heart-muscle</u> Dienstunfähigkeit, mit Beschreibung		
MEDICAL CATEGORY <u>Unfit for heavy labor</u> Tauglichkeitsgrad		
I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR CONTAGIOUS DISEASE. ICH ERKLÄRE HIERMIT, NACH BESTEM WISSEN UND GEWISSEN, DASS DIE OBIGEN ANGABEN WAHR SIND, DASS DER INHABER UNGEZEHRFREI IST UND DASS ER KEINERLEI ANSTECKENDE ODER ÜBERTRAGBAR KRAUKHEIT HAT.		
SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER <u>[Signature]</u> Unterschrift des Sanitätsoffiziers		
NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER <u>DR. ALBERT BARTOLIS OBREIZELDARZT</u> IN BLOCK LATIN CAPITALS Zuname/ Vorname/ Dienstgrad des Sanitätsoffiziers (In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben)		
P.T.O. Bitte wenden		
† DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE Nichtzutreffendes durchstreichen		
WP. 11518/0728 2,001M BPL 51-007		

Entlassungsschein aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft für  
Generalmajor Erwin Lahousen, 4. Juni 1947

- 1917 1. Mai Oberleutnant Infanterieregiment 14  
 8. September Gasgranatenvergiftung, zentrale Lungenentzündung, bei den Kämpfen am Monte San Gabriele
- 1919 1. Jänner Volkswehr, Zugskommandant in Korneuburg  
 1. März Volkswehr-Depotwache Kaiserebersdorf
- 1920 25. Oktober Berufsheer der Ersten Republik
- 1921 30. Mai Alpenjägerbataillon Nr. III-7 Linz (früher „Hessen“)
- 1922 Stationiert in Freistadt, Oberösterreich
- 1925 1. Mai Hauptmann, Alpenjägerregiment Nr. 7
- 1929 31. Oktober Psychotechniker für Heereszwecke
- 1930 7.–11. Jänner Vorprüfung für den höheren militärischen Dienst
- 1933 25. Juli III. strenge Fachprüfung für den höheren militärischen Dienst, Gesamterfolg „Sehr gut“, Rang 2 von mehr als 200 Bewerbern
- 1933 25. August Major  
 11. November Heeresverwaltungsstelle Wien (Nachrichtenreferat)
- 1935 1. Jänner Bundesministerium für Landesverteidigung, Wien
- 1936 15. Jänner Major des Generalstabes
- 1936 8. Juni Oberstleutnant des Generalstabes
- 1938 Juni Berlin, Oberkommando der Wehrmacht, Abwehr/Ausland
- 1939 1. Jänner Abteilungsleiter, Amt Abwehr/Ausland, Abteilung II
- 1943 1. August Oberst, Grenadierregiment 96, süd-östl. Newel (Ostfront);  
 Grenadierregiment 4, süd-östl. Newel, Gefechtsstand im Stodoly-Wäldchen
- 1944 2. April Jägerregiment 41, Kommandeur, Gefechtsstand Marnewo
- 1944 19. Juli Schwere Verwundung, Verbandplatz  
 Eisernes Kreuz 1. Klasse
- 1945 1. Jänner Generalmajor
- 1945 Mai Amerikanische Kriegsgefangenschaft (custody of British Secret Service, 23. August–8. Dezember 1946 im Lager Bad Nenndorf)
- 1947 4. Juni Entlassung
- 1955 24. Februar Dritter Herzinfarkt, Herztod

RESTITUTA IN DER KUNST

Vortrag anlässlich der Ausstellungseröffnung  
 im Bezirksmuseum Margareten, 5. November 1999

Sehr geehrter Herr Kardinal und Vertreter der Geistlichkeit!  
 Sehr geehrter Herr Bezirksvorsteher und politische Vertreter!  
 Lieber Herr Museumsdirektor!  
 Verehrte Künstlerinnen und Künstler!  
 Geschätzte Damen und Herren!

Zunächst möchte ich seitens unserer im 5. Bezirk beheimateten Ordensgemeinschaft für die hohe Auszeichnung und Freude der persönlichen Anwesenheit unseres Herrn Kardinals DDr. König danken.

Ihre Zusage, Eminenz, ist ja bekanntermaßen ein Signal für das Klima des offenen, konstruktiven Dialogs, wie er im kleinen bereits auch zwischen Hartmannkloster bzw. -spital und Bezirksvorstehung, aber auch anderen politischen Vertretern des Bezirks gute Tradition ist. Seit fast genau 135 Jahren bemüht sich das ordenseigene gemeinnützige Hartmannspital — so benannt nach Mutterhaus und Generalat in der Hartmannngasse —, abgesehen von der religiösen Motivation seinen sozialen Auftrag als medizinisch-pflegerischer Nahversorger für die Menschen in diesem Bezirk und seiner Umgebung zu erfüllen und somit an der Verbesserung der sozialen Sicherheit hier vor Ort mitzuwirken — und zwar im Geist der sel. Restituta ohne Ansehen der Person, d. h. ohne Berücksichtigung der nationalen, sozialen, religiösen oder politischen Herkunft eines Patienten.

Restitutas vom Glauben durchdrungenes und gestärktes Gewissen forderte sie dazu heraus, diese Grundhaltung toleranter Mitmenschlichkeit sowie des Eintretens für gleiche Würde und gleiche Grundrechte aller Menschen in konsequenter Geradlinigkeit vorzuleben — als leitende Operationsschwester im Mödlinger Krankenhaus ebenso wie bei ihren zahlreichen Hausbesuchen bei der Rat und Hilfe suchenden Bevölkerung. Als die NS-Gewaltherrschaft auch im Mödlinger Krankenhaus die ursprünglich kollegiale Atmosphäre zwischen Ärzten, zivilem Personal und Ordensschwestern vergiftete, als auch im Gesundheitswesen rassistische und glaubensfeindliche Zwangsmaßnahmen eingeführt wurden, war für viele die Zeit der sogenannten „diplomatischen Rücksichten“: Wegschauen, Schweigen, Vertuschen, Mitlaufen oder gar Kollaborieren angebrochen — nicht aber für Sr. Restituta. Sie blieb, wie der Titel eines Restituta-Videos lautet, „Mensch in unmenschlicher Zeit“. Ihr Mut zum eindeutigen Widerstand und

zum Risiko bis zur Hingabe des eigenen Lebens machte diese eine machtlose, unbedeutende Wiener Tschechin, einfache Kranken- und Ordensschwester für die vielen angeblich mächtigen Granden des Deutschen Reichs so gefährlich, daß ihre Briefe aus der Haft im Wiener Landesgericht lächerlicherweise vor Ausfolgung an die Wiener und Mödlinger Empfänger zu einem guten Teil in Berlin (!) zensuriert wurden. Und Restitutas Ermordung auf dem Schafott am 30. März 1943 hatte genau das zur Folge, was die Nazis ängstlich im Keim zu ersticken suchten: Indirekt bescherten sie der Erzdiözese Wien ihre erste Märtyrerin.

Wenn heute in einigen politischen Parteien die Einsicht eingekehrt ist, sie müßten sich mit ihren demokratischen und humanistischen, aber auch religiösen und ethischen Grundwerten viel klarer und mutiger nicht zuletzt gegenüber populistischen rechtsextremen Positionen profilieren, um deren schleichende Salonfähigkeit zu verhindern, haben sie in Restituta und denen, die sie als Wegweiserin verehren, sozusagen „natürliche Verbündete“.

In diesem Sinne gebührt heute auch Herrn Bezirksvorsteher Ing. Wimmer und Herrn Museumsdirektor Mag. Spitznagl unser besonderer Dank, die beide das „Komitee Sr. Restituta“ durch ihr persönliches Engagement unterstützen und die aktuelle Ausstellung „Restituta in der Kunst“ in diesen neu adaptierten Räumlichkeiten des Bezirksmuseums ermöglicht haben. Und ganz im Sinne der einladenden Offenheit Restitutas ist der Bogen dessen, was unter dem Ausstellungstitel gezeigt wird, weit gespannt von einem international berühmten Künstler wie Prof. Ernst Fuchs bis zu Zeichnungen von noch nicht berühmten Schülern. Auch die Ausdrucksformen behinderter Jugendlicher sollten bewußt nicht ausgegrenzt werden.

Faszinierende Gespräche und Begegnungen mit einzelnen Künstlern — so z. B. in den Ateliers von Frau Meloun, den Herren (bzw. Familien) Degasperi, Häupl, Borsodi und Höfinger, mit Mag. Mayer und Prof. Ille aus Brünn — und die teilweise in Kernaussage wie Technik durchaus verschiedene Umsetzung der Thematik weckten in mir und anderen den Wunsch, daß diese durch Restituta gewachsenen Früchte einmal gemeinsam einem größeren Kreis von Menschen im eigentlichen Sinne des Wortes vor Augen geführt werden mögen — und dieser Wunsch geht heute in Erfüllung. Wie ich einzelnen schon jetzt eintreffenden interessierten Anfragen entnehme, hat auch die Ausstellung „Restituta in der Kunst“ Chancen, wieder zu einer Wanderausstellung durch verschiedene Bezirke und Bundesländer zu werden.

Als Vizepostulatorin des Selig- und nunmehr Heiligsprechungsverfahrens durfte ich die Erfahrung machen, daß die wesentlichen Aussagen zu Restituta, wie ich sie jahrelang aus Zeugenaussagen, Akten, Archiven etc. nach bestem Wissen und Gewissen herausgefiltert habe, genau dieselben sind, die einige von Ihnen, den Künstlern, intuitiv allein aus der intensiven Betrachtung der verhält-

nismäßig wenigen erhaltenen, aber durchaus charakteristischen Fotos von Restituta erfaßt haben.

Forschung und Kunst haben im wesentlichen zu gleichen Ergebnissen, zu gleichen Wahrheiten und nur zu verschiedenen Ausdrucksformen geführt. In der Kunst kann jedoch die Botschaft viel dichter, komprimierter, konzentrierter, zeitloser verständlich, unmittelbarer und zugleich kreativer vermittelt werden als im Text, u. a. auch deshalb, weil in einem einzigen Kunstwerk zeitgleich Vergangenes und Visionär-Zukünftiges darstellbar sind und uns dadurch stärker herausfordern — und weil bei einem Kunstwerk, selbst wenn es einen Titel trägt und dazu noch eine Interpretation beigegeben ist, jeder einzelne Betrachter sich noch zusätzlich sozusagen „seinen eigenen Text dazu macht“. Und man denke nur an mythologische oder biblische Darstellungen an bzw. in historischen Gebäuden und Kirchen: Anders als der Text ist Kunst auch Analphabeten zugänglich und kennt keine sprachlichen Übersetzungsprobleme.

In der Kunst liegt also geradezu explosiver Verkündigungswert, geistig, geistlich, aber auch gesellschaftspolitisch. Mit beiden Aspekten wird der Besucher der Ausstellung gleich beim Eintreten konfrontiert. Eva Melouns ausgewählte Arbeiten zum Themenkreis „Homo homini lupus“, wörtlich: „Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“, kennzeichnen die Situation von Mißtrauen, Intoleranz und Aggression, in die Helene Kafka, die spätere Sr. Maria Restituta, immer wieder hineingestellt wurde: zunächst als armes tschechisches Immigrantinnenmädchen im Kampf der kinderreichen Familie um Wohnung und Arbeit im Wien der Jahrhundertwende, dann als Operationsschwester im Spitalsmilieu während des Ersten Weltkriegs, in der Not der Zwischenkriegszeit und schließlich unter dem Rassen- und Kriegswahn, aber auch dem feigen Spitzelunwesen und Denunziantentum des nationalsozialistischen Terrorregimes. Eva Melouns „Restituta“ steht, als Antithese dazu, in ihrer vollen Vitalität im Kreuzungspunkt von Widerstand und Versöhnung.

Grob vereinfachend könnte man von einem vierteiligen gedanklichen Ausstellungskonzept sprechen:

Den ersten Raum könnte man etwa mit „Vorleben“ überschreiben, also den grundsätzlichen Lebenssituationen, die Helene Kafka–Sr. Restituta jeweils vorgefunden hat.

Der zweite Raum ist dem „Leben“ Restitutas mit seinen prägenden Ereignissen gewidmet. Hier nur einige besonders markante Beispiele:

Ernst Degasperis spirituelle Erfahrungen in der Salzwüste am Toten Meer inspirierten ihn zu seinem 14teiligen Zyklus von Federzeichnungen *Salz der Erde — Licht der Welt — Passion der Ordensschwester Restituta*, in dessen Kontext die drei hier ausgestellten Zeichnungen entstanden: Salzkristalle als verdichtete Substanz in manchmal auf den ersten Blick bizarren, schwer deutbaren Formen, zu denen der Zugang erst zu erringen ist — auch darin spiegelt sich

ein Aspekt der Realität von Menschen wie Restituta, die über das leicht nachvollziehbare Mittelmaß hinausgewachsen sind.



Sr. Restituta bricht vom Hakenkreuz die Haken ab, stellt so das Kreuz Christi wieder in der NS-Zeit her

Ernst Degaspero 1992  
Federzeichnung auf Papier  
85 x 66 cm

© Franz Josef Rupprecht,  
Mönchhof

Inge Ute Brunners Malerei auf Plexiglas (bzw. Glas) zeigt, daß der heilige Mensch auf seine innere Lichtquelle, auf Gott hin transparent wird — und gleichzeitig treten dadurch auch die Strukturen seiner eigenen Persönlichkeit klarer hervor, bekommt sein Leben erst richtig Farbe bzw. erhalten die Farbnuancen seiner eigenen Persönlichkeit erst ihre volle Leuchtkraft. Herrn Prof. P. Dr. Glade sei Dank dafür, Kurztexte für die gedruckten Bildkarten mit diesen beiden Darstellungen der Schutzpatronin Restituta verfaßt und auch noch Mitbruder Bernhard Fembek zur Verfertigung des Restituta-Mosaiks angeregt zu haben.

Ursprünglich als Geschenk unseres Ordens für Papst Johannes Paul II. anlässlich der Seligsprechung Sr. Restitutas am 21. Juni 1998 entworfen und von ihm gesegnet, nimmt Oskar Höfingers Figur „Die Mutmacherin“, in verschiedenen Größen und Materialien ausgeführt und vom Künstler jeweils handsigniert, eine Sonderstellung ein.



Die Mutmacherin

Oskar Höfing 1998  
Kalkstein, 90 cm  
Standort: Pfarr- und Wallfahrtskirche Klein Mariazell/NÖ

© Franz Josef Rupprecht, Mönchhof

Der dritte Raum führt nach „Vorleben“ und „Leben“ ins „Nachleben“ oder „Weiterleben“ der mystischen und kosmischen Dimension, wie sie Eva Mazzucco in einer Serie von Restituta-Darstellungen empfindet, von denen eine in Email in den Restituta-Gedenkstein in Oberwaltersdorf eingearbeitet ist.

Im vierten Raum, dem Panzerschrankraum, ist die religiöse Seite der Verehrung Restitutas dokumentiert, ihr „Mitleben“ mit uns und für uns heute, wobei ich betonen möchte, daß wir mit der Auswahl des Panzerschrankraums nicht sagen wollen, daß die Kirche sich in einem lichtleeren, beengenden Loch ohne Luft zum Atmen einpanzern soll, das mit einer dicken eisernen Sicherheitstür gegen unerwünschte räuberische Eindringlinge fest zu verrammeln ist.

Ernst Fuchs reißt uns mit seinem als Computerkunst ausgeführten Entwurf für eine Restituta-Versöhnungskirche bereits mit ins 3. Jahrtausend. Aus der Darstellung von Ingrid Opitz etwa spricht die Symbiose, aber auch die Spannung zwischen erdverbundener konkreter Existenz und übernatürlicher göttlicher Sendung.

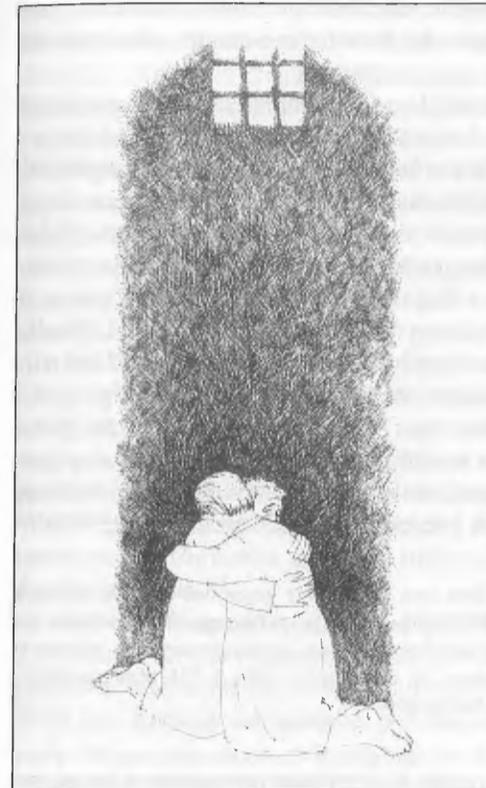
Erwin Koudelas Restituta-Plastik am Badner Pergersteg (sozusagen ein „Bildstock ohne Bild“) wurde — und dieses Beispiel soll dankbar hervorgehoben und zur Nachahmung empfohlen werden — von einem Privatmann gestiftet. Die Plastik stellt Restituta als „Brückenheilige“ dar. Das Wesensmerkmal einer Brücke besteht ja in ihrer verbindenden Tragkraft, die Kommunikation und Austausch zwischen beiden Ufern erst möglich macht, und das Lebensbeispiel der sel. Restituta fordert auch uns auf, nie — wie man es bildlich ausdrückt — „alle Brücken hinter uns abzubauen“, nie den Dialog mit der anderen Seite zu verweigern.

Im „Durchgang der kleinen Schwester in die große Herrlichkeit“ (so der Titel des Bildes von Erika Schreihans) begegnet uns der Wechsel der Perspektive von der mehr oder weniger frontalen Begegnung mit Restituta hin zur buchstäblichen Nach-Folge des Vor-Bilds. Man sieht Restituta von hinten. Der Betrachter blickt der sel. Restituta nicht mehr als einem Vis-à-vis ins Auge, sondern er sieht die Welt vielmehr mit ihren Augen. Die vielen bedrohlichen Kreuze auf dem Weg können Sr. Restituta und auch uns auf dem Weg aus dem Dunkel ins Licht nicht aufhalten.

Durch den Perspektivenwechsel wird viel sinnfälliger und damit viel intensiver die Botschaft transportiert, von der auch Restitutas Martyrium bestimmt war: Die Richtung des Christen verläuft nicht *hinaus aus dem Leben* — *hinein in den Tod*, nach dem nichts mehr ist, sondern *umgekehrt mit Christus hinaus aus dem Dunkel des Todes* — *hinein in das Licht des Lebens*, schon hier und jetzt als erlöste Menschen, und schließlich hinein in die große Herrlichkeit des ewigen Lebens.

Diese Perspektive dürfen und müssen wir nach meiner festen Überzeugung auf unser gesellschaftliches und politisches Handeln übertragen. Betrachten wir

die Szenerie in unserem Land nicht als Zuschauer von vis-à-vis, von außen bzw. als Statisten, die nur die Staffage für die Hauptakteure in Parteien und Institutionen abgeben, ohne selbst wirklich gestaltend in das Geschehen eingreifen zu können; tragen wir nicht enttäuscht unsere Lebensträume von Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Respekt, Solidarität und Liebe unter den Menschen zu Grabe und machen wir nicht, wie man umgangssprachlich sagt, resignierend „das Kreuz drüber“, sondern ändern wir die Perspektive, stellen wir uns an die Seite, ja, an die Stelle unserer Sr. Restituta, die ja auch gern „Resoluta“ genannt wurde, und ergreifen wir — wie sie — selbst die Initiative! Dazu möge die Ausstellung eine neue „Initialzündung“ sein!



Sr. Restitutas Abschied von der Mitgefangenen Anna Haider

Herbert Mayer 1998  
Tusche auf Zeichenkarton  
38 x 25 cm

© Franz Josef Rupprecht,  
Mönchhof

**DR. HEINRICH SCHÜLLER (1901–1962)**  
**Vom Widerstandskampf in den Befreiungskrieg**

Am 20. November 1942 verhaftet die Gestapo den Bezirksarzt Heinrich Schüller im niederösterreichischen Annaberg nahe Mariazell. Gleichzeitig werden fünf weitere Personen — eine Hebamme, der Leiter der örtlichen „Konsum“-Filiale und drei Arbeiter — festgenommen. Die Anklage lautet auf Hochverrat, begangen durch Gründung einer Gemeinschaft mit kommunistischer Ausrichtung der Beteiligten, die gemeinsam ausländische Rundfunksendungen abhörten und weiter verbreiteten.<sup>1</sup>

Als linker politischer Aktivist ist Heinrich Schüller seit 1932 polizeibekannt, als der im christlichsozialen Sinn erzogene junge Mann der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei beitrifft. 1934 erfolgt die Annäherung an die trotzkistische Bewegung. Unter dem austrofaschistischen Regime wird er zum erstenmal wegen des „Verdacht der Betätigung für die KPÖ“ bei einer Razzia am 10. Juli 1936 in Haft genommen.<sup>2</sup> Schüller gehört damals schon der trotzkistischen Gruppe um Franz Pavelka<sup>3</sup> an, deren illegale Korrespondenz mit der Internationalen Linksoption durch Denunziation der Polizei in die Hände fiel. Pavelka schützt Dr. Schüller, indem er alles zugibt.<sup>4</sup> Aber noch im selben Jahr wird Schüller wiederum Opfer der Ständestaat-Justiz — wegen Beleidigung des Heimwehrgrafen Starhemberg wird er vom Regierungskommissär in St. Pölten mit 42 Tagen Arrest bestraft.<sup>5</sup> Nach dem Einmarsch der Nazis macht er gegenüber seinen Bekannten und Patienten aus seiner staatsfeindlichen Einstellung kein Hehl. Im Jahr 1939 wird er vom Landrat St. Pölten wegen gehässiger Kritik

<sup>1</sup> Anklageschrift des Generalstaatsanwaltes vom 27. 4. 1943 gegen den Arzt Dr. Heinrich Schüller u. a. wegen Hochverrats (DÖW 20.000, S. 264 f.). Im folgenden Text wird auch die von Eric Wegner verfaßte, offenbar auf trotzkistischen Zeitzeugenberichten beruhende Kurzbiografie in der Zeitschrift *Marxismus*, Nr. 10, Dezember 1996, S. 216, ohne ausdrückliche Zitierung immer wieder als Quelle herangezogen.

<sup>2</sup> Anklageschrift.

<sup>3</sup> Franz Pavelka war vom 15. 2. bis 31. 10. 1934 und vom 30. 4. 1936 bis Mitte Juni 1937 wegen seiner politischen Aktivitäten inhaftiert (DÖW 16.413/7). Nach 1945 betätigte er sich als führender Funktionär bei der Transportarbeitergewerkschaft und den Sozialistischen Freiheitskämpfern (vgl. Jean Maitron/George Haupt [Hrsg.], *Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier international – l'Autriche*, Paris 1971, S. 221 f.).

<sup>4</sup> Franz Pavelka, *Memoiren I*, S. 22 (befinden sich im Institut voor Sociale Geschiedenis/Amsterdam — Kopie im DÖW).

<sup>5</sup> Auszug aus dem Strafakt OLG Wien, OJs 216/43 (DÖW 20.000, S. 264 f.).

am *Stürmer* mit 14 Tagen Arrest in Strafe genommen. Im darauffolgenden Jahr bringt ihm die „Verunglimpfung eines Soldatenliedes“ eine staatspolizeiliche Verwarnung ein.<sup>6</sup>

Durch dieses politische Vorstrafenregister auffällig geworden, wird er 1942 abermals verhaftet.<sup>7</sup> Die Anklage lautet dieses Mal auf Hochverrat. Nach Meinung des Generalstaatsanwaltes soll Schüller bereits im Herbst 1939 um sich einen Kreis von Personen gebildet haben, die sich alle sechs bis acht Wochen in wechselnden Wohnungen zu „politischen Aussprachen“ trafen. Dort hielt der Angeschuldigte regelmäßig Vorträge über die innen- und außenpolitische Lage, wobei er meist von ausländischen Rundfunksendungen ausging. Zu diesem Zweck hörte er nicht nur selbst in seinem Heim die Feindsender, darunter den Londoner und den Moskauer Sender, sondern stellte auch bei den Zusammenkünften in den Wohnungen der übrigen Angeschuldigten die dort befindlichen Rundfunkgeräte auf die deutschsprachigen Feindsendungen ein. Bei all diesen Zusammenkünften suchte Schüller, nach der Meinung des Generalstaatsanwaltes, im zersetzenden Sinn auf seine Zuhörer einzuwirken, indem er aus den Ausführungen meist den Schluß zu ziehen trachtete, daß Deutschland den Krieg verlieren müsse. Als Schüller im Laufe des Jahres 1942 durch berufliche Überbürdung gehindert war, regelmäßig Zusammenkünfte zu organisieren, verfertigte er „Schulungsbriefe“ an seine „Lieben Freunde“. Im Laufe des Jahres 1942 verfaßte er drei derartige Schreiben, die er stets in mehreren Stücken auf der Schreibmaschine herstellte.<sup>8</sup>

Der Generalstaatsanwalt verfügte außerdem über die Zeugenaussage einer Verkäuferin: Schüller, den sie anlässlich eines Erholungsurlaubes kennengelernt hatte, habe sich ihr „eindeutig als ‚links‘ eingestellt zu erkennen gegeben“; weiters habe er sich auch bei ihr anlässlich eines Wien-Aufenthaltes im Fachgeschäft, in dem sie tätig sei, nach alten Uhrwerken erkundigt. Auf die Frage der Verkäuferin nach der Zweckbestimmung soll er wörtlich erklärt haben: „Wir brauchen alte Uhrwerke, um sie in Böller einzubauen, das geht so in die Luft, das macht so puff!“<sup>9</sup>

Dieser Anklagepunkt ist für die nationalsozialistische Blutjustiz normalerweise Anlaß für ein Todesurteil. Doch Schüller hat Glück im Unglück. Die Zeugin ändert im Verlauf der nicht öffentlichen Hauptverhandlung im Landesgericht Wien ihre Aussage dahingehend, daß der Arzt die Uhr primär erstanden habe,

<sup>6</sup> Ebenda, S. 2.

<sup>7</sup> Die Verhaftung Schüllers und seiner Mitangeklagten wird auch im Tagesbericht der Gestapo Nr. 2 vom 4.–7. 12. 1942 vermerkt (DÖW 5733) — publiziert in DÖW (Hrsg.), *Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945*, Wien 1975, Bd. 2, S. 210.

<sup>8</sup> Auszug aus dem Strafakt.

<sup>9</sup> Anklageschrift.

um „auf dem Lande dafür Lebensmittel einhamstern zu können“.<sup>10</sup> Der Richter resümiert: „Wenn der Angeklagte Dr. Schüller sich als Trotzlist bezeichnet hat, so entspricht seine Aufklärung, daß im Hinblick auf die ablehnende Stellung Trotzlist zur 3. Internationale Stalins und zur Demokratie für ihn die Bezeichnung Trotzlist nur ein Sammelbegriff für seine politischen Gedankengänge sei, womit er lediglich deklarieren wollte, daß er von links komme, durchaus der verworrenen Denkungsart des Angeklagten.“ Außerdem hält der Richter Schüller zugute, daß er, wenn auch eine volle Unzurechnungsfähigkeit oder verminderte Zurechnungsfähigkeit (§ 51 RStGB) bei ihm nicht vorliege, ein abwegiger Sonderling sei, ein „schizothymen [schizophren veranlagter] Psychopath“, „welcher durch bizarre Gedankengänge und Handlungen auffällig in Erscheinung tritt“.<sup>11</sup>

Auf der Grundlage dieser rechtlichen Würdigung wird vom Landesgericht für Strafsachen die Anklage wegen Hochverrats und strafbarer Handlungen nach dem Sprengstoffgesetz und dem Gesetz gegen die Neubildung von Parteien fallengelassen. Ebenso wenig können die Anklagepunkte wegen Geheimbündelei und der Absicht, „die Wehrkraft des deutschen Volkes zu seiner siegreichen Selbstbehauptung lähmen zu wollen“, beweiskräftig untermauert werden. Übrig bleibt der Vorwurf, ausländische Sender gehört und feindliche Rundfunknachrichten verbreitet zu haben. Schüller wird zu einer Zuchthausstrafe von drei Jahren und sechs Monaten und vier Jahren Ehrverlust verurteilt.<sup>12</sup>

Diese Strafe sitzt Schüller in der Strafanstalt Bernau nordöstlich von Berlin ab, bis er am 23. Mai 1945 durch Verfügung eines Offiziers-Komitees des Military Government of Germany entlassen wird.<sup>13</sup>

Nach Wien zurückgekehrt, eröffnet Heinrich Schüller eine Praxis im 20. Gemeindebezirk, wo er aufgrund seines sozialen Engagements und seines nimmermüden Einsatzes bei den Patienten sehr beliebt ist. Obwohl er offiziell der SPÖ beitrifft, entfaltet er insgeheim unter dem nom de guerre „Simon“ zahlreiche Aktivitäten für die Internationalen Kommunisten Österreichs. Da diese trotzkistische Gruppe durch die Präsenz der sowjetischen Besatzungsmacht zur Untergrundarbeit gezwungen ist, beschließt er mit einem politischen Freund zur Tarnung die Neugründung des Arbeiter-Samariter-Bundes. Der Plan gelingt. Im Proponentenkomitee, das sich im April 1947 konstituiert, und in dem am 3. Juni 1947 gewählten provisorischen Bundesvorstand stellen die Trotzlisten die Mehrheit. Im folgenden Jahr werden von der Hauptversammlung Schüller als

<sup>10</sup> Auszug aus dem Strafakt.

<sup>11</sup> Ebenda.

<sup>12</sup> Ebenda.

<sup>13</sup> Verfügungsbefehl über einen Gefangenen — Order for Disposal of Inmates, 3. 5. 1945 (DÖW 20.000, S. 264 f.).

Obmann, sein Stellvertreter — zugleich Schriftführer — sowie ein Beisitzer aus dem trotzkistischen Kreis bestätigt.<sup>14</sup>

Die unter dem Deckmantel des Arbeiter-Samariter-Bundes vorgenommenen Untergrundaktivitäten bleiben den nicht-trotzkistischen Mitgliedern dieser Organisation ebenso unbekannt wie der sowjetischen Kommandantur, welche die Tätigkeit des Vereins lange vor den westlichen Alliierten bewilligt.<sup>15</sup> Schüller amtiert unbeanstandet als Obmann, bis er 1953 gezwungenermaßen zurücktreten muß.

Die Ursache dafür liegt nicht im politischen Bereich. Vielmehr hat er — bereits nach Meinung des nationalsozialistischen Generalstaatsanwaltes — „seine unsoziale Tätigkeit [...] seit seiner Tätigkeit in Annaberg“ dadurch dokumentiert, daß er „an zahlreichen Frauen Eingriffe zur Abtreibung der Leibesfrucht vornahm“. Die Staatsanwaltschaft des Landesgerichts St. Pölten glaubte, ihm für das Jahr 1942 19 derartige Fälle nachweisen zu können.<sup>16</sup> Auch nach Wiederaufnahme seiner ärztlichen Praxis 1945 führte er Abtreibungen durch. Wie von mehreren Zeitzeugen übereinstimmend bekundet, war seine Motivation dafür ausschließlich ideologisch und sozial. Oft nahm er den verbotenen Eingriff in einer Badehütte in Klosterneuburg sogar gratis vor. Zu seinen Patientinnen zählten auch die Frauen und Freundinnen von hochgestellten Wiener Polizeioffizieren.<sup>17</sup>

Als im Jahre 1953 diese illegalen Aktivitäten einem Erpresser bekannt werden, glaubt Schüller, sich vor dessen finanziellen Forderungen nur retten zu können, indem er ihn von einem gedungenen Gewalttäter zusammenschlagen läßt. Erreicht wird damit das Gegenteil. Die Affäre wird in einer Weise öffentlich, daß es auch hochrangigen Freunden bei der Polizei unmöglich ist, diesen Vorfall zu vertuschen.<sup>18</sup>

Der Prozeß endet mit einer eineinhalbjährigen Haftstrafe, die Schüller in der Strafanstalt Stein an der Donau absitzen muß. Da er im Zuge seiner rechtskräftigen Verurteilung sogar seine Approbation verliert, ist er nach seiner Entlassung am 27. Jänner 1955<sup>19</sup> gezwungen, zur Finanzierung seines Lebensunterhalts

<sup>14</sup> Bei den Trotzlisten handelte es sich um Franz Drexler, Martin Gludovatz und Friederike Schlestak. Die personelle Zusammensetzung des Proponentenkomitees wurde von Paul Meihsl, dem Historiografen des Arbeiter-Samariter-Bundes, bei einem Interview am 27. 10. 1998 bekanntgegeben. Die Namen der Mitglieder der späteren Leitungsgremien können in seinem Buch „Von der Selbsthilfe zur Einsatzorganisation. Die Geschichte des Arbeiter-Samariter-Wesens“, Wien 1992, S. 53 ff., nachgelesen werden.

<sup>15</sup> Interview mit Paul Meihsl am 27. 10. 1998.

<sup>16</sup> Anklageschrift.

<sup>17</sup> Interviews mit Karl Blöchle am 27. 10. 1998, Reimar Holzinger am 11. 11. 1998, Paul Meihsl am 27. 10. 1998; Schreiben Karl Kraupas (†) vom 23. 5. 1976.

<sup>18</sup> Interview mit Paul Meihsl am 27. 10. 1998. Die Einsichtnahme in den Gerichtsakt wurde dem DÖW verwehrt.

<sup>19</sup> DÖW 20.000, S. 264 f.

Frösche für Laborversuche zu fangen.<sup>20</sup> Politisch ist er weiterhin im Rahmen der Internationalen Kommunisten Österreichs aktiv. Sein Haupttätigkeitsgebiet ist die Solidaritätsarbeit für die algerische Befreiungsfront, die „Front de la Libération Nationale“ (FNL), in der damals neben den Trotzlisten linke Sozialdemokraten<sup>21</sup> und Kommunisten engagiert sind. Die Internationalen Kommunisten Österreichs unterhalten zur Unterstützung der FNL eine Untergrunddruckerei in Wien.

Über die Solidaritätsarbeit kommt Schüller auf den Gedanken zu emigrieren. Er folgt einem Aufruf des Internationalen Sekretariates der IV. Internationale zur Unterstützung des algerischen Befreiungskampfes.<sup>2</sup> Nach einem kurzen Zwischenstopp in Jugoslawien reist er nach Tunesien weiter, wo die FNL für algerische Flüchtlinge Spitäler unterhält. Hier fragt niemand nach seiner Approbation. Schüller darf wieder praktizieren und sich um die Patienten kümmern, die ihm ganz besonders am Herzen liegen — die Kinder!

Heinrich Schüller stirbt in Tunesien an den Folgen der Ruhr.<sup>23</sup> Obwohl der genaue Todestag nicht bekannt ist, sprechen viele Fakten dafür, daß der revolutionäre Arzt noch den Sieg der algerischen Befreiungsfront 1962 hat miterleben dürfen.

<sup>20</sup> Interview mit Reimar Holzinger am 11. 11. 1998.

<sup>21</sup> Siehe dazu: Karl Blecha, Helfer der gerechten Sache. Wie Österreicher Legionäre „abgezogen“, in: *AZ-Journal* („20 Jahre Algerien — Wiedergeburt einer Revolution“) vom 2. 7. 1982.

<sup>22</sup> Zu den Aktivitäten der IV. Internationale für die FNL vgl. Claus Leggewie, Kofferträger — Das Algerien-Projekt der Linken in Adenauer-Deutschland, Berlin 1984, S. 104 ff. und 129 ff.

<sup>23</sup> Schreiben Karl Kraupas (†) vom 23. 5. 1976.

„ER WAR JA NICHT SO ...“

Adolf Hitler entläßt persönlich am 25. Januar 1942 Amalia Hoisl, Häftling Nr. 2054, aus dem Ravensbrücker Außenlager Comthurey

Interviews mit Amalia Hoisl im Sommer 1997, 1998 und 1999 in Klagenfurt und Guttaring, Kärnten

### Einführung

Im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Erhebungen in Österreich war es dem Urheber dieser Interviews möglich, Frau Amalia Hoisl ausfindig zu machen. Ihre Erlebnisse im Frauenlager Ravensbrück<sup>1</sup> und anschließend im Außenlager Comthurey sind in persönlicher, historischer und sozialpsychologischer Hinsicht von besonderem Interesse und großer Bedeutung. Bisher war es an einem konkreten Vorfall noch nicht bewiesen, daß Adolf Hitler jemals 1) persönlich ein Konzentrationslager besucht, 2) mit Häftlingen gesprochen und 3) einige von ihnen ausgesucht und entlassen hat. Soweit festgestellt werden konnte, ist bisher Frau Hoisl die einzige überlebende Zeugin solch eines Vorfalles. Nach ihren Angaben hat Hitler etwa eine Viertelstunde lang mit den Frauenhäftlingen gesprochen und davon ungefähr fünf Minuten mit ihr persönlich.

<sup>1</sup> Gemäß Rechercheergebnis vom 19. 7. 1999 der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück wurde bestätigt: „In der Zugangsliste des Frauen-KZ Ravensbrück vom 10. 8. 1939 sind folgende Angaben vermerkt:  
Name: *Hoisl*  
Vorname: *Amalie* [sic!]  
Geb.-Datum: 3. 7. 1918  
Haftgrund: *asozial*  
Haft-Nr.: 2054“

Dieses Schreiben an den Verfasser wurde von Frau Monika Herzog (wissenschaftliche Mitarbeiterin der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück) unterschrieben.

Außerdem liegt dem Verfasser eine Bestätigung der Polizeidirektion Klagenfurt vom 25. 6. 1998 vor, welche besagt, „daß Frau Amalia Hoisl, geb. 3. 7. 1918, ho. Meldeamtsaufzeichnungen am 13. 2. 1942 von „Fürstenberg, West Josefinumstraße 44“ nach Klagenfurt gezogen ist.“ Die Bestätigung ist von Herrn Dr. Nadler im Namen des Bundespolizeidirektors von Klagenfurt ausgestellt.

Frau Amalia Hoisl ist ein uneheliches Kind. Ihre Mutter starb im Wochenbett, und ihren Vater lernte sie nie kennen. Ihr Besuch der Volksschule war nur sporadisch, da sie schon als Kind in der Landwirtschaft bei den jeweiligen Tanten, die sie aufgenommen hatten, mitarbeiten mußte. Amalia Hoisl wuchs in der Nähe von Maria Saal, nicht weit vom Magdalensberg, auf.

Mit etwa fünfzehn Jahren siedelte sie dann zu einer anderen, ihr „lieberen“ Tante über. Sie arbeitete weiterhin in der Landwirtschaft bei ihren Verwandten und dann noch zusätzlich im Restaurant „Dermuth“, das sich in St. Martin, einem Vorort von Klagenfurt, befand bzw. noch befindet. Nach ihrer Rückkehr aus dem Konzentrationslager arbeitete Frau Hoisl vorerst, wie ihr befohlen war, als Magd in der Landwirtschaft, später wieder bei „Dermuth“ und zuletzt, bis zu ihrer Pensionierung, in einem Klagenfurter „Konsum“-Geschäft.

Der Verfasser hat die überlebende Insassin Nr. 2054 des KZ Ravensbrück in den Sommern 1997, 1998 und 1999 ausführlich befragt und diese Gespräche auf einem professionellen Tonbandgerät aufgenommen. Um sowohl die Authentizität des Inhalts als auch die der Kärntner Mundart beizubehalten, wurden die Tonbänder genauestens von zwei Zivildienstleistenden (Zivildienern), die in der Stiftung Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes in Wien tätig waren, transkribiert.

Der Autor dieses Berichtes hat Frau Hoisl Photographien namhafter SS-Angehöriger vorgelegt, um festzustellen, ob sie diese im Stammlager Ravensbrück oder Außenlager Comthurey gesehen hat und sich an sie erinnern konnte. Sie hat dann auch spontan den Reichsführer-SS Heinrich Himmler und den SS-Obergruppenführer und General der Waffen-SS, Karl Wolff, der zu dieser Zeit Chef des persönlichen Stabes Himmlers war, erkannt. Sie sagte: „Der [Wolff] war mit ihm [Himmler].“ Auf diesen Bildern erkannte sie auch den von ihr fälschlich als „Direktor“ benannten SS-Obergruppenführer Oswald Pohl, Chef des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes. Sie nannte ihn auch „den Dicken“. Wie so viele andere Häftlinge war auch Frau Hoisl über die Infrastruktur der SS und der NSDAP überhaupt nicht im Bilde und deshalb im Lagerleben nicht sehr „gewieft“.

Es soll hier betont werden, daß Frau Hoisl noch nie vorher mit einer anderen Person ausführlich über ihren Leidensweg im Konzentrationslager so eindrucksvoll gesprochen hat. Sie gab an, daß entweder kein Interesse dafür vorhanden gewesen war, was sie zu erzählen hatte, oder man es nicht hören wollte, weil es zu bedrohlich war oder man ihr einfach nicht glaubte. Deswegen schwieg sie lieber. Bei ihrer Entlassung aus Ravensbrück, so sagte sie, sei ihr ohnehin strengstens, unter Androhung erneuter Inhaftierung, verboten worden, über ihre Erfahrungen und die Verhältnisse in den Lagern zu sprechen.

## Interpretation einiger inhaltlicher Einzelheiten der Gespräche

Was für ein „Verbrechen“ hatte die damals zwanzigjährige, apolitische Amalia Hoisl verübt, um als Asoziale wegen Arbeitsverweigerung ins KZ zu gelangen? Im Juli 1939 wurde sie zum Arbeitsamt in Klagenfurt bestellt, um aus einem dortigen Restaurant („Dermuth“), wo sie als Hilfsarbeiterin angestellt war, als Magd in einen Landwirtschaftsbetrieb abkommandiert zu werden, weil es „der Führer so [wollte]“, so die Angestellte des Arbeitsamtes. Darauf entgegnete Frau Hoisl: „Hitler kann mich am Arsch lecken!“ Das war Grund genug, in ein Konzentrationslager verschleppt zu werden.

Einzelheiten über ihre Erlebnisse hat Frau Hoisl besonders eindrücklich auf Tonband beschrieben. Es ist verständlich, daß eine schriftliche Transkription ihrer verbalen Aussage nicht gerecht werden kann. Um ihre Aussagen so wirklichkeitsgetreu wie nur möglich wiederzugeben, entschied sich der Verfasser für eine wörtliche Transkription.<sup>2</sup> In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, daß nichtjüdische Überlebende von Konzentrationslagern nicht immer entsprechende Aufmerksamkeit eines breiten Bevölkerungskreises erhalten. Auch dies soll mit der vorliegenden Arbeit ein wenig nachgeholt werden.

Frau Hoisl wiederholt in ihren Ausführungen ausdrücklich, wie kraß die unterschiedliche, noch entsetzlichere Behandlung von Juden und Zigeunern im Vergleich zu den nichtmosaischen Häftlingen in Ravensbrück war, und das schon in den Jahren 1939–1942. Auch die besonders solidarische Einstellung der sogenannten Bibelforscher wird in ihren Interviews kurz beschrieben.

Im Sklavenarbeitslager Comthurey gab es nur nichtjüdische Häftlinge, wahrscheinlich, weil es sich um ein vom Diplomlandwirt Himmler besonders begünstigtes und gepflegtes „biologisch-dynamisches Landwirtschaftsgut“ mit Pferden und Rindern handelte. Außerdem war es die feudale Residenz des SS-Obergruppenführers Oswald Pohl, des Leiters des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes (geboren am 30. Juni 1892, am 8. Juni 1951 als Kriegsverbrecher gehängt). Pohl war zusätzlich für den Einsatz von KZ-Insassen als Sklavenarbeiter sowie für die Inspektion der KZ und letztlich für die ökonomische Ausbeutung der jüdischen Verfolgten und Opfer des NS-Judenvernichtungsprogramms verantwortlich.<sup>3</sup>

In diesem besonderen Lager, das von Naziführern oft besichtigt wurde, waren, wie schon gesagt, jüdische Häftlinge unerwünscht. Die Lebensbedingungen, die in diesem Lager herrschten, waren, im Vergleich zu den meisten ande-

<sup>2</sup> Die Interviews sind trotz mancher inhaltlicher Leerstellen absichtlich in ihrer Weitläufigkeit und mit allen Ungereimtheiten wiedergegeben, um dem Leser ein unverfälschtes Bild von der Persönlichkeitsstruktur der Interviewten zu vermitteln.

<sup>3</sup> Robert Wistrich, *Wer war wer im Dritten Reich*, München 1982, S. 208.

ren, wesentlich besser und boten daher höhere Überlebenschancen, wie es auch Frau Hoisl schildert.

In Frau Hoisls Ausführungen muß berücksichtigt werden, daß seit ihren Erlebnissen im Lager 57 Jahre vergangen sind und sie sich deswegen an manche Einzelheiten während ihrer Verfolgung nicht mehr genau erinnern kann.

Über Frau Hoisls Begegnung mit Adolf Hitler wurde sie vom Interviewer im Beisein von Heide Steyskal, einer guten Freundin, wiederholt befragt, um über diese Begegnung so genau wie nur möglich aussagen zu können. Am 25. Jänner 1942 fragte Hitler sie: „Wegen was bist du da? [...] Kannst du ruhig sagen, warum du da bist“, worauf sie erötete. „Na“, sagte er dann, „sag doch, warum du da bist“, worauf sie erwiderte: „Darf ich das leise sagen?“ Er bejahte. Diese Situation wird hier so ausführlich beschrieben, obwohl sie im folgenden Text ohnehin vorkommt, weil ihr Kommentar zu diesem Vorfall lautet: „Er war ja nicht so. Er war ja ein feiner Mensch ...“

Es wirkt etwas verwunderlich, wenn ein KZ-Häftling Hitler einen „feinen Menschen“ nennt. Frau Hoisls Meinung über Hitler spiegelt eine entwaffnende Naivität wider. Andererseits ist festzustellen, daß sie prinzipiell keine aktive Gegnerin des Nationalsozialismus war, und es muß deswegen berücksichtigt werden, daß es aus der psychologischen Perspektive heraus verständlich ist, daß ihre Haltung gegenüber Hitler auf Gegensätzen beruht. Einerseits war Hitler indirekt für ihre KZ-Einweisung verantwortlich, gleichzeitig war er aber auch der „Befreiende“. Das letztere ist, worauf sich Frau Hoisl emotionell bezieht. Sie befand sich in einer Situation, in der Hitler ihr und den anderen entlassenen Mitgefangenen (ihre genaue Anzahl konnte nicht ermittelt werden) seine Art von Barmherzigkeit zeigte, indem er sie entließ. In dieser unerwarteten, befreienden Situation verdrängte Frau Hoisl die Tatsache, daß sie auf Hitlers Zutun hin in eines seiner Konzentrationslager eingewiesen worden war.<sup>4</sup>

Außerdem ist es wichtig festzuhalten, daß Hitler eine äußerst komplizierte und problematische Persönlichkeit hatte. Als ein Ergebnis meiner zahlreichen Interviews mit und Aussagen von Personen, die zu Hitlers innerem Kreis gehörten, z. B. Albert Speer, Henriette von Schirach, Maria von Below, Ministerialrat Heinrich Heim, Christa Schroeder, den ehemaligen SS-Obergruppenführern und Generälen der Waffen-SS Karl Wolff, Felix Steiner und Wilhelm „Willi“ Bittrich und einigen mehr, die allerdings nicht zu diesem Kreis gehörten<sup>5</sup>, kann zumindest konstatiert werden, daß Hitler eine vielschichtige, unintegrierte Persön-

<sup>4</sup> Siehe das sozialpsychologische Konzept des *Primacy and Recency Effects*.

<sup>5</sup> John M. Steiner, *Power Politics and Social Change in National Socialist Germany. A Process of Escalation into Mass Destruction*, Den Haag 1975; John M. Steiner und Jochen Fahrenberg, *Die Ausprägung autoritärer Einstellung bei ehemaligen Angehörigen der SS und der Wehrmacht*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Köln und Opladen 1970, S. 551–566.

lichkeitsstruktur besaß. In bestimmten Situationen, wenn es in seine Gedankengänge paßte, konnte er charismatisch, herzlich, Anteilnehmend, großzügig, fürsorglich oder aber eiskalt, unbarmherzig und ein haßerfüllter, absolutistischer Ideologe sein, der für Blutbäder verantwortlich war, deren Ausmaß in der Geschichte der Menschheit einmalig ist.<sup>6</sup>

Zum Abschluß soll nicht unerwähnt bleiben, daß es uns mit Hilfe von Herrn Dr. Siegwald Ganglmair, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, gelungen ist, beim Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus für Frau Hoisl eine Wiedergutmachung von ÖS 70.000,- zu erlangen, wofür der Leiterin des Nationalfonds, Frau Mag. Hannah Lessing, herzlichst zu danken ist. Ohne dieses Interview hätte Frau Hoisl nicht gewußt, daß sie als KZ-Überlebende Anspruch auf eine solche Summe hat — eine Summe, die sie in ihrem langen Leben noch nie zuvor besessen hat und die ihr nun einen etwas erfreulicheren Lebensabend ermöglicht.

#### Interview I mit Amalia Hoisl am 11. Juni 1997

Anwesend: John M. Steiner (S), Amalia Hoisl (H) und Frau Heide Steyskal (HS)

H: Amalia Hoisl.

S: Und wann sind Sie geboren?

H: 3. 7. 18 in Klagenfurt.

S: Klagenfurt, sehr schön, wunderbar. Und was haben Sie gemacht zu dieser Zeit, also, wo waren Sie?

H: Ich war im Volkskeller, also im Volkskeller war ich, als Küchengehilfin.

S: Aha, Sie können gut kochen?

H: Nur so geholfen halt in der Küche. Und ich hätt sollen zum ... und da hab ich a Nachricht gekriegt vom Arbeitsamt, ich soll zu die Bauern arbeiten gehen. Und ich hab überhaupt kein Interesse ghabt für Landwirtschaft. Für mich war nur Küche und das halt, und dann die Dora, da war eine gewisse Dora

<sup>6</sup> John M. Steiner, *The SS Today and Yesterday*, in: Joel E. Dimsdale (Hrsg.), *Survivors, Victims and Perpetrators: Essays on the Nazi Holocaust*, New York 1980.

unten, und hat sie gesagt, gehn S' hin, sag ich: Na. Sage ich: Schaun S', Frau Dora, ich hab kein Interesse für Landwirtschaft.

S: Wer war die Frau Dora?

H: Das war eine Angestellte vom Arbeitsamt. Wenn ich kein Interesse habe, bleibe ich eh nicht, wenn ich kein ... und dann hat sie gesagt: Sie vergessen wohl, daß wir den Hitler haben. Und da hab ich gesagt, der kann mich auch im Arsch lecken. (lacht)

S: Das haben Sie vor ihr gesagt?

H: Ja.

S: Hat das noch jemand gehört außer ...?

H: Nur sie. Dann hat sie gesagt: Warten Sie ein bißchen, ich muß hinausgehen, was suchen. In zehn Minuten waren schon zwei Herren hinter mir, zwei Kriminalbeamte.

S: In zehn Minuten?

H: In zehn Minuten. Die hat telefoniert auf die Kripo, und die sind gleich gekommen. „Ab, gemma, weg!“ Bin ich gar nicht mehr hinaufgekommen, wo ich gearbeitet hab, und dann war ich zwei Monate auf der Polizei, bis sie das alles ...

S: Im Polizeigefängnis?

H: Im Polizeigefängnis war ich, und dann sind wir abgefahren. Das war im Juli, sind wir abgefahren. Das war im Juli 39. Ich habe nicht gewußt wohin, wie, was, gar nichts.

S: Nichts gesagt.

H: Nichts gesagt. Anziehen und gemma. Bahnhof hinunter.

S: Als Sie im Gefängnis waren, hat man Sie mißhandelt?

H: Na, das nicht. Aber ich habe nicht gewußt wohin. Sind wir halt gefahren, da waren schon dann mehrere, gell, von den Umgebungen herum, von Villach.

S: Und wie war es dann mit dem Verhör? Hat man Sie verhört oder ausgefragt?

H: Nein, gar nichts, ich hab ja auch nicht gewußt. Drinnen hab ich dann noch einmal gesagt zum Polizisten, der kann mich im Arsch lecken. (lacht)  
Dumm war ich, erst 20, 21.

S: Was hat er gemacht?

H: Der wollt nichts ... So hat er gemacht.

S: Mit dem Kopf hat er gewackelt.

H: Nachher sind wir halt gefahren. In Halle an der Saale haben wir übernachtet. Dort sind wir behandelt worden wie der letzte Dreck. Da waren wir hundert in einem bißchen größeren Raum wie da, alles zusammen.<sup>7</sup> Zu essen haben wir bekommen Wasser und Brot, war genug.

S: Keine Suppe?

H: Nichts. Am nächsten Tag sind wir wieder verfrachtet worden in einen Viehwaggon.

S: Offen oder zu?

H: Jawohl, ein bißchen war schon offen.

S: War das verdeckt?

H: So wie jetzt die Viehwaggons sind, a Fenster war schon offen. Sind wir gefahren, gefahren ... ja, mein Gott, haben wir geplärrt dort drinnen, wohin? Niemand hat uns gesagt ... In Ravensbrück, nein, in Mecklenburg ist der Zug stehengeblieben, auswaggoniert, hinein in einen Kombi alle. Dort sind zwei, drei Kombi gestanden. „So, jetzt gemma.“ „Gehen werden wir nicht, aber fahren“, weil ich hab ja meinen Humor nicht verloren gehabt. Hab ich gesagt: „Gehen werden wir nicht, aber fahren wern ma.“ Sagt der Polizist, der SS-Mann<sup>8</sup>, zu mir: „Ihnen wird das Lachen auch noch vergehen.“ Hab ich gesagt: „Na ja, kann ja sein.“ Sind wir gefahren, auf einmal stehengeblieben, und ich hab aus dem Fenster hinausgesehen. Halt, da ist ein großes Tor, Polizei, SS dort und alles, und schon Frauen, die SS-Aufsichtsfrauen waren, haben schon gewartet. Hinein in den Hof. Und da haben vier solche

<sup>7</sup> Sie meint damit ihre kleine Zweizimmerwohnung.

<sup>8</sup> Frau Hoisl sagt öfters Polizei, meint aber damit auch manchmal die SS.

Mädchen eine so große Straßenwalze gezogen, und ich sag zu meiner Freundin: „Na, schau dir das an“, und die Aufseherin hat gesagt: „Jaja, das blüht euch auch noch.“ Und ich hab halt schon wieder gelacht. Sagt sie: „Tun S' nicht lachen.“ Das war die — Zimmermann hat sie geheißt, eine ältere Dame, das war eine so feine Dame. Hat sie gesagt: „Tun S' nicht lachen.“ Hab ich gesagt: „Ich muß aber lachen, ich bin schon so.“ Na gut, aufgenommen worden, alles. Kleider gekriegt, ich hab gehabt ...

S: Mußten Sie etwas selbst ausfüllen?

H: Gar nichts. Nur Namen und wo geboren und wer und wie und was ....

S: Wer hat das gemacht?

H: Oben die SS in der Aufnahme. Ist der Direktor<sup>9</sup> oben gesessen, so ein dicker Loter<sup>10</sup>, nachher sind wir gegangen. Eine ins Lazarett, in die Lazarettstation. Am allerersten sind die Haar gegangen, mei, ich hab geplärrt. Ich hab so geplärrt. Ich hab schöne Haar gehabt, lange Haar.

S: Welche Farbe, blond?

H: So wie jetzt, nein, jetzt bin ich ja schon grau. So wie die Frau Heide da.

S: Brünett.

H: Weg die Haar. Nachher ist gekommen der Schmuck. Ich hab ja, Gott sei Dank, noch die Ohrringe gehabt und die Halskette, sonst hab ich nichts gehabt, das ist auch weggekommen. Dann haben wir Gewand gekriegt. Ich hab die Nummer gehabt 2054.

S: 2054?

H: Ja, das sehe ich noch immer. Die gestreiften Jacken und Kittel.

S: Und haben Sie einen roten Winkel gehabt?

H: Nein, ich hab einen ... na, ich hab einen Asoz... ein bißchen dunkler wie das. Asozial.

<sup>9</sup> Gemeint ist der Lagerkommandant.

<sup>10</sup> Kärntnerisch: Mann, Bursch.

S: Braun war Asozial, braun?

H: Ja.

S: Oder nicht schwarz?<sup>11</sup>

H: Schwarz haben die Juden gehabt und gelb. Schwarz und gelb, das haben die Juden gehabt.

S: Aha.

H: Rot haben die Politischen gehabt.

S: Genau.

H: Und die Arbeitsscheuen, das, was arbeitsscheu war, hat die bräunlichen gehabt.

S: Braun war das?

H: Wie möchte ich das sagen, ein bißchen dunkler wie das.

S: Aha. Na, braun wars auch nicht, weil braun waren die Zigeuner.

H: Schwarz.

S: Schwarz?

H: Ganz schwarz. Die Zigeuner waren braun, und die Juden haben gelb und schwarz und diesen Stern da drinnen. Und die Bibelforscher haben violett gehabt. Und die Asozialen waren wir, und die Politischen haben rot gehabt.

S: So ist es. Und die Grünen? Können Sie sich auch noch erinnern?

H: Und die Grünen, was haben die schnell gehabt?

S: Das waren die Berufsverbrecher.

H: Ich glaub auch, das war ja so viel. Die Grünen, die Berufsverbrecher. [...]

<sup>11</sup> Das Kennzeichen für sogenannte Asoziale war ein schwarzer Dreieckswinkel.

H: Und die Kleider, die waren ja sträflich.

S: Die gestreiften haben sie ...

H: Gestreift waren sie blau und ... grau und ...

S: Grau und blau.

H: Ja, so irgendwie, na, es ist ja schon so lang, schon bald fünfzig Jahre her.

S: Sie haben ja ein gutes Gedächtnis.

H: Ich bin gekommen in die Zweier-Baracke. Da war ich eine Nacht, waren wir eine Nacht, dann sind wir in die Einser-Baracke gekommen, weil in die Zweier-Baracke sind die Zigeuner gekommen. Da haben wir eingerichtet und so, und dann haben wir schon gewartet aufs Mittagessen. Haben wir gekriegt drei Pellkartoffel und ein bißchen eine Sauce, was für eine Sauce, das weiß ich nicht, was das ... Nachher haben wir gegessen, und dann haben wir gewartet. Sind nachher die Zigeuner gekommen. War wieder was Neues mit die Zigeuner. So liebe Kinderlein dabei und alle so arm.

S: Das war alles 39?

H: Alles 39. Na, ist schon wieder der nächste Transport gekommen. Nachher sind also Juden gekommen, haben wir gesehen. Da war ja ein enorm großer Hof, gel, wos Zählappell ist abgehalten worden. Na, da war der Strafblock. Strafblock war das Schlimmste. Dann war schon Nachmittag ... sind sie mit der Strickerei gekommen. Wir haben eine jede Woche müssen zehn Paar Socken für das Militär stricken, jede Woche.

S: Und wo haben Sie das gemacht?

H: Im Block.

S: Im Block, wo Sie gewohnt haben?

H: Ja. Und Wolle gebracht, jedem soundsoviel, und das haben wir müssen am Samstag abgeben. Wehe, du hast einen weniger gehabt. Ich hab ja voll schnell gestrickt, nun aber ... Dann sind wir schlafen gegangen. Baden. Da sind wir noch baden gegangen ins Bad hinauf. Da haben wir noch keine Angst gehabt. Aber nachher im 41er Jahr haben wir schon Angst gehabt.

S: Aber wo haben Sie geschlafen?

H: Wir haben Stockbetten gehabt. Zwei Betten zuerst einmal. Dann sind immer mehr gekommen, immer mehr, da haben sie drei Stock hoch gemacht. Und im Winter, wenn du oben geschlafen hast, war in der Früh so viel Frost auf der Decke. Mei, da wars kalt, mein Gott, da wars kalt.

S: Und das waren Strohsäcke, auf denen ...?

H: Strohsäcke, ja, ich weiß nicht, was da drinnen war, was weiß ich. Eine Bettwäsche haben wir schon gehabt. Bettwäsche haben wir da noch gehabt.

S: Und Decken? Was für Decken?

H: Vom Militär, so was die Engländer oder ...

S: Dunkelgrün?

H: Dunkelgrün, ja. Zwei haben wir gekriegt. Nachher in der Früh Betten machen. Mein Gott na. Mei, das hat so sein müssen: Da waren karierte Überzüge, haben wir müssen also genau nach dem Strich und nachher den Polster kantig. Das hat sein müssen, Kante auf Kante. Wenns nicht richtig war, hast mittag herüber das ganze Bett auseinander, statt essen hast können Bett richten.

S: Bettenbau.

H: Bettenbau machen, wenns nicht richtig war. Der Schrank, wenn was war, alles heraußen, anstatt ... warst eh so hungrig. In der Früh haben wir ja gleich ein Stückchen Brot gekriegt und schwarzen Kaffee.

S: Ersatzkaffee war das oder echter?

H: Was weiß ich. Aber was. Und wenn du in der Früh Brot gegessen hast, hast du den ganzen Tag keines mehr gehabt. Wir mehr Frauen haben wir zusammengespart, daß wir samstags haben können ein bißchen mehr essen. Marmelade haben wir gespart und so, daß wir samstags haben was zum Essen gehabt.

Nachher haben wir Betten gemacht. Wie gesagt, ich habe geplärrt dabei, hab ich gesagt: „Ich kann das nicht.“ Die Aufseherin hat gesagt: „Sie werdens

H: Und die Kleider, die waren ja sträflich.

S: Die gestreiften haben sie ...

H: Gestreift waren sie blau und ... grau und ...

S: Grau und blau.

H: Ja, so irgendwie, na, es ist ja schon so lang, schon bald fünfzig Jahre her.

S: Sie haben ja ein gutes Gedächtnis.

H: Ich bin gekommen in die Zweier-Baracke. Da war ich eine Nacht, waren wir eine Nacht, dann sind wir in die Einser-Baracke gekommen, weil in die Zweier-Baracke sind die Zigeuner gekommen. Da haben wir eingerichtet und so, und dann haben wir schon gewartet aufs Mittagessen. Haben wir gekriegt drei Pellkartoffel und ein bißchen eine Sauce, was für eine Sauce, das weiß ich nicht, was das ... Nachher haben wir gegessen, und dann haben wir gewartet. Sind nachher die Zigeuner gekommen. War wieder was Neues mit die Zigeuner. So liebe Kinderlein dabei und alle so arm.

S: Das war alles 39?

H: Alles 39. Na, ist schon wieder der nächste Transport gekommen. Nachher sind also Juden gekommen, haben wir gesehen. Da war ja ein enorm großer Hof, gel, wos Zählappell ist abgehalten worden. Na, da war der Strafblock. Strafblock war das Schlimmste. Dann war schon Nachmittag ... sind sie mit der Strickerei gekommen. Wir haben eine jede Woche müssen zehn Paar Socken für das Militär stricken, jede Woche.

S: Und wo haben Sie das gemacht?

H: Im Block.

S: Im Block, wo Sie gewohnt haben?

H: Ja. Und Wolle gebracht, jedem soundsoviel, und das haben wir müssen am Samstag abgeben. Wehe, du hast einen weniger gehabt. Ich hab ja voll schnell gestrickt, nun aber ... Dann sind wir schlafen gegangen. Baden. Da sind wir noch baden gegangen ins Bad hinauf. Da haben wir noch keine Angst gehabt. Aber nachher im 41er Jahr haben wir schon Angst gehabt.

S: Aber wo haben Sie geschlafen?

H: Wir haben Stockbetten gehabt. Zwei Betten zuerst einmal. Dann sind immer mehr gekommen, immer mehr, da haben sie drei Stock hoch gemacht. Und im Winter, wenn du oben geschlafen hast, war in der Früh so viel Frost auf der Decke. Mei, da wars kalt, mein Gott, da wars kalt.

S: Und das waren Strohsäcke, auf denen ...?

H: Strohsäcke, ja, ich weiß nicht, was da drinnen war, was weiß ich. Eine Bettwäsche haben wir schon gehabt. Bettwäsche haben wir da noch gehabt.

S: Und Decken? Was für Decken?

H: Vom Militär, so was die Engländer oder ...

S: Dunkelgrün?

H: Dunkelgrün, ja. Zwei haben wir gekriegt. Nachher in der Früh Betten machen. Mein Gott na. Mei, das hat so sein müssen: Da waren karierte Überzüge, haben wir müssen also genau nach dem Strich und nachher den Polster kantig. Das hat sein müssen, Kante auf Kante. Wenns nicht richtig war, hast mittag herüber das ganze Bett auseinander, statt essen hast können Bett richten.

S: Bettenbau.

H: Bettenbau machen, wenns nicht richtig war. Der Schrank, wenn was war, alles heraußen, anstatt ... warst eh so hungrig. In der Früh haben wir ja gleich ein Stückchen Brot gekriegt und schwarzen Kaffee.

S: Ersatzkaffee war das oder echter?

H: Was weiß ich. Aber was. Und wenn du in der Früh Brot gegessen hast, hast du den ganzen Tag keines mehr gehabt. Wir mehr Frauen haben wir zusammengespart, daß wir samstags haben können ein bißchen mehr essen. Marmelade haben wir gespart und so, daß wir samstags haben was zum Essen gehabt.

Nachher haben wir Betten gemacht. Wie gesagt, ich habe geplärrt dabei, hab ich gesagt: „Ich kann das nicht.“ Die Aufseherin hat gesagt: „Sie werdens

gleich können.“ Da war aber eine andere aus Klagenfurt noch da, die hat gesagt: „Ich werde dir helfen“, die hat mir nachher geholfen.

Dann sind wir schlafen gegangen. Am nächsten Tag auf, gemma, um sieben auf. Ist die Sirene gegangen. Aufwachen, anziehen, waschen und das. Nachher sind wir frühstücken ...

S: Heißes oder kaltes Wasser, Seife haben Sie gehabt?

H: Kaltes. Ja, Seife haben wir gehabt, aber kaltes Wasser.

S: Was war das für eine Seife?

H: Hirsch. Diese Hirsch-Seife, was wir früher gehabt haben.

S: Zum Wäschewaschen.

H: Ja. Nachher sind wir angetreten. Na.

S: Appell.

H: Ja, Appell. Und die haben sich so lang Zeit gelassen. Bis die gekommen ist. Bis die von ganz oben herunter und wieder hinauf, und nachher sind wir eingeteilt worden in die Kolonnen zum Arbeiten. Wir sind gewesen zu zwanzig, wo gehen wir hin arbeiten? Ja, wohin? Jeder eine Schaufel, Krampen in die Hand, haben wir müssen Straßenbau machen. Ich sag Ihnen, wir haben die ganzen Straßen draußen gemacht, alles. So daß uns das Blut von den Fingern ist gegangen. Und nachher sind diese Mauerblöcke gekommen, wissen Sie, diese rauhen, die was sie zum Bauen haben. Mit den bloßen Händen tragen, oft haben wir ja so fleischige Hände gehabt, hast nichts dürfen sagen. Auf Mittag haben wir schon gewartet, was wir zum Essen kriegen, ja, war halt wieder so Erdäpfel, und hie und da war so ein Bröcklein Fleisch.

S: Eine Suppe auch manchmal? Überhaupt keine Suppen?

H: Nein. Und so haben wir ... bis eins war Ruhe. Dann haben wir wieder gehen müssen, ob es nun geregnet hat oder Sonne, das war wurscht, hamma müssen gehen. Bis sechs Uhr abends haben wir durchgearbeitet. Und wenn du hast wollen auf die Toilette gehen, wenn du schnell gegangen bist, war schon der Hund hinter dir, hat sie schon den Hund auf dich gehetzt, daß du ja nicht ...

S: Wer war das? Eine Aufseherin?

H: Ja, von der SS oder was weiß ich. Ja, wissen S', wenn gute Aufseherinnen waren, die waren nicht lang. Aber wenn eine resch war, die ist dann geblieben.

S: Das waren nun Aufseherinnen. Haben Sie auch Kapos gehabt und Blockälteste?

H: Ja, aber die war eh nett. Im Winter haben wir ... Es waren zwei Abteilungen im Block. Block A und Block B. Jeder hat 10 Briketts gekriegt am Tag, aber was ist das schon, wenns so kalt ist im Winter. Nachher haben wir bis abends wieder gearbeitet. Da haben wir nichts dürfen essen noch. Schuhe putzen, alles tipp-topp. Dann sind wir Appell angetreten, und nachher haben wir erst gekriegt Essen.

S: Um wieviel Uhr war das?

H: Sieben Uhr war Appell, abends auch.

S: Sieben Uhr früh und sieben Uhr abends.

H: Nachher sind wir Appell gewesen, nachher sind wir hinein essen gegangen. Ich habe selten gegessen, weil zu müde und nachher gewohnt war ich auch nicht. Wissen S' eh, wie das ist in einem fremden ... und geplärrt hab ich alle Tag und nachher wieder gelacht, und so ist es halt gegangen. Jahre hindurch. Und jetzt kommt erst das Schönste.

S: Wurden Sie geschlagen?

H: Und wie. Nachher hat uns der Direktor hinaufrufen lassen, Äpfel abladen. Ja gut, wir waren ja hungrig, wir haben die Apfelputzen vom Weg aufgeklaut und gegessen. Die Hundefutter haben wir gegessen, die was sie haben oben bei der Küche hergerichtet für die Hunde. So hungrig waren wir. Und ich lasse eine Kiste Äpfel fallen, und die hungrigen Frauen sind darüber, und der Direktor hat mir zugeschaut. Fünf Minuten war ich schon im Zellenbau. Und dort haben sie so ein Gestell gehabt, so nach dem Körper gebaut...

S: Einen Bock?

H: Ja, einen Bock. Da bist du hinaufgeschnallt worden, und schon hast du gekriegt 25 Riemen. Und gespürt hast eh nur die ersten paar Schläge, nachher

hast eh nicht mehr ... Dann haben sie dich was eingeschmiert, dann haben sie dich hineingeschmissen in eine Zelle, und da liegst du bis in der Früh. Und in der Früh hast müssen aufstehen und wieder arbeiten gehen.

S: Da haben Sie gleich 25 bekommen.

H: 25, ja.

S: Und ohne irgendwelche ...?

H: Ja, weil ich die Äpfel habe fallen lassen.

S: Das war nicht irgendwie schriftlich?

H: Nix, da bist vorgeführt worden und fertig. Da hats nichts gegeben. Den Zellenbau haben ja wir aufgebaut, wir selber.

S: Und wer hat Ihnen die verabreicht?

H: Da war ein Mann drinnen, der was richtig fest zu ...

S: SS-Uniform?

H: Ja. War ja alles SS-Uniform drinnen. Frauen und ...

S: Hätte ja auch eine Frau sein können.

H: Hätte auch sein können. Und dann haben wir müssen Kartoffeln tragen in die Küche. Und da habe ich Glück gehabt, da habe ich aber richtig Glück gehabt. Da sind wir in die Küche gegangen, und da ist ein Sieb — wissen S', was man in die Kessel reintut —, ist Fleisch gestanden, aufgeschnitten. Und ich packe eine Faust voll heraus und packe es in die Taschen, und die Kollegin sagt: „Schau an, du hast eine ganz fette Tasche.“ Na, hab ich Angst gehabt. Und ich habe nicht gewußt wie ... habe ich das Kopftüchel eingesteckt und überhängen lassen, daß sie ja nichts sehen, und zu Mittag, wenn wir essen gegangen sind, habe ich schnell die Schürze ausgewaschen. Und die Aufseherin hat mich gefragt: „Wieso wascht du denn jetzt die Schürze?“ „Ja, ich hab mich angepatzt mit dem Essen“, hab ich gesagt. Ja, da habe ich Glück gehabt, weil da hätte ich 50 gekriegt, nicht lei 25. Da hätt ich 50 gekriegt. Na, so sind die Jahr. Bin ich noch dazu in den Strafblock gekommen. Das war extra ein Block, der war ganz hoch abgezäunt, und da haben wir

müssen elektrischen Draht ziehen bei der Mauer rundherum. Wenn jemand davon hat wollen, der ist drinnen hängen geblieben. Und da sind viele drinnen geblieben. Und da sind wir vorgeführt worden, und da haben wir schauen müssen, was uns blühen möchte, wenn wir auch das machen, und da ist es uns eh vergangen, daß wir das gemacht hätten. Da war ich einen Monat im Strafblock, ich habe mir aber nichts zuschulden kommen lassen.

S: Wie sind Sie da hineingekommen?

H: Na, eben durch die Äpfel. Noch dazu.

S: Noch zusätzlich.

H: Ich hab mir aber nichts zuschulden kommen lassen, ich habe gemacht, was gesagt worden ist, und ich habe auch gearbeitet immer fleißig und das. Nun, da bin ich herausgekommen, dann nachher waren schon zwei Jahr vorbei.

Ach ja, wegen des Badens. Nachher ist gekommen das Baden. Da haben wir schon durchsickern gehört, daß Gasleitungen eingebaut sind worden. Ja, baden gehen, ist keiner gegangen. Wir sind lieber im Winter ins Bad raus in Waschraum gegangen baden mit dem eiskalten Wasser, bevor wir sind rauf ins Bad gegangen. Und die Zigeuner ...

S: Weil es so weit war?

H: Nein. Wie weit war denn das ... na, von hier bis zum Parkplatz hinaus.

S: Warum wollten Sie dann nicht ins Bad?

H: Weil wir eben Angst gehabt haben, daß sie uns vergasen.

S: Ah, deswegen. Das haben Sie schon gehört, daß man das ...

H: Das haben wir schon gehört, daß sie da eine Gasleitung einbauen. Da haben wir uns nachher lieber im Waschraum mit dem kalten Wasser gewaschen und gebadet, bevor wir da hinauf sind gegangen. Wir haben ja so Angst gehabt, Frau Heide.

HS: Das glaube ich Ihnen.

S: Haben Sie gewußt ... Wurden da auch Leute wirklich vergast?

H: Freilich, die Zigeuner. Die sind abends da gewesen, in der Früh hast du keinen mehr gesehen. Kinder, so herzige Kinder sind gewesen, alte Frauen und Männer ... hast keinen mehr gesehen.<sup>12</sup>

S: Haben Sie gesehen, was denen passiert ist.

H: Das haben wir nicht gesehen, aber wir haben es uns können denken. Wo hätten sie in der Nacht hinverschwinden können, so schnell?

S: Was ist dann mit ihnen passiert?

H: Die haben sie bestimmt ... Was in den Zellenbau alles eingebaut war, haben wir ja gar nicht gewußt. Und die Juden, die haben sie wohl auch getrieben. Ich seh immer noch die alte Frau. Da hat ihr die Aufseherin so einen Fußtritt gegeben, daß sie fünf Meter weit geflogen ist, so ein kleines Weiberl gewesen, hat sie Durchfall gehabt, und hat sie halt wollen öfters aufs Klo gehen.

S: Die SS-Aufseherin?

H: Na, die Jüdin hat wollen öfters aufs Klo gehen, und die ist schon mit dem Hund hinten nach. Und weil sie hat öfters wollen gehen, hat sie so einen Tritt bekommen, daß sie fünf Meter weit geflogen ist. Na, sag ich, mit die Juden haben sie schon was ...

S: Die haben sie anders behandelt.

H: Ja, die haben sie ganz schiach behandelt, ganz grauslich. Na, und die Bibelforscher, die haben mir nicht erbarmt, weil die hätten ja können nach Hause gehen. Da sind ein paar entlassen worden. Die sind bis zum Tor gegangen, dann sind sie wieder zurückgekommen. Hab ich gesagt, ich würde so laufen, daß es raucht hinter mir, und die sind wieder zurück. Also ist die Zeit vergangen, und wenn eine davongegangen ist — es haben wohl einige bei der Arbeit probiert davongehen —, haben wir müssen stehen, über Mittag ste-

<sup>12</sup> Frau Hoisl irrt, eine Gaskammer wurde erst Anfang 1945 neben dem Krematorium funktionell, und während des Winters 1944/45 wurde das Jugendlager Uckermark, soweit festgestellt werden konnte, in ein Vernichtungslager umgestaltet. So das Internationale Ravensbrück-Komitee. (1945–1995. Befreiung der Nazi-Konzentrationslager. Herausgegeben von den Internationalen Lagerkomitees von Auschwitz-Birkenau, Buchenwald-Dora, Dachau, Dora-Mittelbau, Mauthausen, Natzweiler-Struthof, Neuengamme, Ravensbrück, Sachsenhausen, Brüssel o. D., S. 44.)

hen draußen. Kein Essen, gar nichts, und abends auch wieder. Bis sie diejenige gefunden haben, aber Gnade Gott, es ...

S: War es möglich auch wegzulaufen?

H: War schon. Bei der Arbeit draußen schon. Wohl, wohl. Bei der Arbeit hättest schon können.

S: Und haben sie die alle wieder gekriegt?

H: Ja, alle. Alle wieder gekriegt. Nun waren schon zwei Jahr draußen — Wahnsinn, zwei Jahr. Auf einmal heißt es: „Zweier-Block zum Direktor.“ Haben wir schon wieder Angst gehabt. Na, was wird jetzt? Sind wir vorgeführt worden. „Was kannst du?“ Ja, hab ich gesagt, was ich kann: arbeiten, aufräumen, das eine und andere. „Ja, gut, draußen warten. Die nächste.“ Da sind wir 150 ausgesucht worden. Sind zwei Wochen vergangen. Wo kommen wir jetzt hin? Da haben wir schon wieder Angst gehabt.

S: Daß es eventuell noch schlimmer wird?

H: Daß es eventuell noch schlimmer wird. Haben wir gedacht, daß wir vielleicht in ein anderes Lager kommen, das noch schlimmer wird. In der Früh heißt es „Zusammenpacken und gehen!“ Sind wir ins Auto hinein und sind wir dann schon wieder gefahren. Gefahren, gefahren, gefahren, und dann sind wir nach Mecklenburg gekommen in Himmler sein großes Gut.<sup>13</sup> Sie, soweit das Auge gereicht hat, hat dem gehört. Ein großes Schloß gewesen, schön, ein See unten, und oben war die Küche auf der Anhöhe, und unten war die Wohnbaracke von uns. Nun, was sollen wir jetzt tun? Jetzt ist ein paar Tag vergangen, bis die Küche fertig war. Ich bin zu den Pferden gekommen. Wissen Sie, ich habs wieder gut gehabt. Ich bin zu den Pferden gekommen, die andere ist zu den Schweinen gekommen, die andere zu den Kühen gekommen, jede hat müssen was arbeiten. Aber essen haben wir auch nicht so gekriegt. Jeden Tag so Kartoffeln und Kraut und Rüben, und weiß der Teufel was. Haben wir müssen alles selbst bewirtschaften draußen, die Frauen. Ich bin halt den ganzen Tag mit den Pferden gefahren.

S: Das hat dem Himmler gehört?

H: Dem Himmler, ja.

<sup>13</sup> Comthurey und Brückenthin waren „biologisch-dynamisch gewirtschaftete“ SS-Güter, denen der Diplomalndwirt Heinrich Himmler besondere Aufmerksamkeit schenkte.

- S: Haben Sie den manchmal gesehen?
- H: Nein. Die Soldaten waren draußen, die SS-Soldaten. Aber die haben sie dann nachher auch weg, weil wir Frauen draußen waren. Und dann haben wir gesehen, was die mit den ... da haben sie ganze Schinken in den See geschmissen, weil sie schimmelig waren. Und wir Frauen haben es herausgeklaubt, haben das Schimmelige weggeschmissen und haben es gegessen.
- S: Weil es verschimmelt war.
- H: Weil es oberhalb verschimmelt war, und das haben wir heraus, haben wir eh Angst gehabt, daß uns jemand erwischt — was glauben S', dann hätten wir ja ... und nachher haben wir fest gegessen. Nachher war ein — wie sagt man denn das — Schweizer sagt man bei uns, wenn einer bei einem Großbauern melkt, Schweizer haben wir immer gesagt. Der war ein älterer Mann, der war ein ganz feiner Mann. Komm zu mir herein, hat er gesagt, kannst jeden Tag jausnen kommen. Und so ist auch dort wieder die Zeit vergangen, dann ist der Winter gekommen im 42er Jahr. Im Jänner [am 25. 1.] — ich sehe den Hitler noch vor mir stehen — auf einmal kommt ein ganzes Auto voll SS, und er vorne. Der Hitler, der Himmler und ein paar SS-Männer.
- S: Haben Sie also dort doch den Himmler gesehen?
- H: Ja, draußen habe ich ihn nachher gesehen, aber auch nicht ... Wir haben ja schon wieder weiß Gott was gedacht.
- S: Und wissen Sie, wer da aller dabei war? Der Hitler, der Himmler und wer noch?
- H: SS-Männer.
- S: Sie wissen nicht genau wer. Namen kennen Sie nicht?
- H: Nein. Die Namen haben wir nicht ...
- S: In welchem Jahr war das?
- H: Im 42er Jahr, im Jänner. So, jetzt hat er ... alle 150 sind wir aufgestellt worden. „Wegen was bist du da, ja, und du ...?“ Jetzt kommt er auf mich zu. Und ich habe schon wieder gelacht.

- S: Und das war der Hitler?
- H: Der Hitler, ja. Sagt er: „Wegen was bist du da?“
- S: „Du“? Der Hitler hat „du“ gesagt?
- H: Ja. Sagt er: „Kannst ruhig sagen, warum du da bist.“ Und ich bin ganz rot geworden. Na, sagt er: „Sag doch, warum du da bist?“ Habe ich gesagt: „Darf ich das leise sagen?“ Sagt er ja. Er war ja nicht so. Er war ja ein feiner Mensch, so.
- S: Ein feiner Mensch war er?
- H: Er war, ja ... wie möchte ich denn sagen? ... Es ist, glaub ich, alles von den anderen ausgegangen. Er allein vielleicht war da ... Na, habe ich gesagt: „Wissen S' was, ich hätte gehen sollen zu die Bauern arbeiten gehen, und da habe ich gesagt, der Hitler kann mich im Arsch lecken.“ Der hat so gelacht, hat er gesagt: „Ah, das haben Sie gesagt.“ Sag ich ja. Sagt er: „Gut, Sie sind entlassen.“<sup>14</sup>
- S: Hat er nur gelacht?
- H: Ja. Auf Handschlag sind wir entlassen worden. Na, das war an einem Samstag, und da sind wir nachher wieder ...
- S: Und da war der Himmler dabei oder ... ?
- H: Ja, da war der Himmler dabei.
- S: Und der hat das alles mitgehört?
- H: Der hat geschmunzelt.
- S: Der Himmler?
- H: Aber ganz heimlich. Aber wir haben den nicht mögen. Wissen Sie, der war einmal im Lager. Wenn Besuche angesagt waren von diesen Herren, haben wir alles gehabt. Butter, Wurst ... alles zum Frühstück gekriegt.

<sup>14</sup> Der Verfasser hat im Juli 1999 Frau Hoisl noch einmal eingehend befragt, ob Hitler sie mit „du“ angesprochen hat. Sie hat das dann auch eindeutig bestätigt.

S: Und das war wann?

H: Im 42er Jahr war er einmal draußen. Und da ist dann die Prügelstrafe aufgekomen. Der hat dann die Prügelstrafe aufgebracht, der Himmler, den haben wir nicht mögen, haben wir immer Angst gehabt, wenns geheißen hat ... Aber es ist nur einmal oder zweimal gewesen. Nachher sind wir entlassen worden, an einem Samstag.

S: Wie war das dann? Wie ist das dann vor sich gegangen? Der Himmler hat das gehört ...

H: Der hat nicht reagiert.

S: Der Himmler hat nicht reagiert?

H: Nun, die sind dann wieder weggefahren. Fünfzehn sind wir entlassen worden. „Du, du, du.“

S: Wer hat gesagt „Du, du, du“?

H: Der ... der ...

HS: Der Hitler.

H: Der Hitler hat gesagt: „Du bist entlassen, du ...“ Der war ja per du.

S: Das hat er selbst gesagt? Und geduzt?

H: Auf Handschlag.

S: Handschlag? Er hat die Hand gegeben?

H: Ja. „Jetzt kannst nach Hause gehen, jetzt bist entlassen“, sagt er. Ja, jetzt sind wir ...

S: Und wie hat er das gesagt? War er freundlich?

H: Ganz freundlich, ganz freundlich. Wahrscheinlich hat es ihm gefallen, weil man geradeaus gesagt hat, warum man da ist.

S: Und alle hat er gefragt, warum sie da sind?

H: Ja, alle. Die eine das und die andere das.

S: Können Sie sich nicht erinnern, was der Grund war?

H: Na, Sie ... ich war ganz ... ich hab schon gewußt, wann ich heimgehen kann. Na, und dann sind wir wieder in den Zellenbau hineingeführt worden. Und das war die schlimmste Nacht, die ganzen drei Jahre. Da haben sie geschrien drin und gejammert und, ja, ich weiß nicht was ... und ich habe die ganze Nacht nicht können schlafen. Waren eingesperrt drinnen, haben Schläge gekriegt ...<sup>15</sup>

S: Die schon sowieso da waren?

H: Ja, die was schon da waren. Die haben wahrscheinlich Schläge gekriegt, oder was weiß ich. 1 Uhr früh hinaus, haben wir gefrühstückt, sind wir in den Entlassungsraum gekommen, haben wir gekriegt ... Meine Kleider hab ich überhaupt nicht mehr gekriegt ... hab ich ganz fremde angehabt, und den Schmuck habe ich auch nicht mehr gekriegt.

S: Und wann war das genau?

H: Im 42er Jahr im Jänner war das.

S: Genaues Datum wissen Sie nicht?

H: Nein. Und haben wir zwei so Schnitten belegtes Brot gekriegt. Das war unser ganzes Essen ... „Und wehe“, haben sie noch gesagt, „wenn Sie etwas in die Öffentlichkeit bringen.“ Ich war froh, daß ich nichts ... ich hätte nie was gesagt, weil ich Angst gehabt hätte. Weil wäre ich gleich umgekehrt wieder ... hätten sie mich wieder hineingeführt, weil wäre ich sowieso nicht mehr herausgekommen. So war ja ... Schlimm wars ja erst nachher, nach dem 42er Jahr, das war nachher, da hat ja angefangen das Schlimme. Ganz das Schlimme hat nachher angefangen.

S: Sie meinen in Ravensbrück.

H: Ja. So.

S: Da haben Sie noch Glück gehabt, daß Sie das nicht erlebt haben.

<sup>15</sup> Frau Hoisl beschreibt ihre Erfahrung, als sie wieder im Hauptlager Ravensbrück war, um von dort aus entlassen zu werden.

H: Da habe ich noch Glück gehabt, daß ich gleich von Anfang reingekommen bin. Aber es war schon schlimm auch.

S: Wieso wissen Sie das, daß es schlimmer war?

H: Das hat man ja gehört. Und da waren die ganzen Aufseher in Klagenfurt, ich weiß nicht, wo die waren, die Bilder, abgebildet von die Aufseher. Da waren einige, diese Bormann dabei. Das war ein Biest, Sie, das war ein Biest. Die hat können ... die hat dich nur hineingedrückt. Dann waren wieder bessere dabei, aber der Direktor, der war schon schlimm. Und so bin ich heimgekommen.

S: Wissen Sie, was der für einen Rang gehabt hat, der „Direktor“?

H: Der war sonst ein ganz hohes Vieh. Der hat da ... Sterne und weiß der Teufel was. Schöne Villa oben auf der Höhe, was wir gebaut haben, und da hat er oberschaute auf die, was gearbeitet haben.

S: Also den Rang haben Sie nicht gewußt?

H: Nein, ich hab mich nicht so ...

S: ... haben sich nicht so ausgekannt?

H: Ausgekannt auch nicht, was SS ... was Oberleutnant oder Sturmführer oder weiß Gott was ist. Aber wir haben sehr viel Hunger gelitten draußen. Und mit den nassen ... — durch das hab ich jetzt so Rheumatismus — mit den nassen Kleidern haben wir müssen unters Leintuch rein, und sind wir die ganze Nacht darauf gelegen, daß sie in der Früh ein bißchen trocken sind. Und in der Früh wieder anziehen. Und wenn es geregnet hat, hast nicht können heimgehen — wenn da was regnet, gehst hinein oder was, aber hast müssen weiter. Es war schlimm, war sehr schlimm. Sind wir hergekommen, ohne allem. Hab ich müssen zwei Jahre zum „Dermuth“<sup>16</sup> gehen, wieder drei Jahre unter Aufsicht. Da ist alle acht Tage ein Kriminalbeamter gekommen fragen, wie ich bin. Das ist nachher alles von der Kripo aus ... Da habe ich müssen bei den Bauern arbeiten, sonst wäre ich wieder gefahren ... sonst wäre ich wieder gegangen.

S: Zum Bauern sind Sie also doch gekommen.

<sup>16</sup> Ein bekanntes Klagenfurter Restaurant.

H: Nachher bin ich gegangen. Habe ich ja müssen gehen, hat mir ja nichts ... Nachher ist der — was draußen in Ravensbrück war, wo wir nachher waren auf dem Gut — der Mann hat mich wollen adoptieren [...] der hat mich wollen haben. Aber glauben Sie, die haben mich nicht herausgelassen, der ist hergekommen mich holen, die haben mich nicht lassen gehen. Und so ist halt die Zeit vergangen und so. Wenn man alles ... Ich weiß ja schon so viel nicht mehr, weil das ist ja schon so lang her. In Ding sind wir ... Angina hab ich gehabt, Maria. Nichts zum Essen gekriegt, nichts, ach Gott, ach Gott.

S: Waren Sie krank? Haben Sie eine Krankheit gehabt?

H: Ja, Angina hab ich gehabt.

S: Sonst nichts?

H: Sonst nichts, Gott sei Dank. Aber die Prügelstrafe hat mir genügt.

S: Das war aber nur einmal.

H: Das zweitemal habe ich mehr wie Glück gehabt mit dem Fleisch da. Na, Hundefutter haben wir gegessen, rohe Kartoffeln. Hinter der Küche waren so Kübel aufgestellt, wo die Kartoffelschalen und so, da heraus haben wir gegessen, daß wir satt waren. Der was nicht weiß, der glaubt dann gar nicht. Und was habe ich gekriegt dafür, gar nichts, nicht einmal einen Groschen, gar nichts.

S: Wieso nicht? Der Staat hat Ihnen dann nichts gegeben? Überhaupt nichts?

H: Nein.

S: Haben Sie ... waren Sie bei irgendeiner Organisation von Häftlingen, ehemaligen Häftlingen?

H: Für so etwas war ich wieder zu dumm. Und gehabt habe ich auch niemanden, der was mich da aufgeklärt hätte oder was. Vielleicht hätte ich was gekriegt.

S: Na, vielleicht ist es noch nicht zu spät?

H: Glaube ich nicht. Es ist schon zu spät.

S: Ich fahre morgen nach Wien. Ich werde mich erkundigen für Sie.

- H: Es war schlimm. Ich möchte es nicht mehr mitmachen.
- S: Ja, das sowieso.
- H: Jetzt nicht mehr.
- S: Was haben Ihre Verwandten dazu gesagt?
- H: Ja, meine Verwandten? Dazumal habe ich niemanden gehabt. Meine Mutter habe ich überhaupt nicht gekannt. Meine Eltern ... Meine Mutter ist im Wochenbett gestorben. Meine Tante ist dann mit 91 Jahren gestorben.
- S: Aber Vater haben Sie auch nicht gehabt?
- H: Ja, hab ich auch nicht gekannt. Und die Schwester ist mit Lungenkrebs gestorben, wie ich noch ... Ich hab ja niemanden gehabt, nicht so wie jetzt, jetzt wenn die Frau Heide ...
- S: Die ist eine Art von Familie für Sie?
- H: Ja, ist so wie meine ...
- S: Das ist schön.
- H: Jetzt ist es halt so. Wenn man alt wird, nachher ...
- S: Ist man nicht mehr so schön?
- H: Schön ist mir wurscht.
- HS: Die Frau Hoisl ist ja immer noch eine Fesche. Das dürfen Sie nicht sagen. Die Frau Hoisl. Schauen S', wie die Augen leuchten.
- S: Schöne blaue Augen hat sie, nicht?
- H: Ich kann halt ... Wenn mir was am Herzen liegt, gehe ich gleich zu Frau Heide. Die ist die Beste für mich auf der ganzen Welt.
- HS: Nun ratschen wir halt wieder eine Zeitlang.
- H: Waren wir lang genug zusammen. Und so ist es halt. Mit den Kindern ist ... Die eine Tochter hat — bin ich in die Rente gegangen, hab ich mir gedacht,

- werde ich es schön haben — hat sie mir den Buben und das Dirndl dagelassen, habe ich erst richtig können arbeiten fest für die zwei Kinder. Das Dirndl ist Diplomschwester in Innsbruck, und er ist Installateur. Gott sei Dank, mit den zweien habe ich ein Glück gehabt.
- S: Der ist lieb, der ist brav.
- H: Sehr brav, ja. Der hat gelernt brav und beim Arbeiten brav und die andere auch, die Manu ist auch ... die ist Diplomschwester in Innsbruck. Und so ... Und jetzt tu ich auch noch auf eine Frau schauen, weil sie mir leid tut.
- S: Die Ihnen aber auch nichts bezahlt?
- H: Wohl!
- S: Doch, ja. Und eine Rente oder Pension?
- H: Habe ich, ja. 7.500,—
- S: Können Sie da leben? Ist ja nicht sehr viel?
- H: Können, was heißt können?
- S: Müssen.
- H: Muß ich. Wenn alles weggezahlt ist, kriege ich gerade 3.000 heraus. Und der Bub gibt mir auch und die 500 Schilling alle Wochen.
- S: Und dann kochen Sie auch für die Kinder?
- H: Bügeln.
- S: Aber kochen können Sie bestimmt gut?
- H: Nein. Ich mag nicht kochen. (lacht) Ich hab nie einen Hunger. Aber dort muß ich.
- S: Aber Sie schauen nicht ausgehungert aus.
- H: Nein. Es glaubt mir keiner, daß ich 79 Jahre alt bin.
- S: Nein, das glaubt niemand. Sie schauen auch nicht so aus.

H: Mich kann nichts erschüttern. Ich war draußen schon so. Wegen eines jeden Dings habe ich gelacht. Und auch jetzt. Wegen eines jeden Dings kann ich von Herzen lachen. Oft sitze ich da allein, fällt mir was ein, und dann lache ich von Herzen. Ist ja gut, daß man so einen Humor hat.

S: Allerdings.

H: Bloß ein bißchen jünger sollt ich halt sein.

S: Sie haben ja einen Mann gehabt auch, nicht?

H: Ich habe 35 Jahre mit einem zusammengelebt, und der ist auch durch Lungenkrebs gestorben. Das war ein Volksdeutscher.

S: Und waren Sie zufrieden mit ihm?

H: Nein, habe ich auch müssen arbeiten gehen. Der hat auch nur für seine Leute gespart, nicht für mich. Gott laß ihn schlafen. Auch nicht für mich. Ich hab nichts Gutes gehabt im Leben.

S: Ein Pech, ein schweres.

H: Nachher bin ich zurückgekommen, da hab ich im 44er Jahr das erste Kind gekriegt, war ich 26 Jahre, die tut jetzt im Stadion arbeiten. Na, habe ich fünf Kinder gehabt, habe ich immer müssen arbeiten, arbeiten ...

S: Und alles mit demselben Mann?

H: Nein, nur die was weggegangen ist. Nur die hab ich mit ihm gehabt. So sind die Jahre gegangen, und ich bin alt geworden.<sup>17</sup>

S: Und die anderen waren nicht besser, die Männer?

H: Die Tochter, die was da noch ist, ist sie ein bißchen besser zu mir, jetzt ist sie ein bißchen anders.

HS: Naja. Sie ist ja auch nicht mehr so jung und übermütig.

H: 54. Ja, jetzt iss nimmer so, jetzt ist sie schon besser, aber früher wars ... eine Katastrophe. Zehn Jahre, was er jetzt unter der Erde ist, bin ich allein.

<sup>17</sup> Frau Hoisl ist 1977 in Rente gegangen. Die zweitjüngste Tochter Rosi hat ihre zwei Kinder bei Frau Hoisl in Pflege gegeben.

S: Fünf Kinder haben Sie von ...

H: Zwei sind gestorben, und einer ist in Vorarlberg, und eine Tochter ist auch in Vorarlberg, die was die zwei Kinder gelassen hat.

S: Aber die Männer, die Sie gehabt haben? War nur einer, der eine, der ...

H: Drei habe ich mit dem Vinzenz Kohlweg gehabt. Der ist auch schon gestorben.

S: Und mit keinem waren Sie zufrieden?

H: Nein.

S: Nicht zufrieden? Und keinen haben Sie geheiratet?

H: Heiraten hätte ich ja überhaupt nicht wollen!

S: Nie wollen?

H: Der letzte, der hat mich wollen, da haben seine Verwandten gesagt: „Was willst denn so eine Arme heiraten? Sie hat eh nichts.“ Nachher hat er wollen, habe ich nicht mehr. Da habe ich schon die Tochter gehabt mit ihm. Da hat er wollen nach Amerika gehen, weil seine Schwester dort ist, und wenn er ein lediges Kind da hat, darf er ohne Kindesmutter nicht das Kind mitnehmen, ohne Einwilligung. Da sind wir vorgeladen worden, da hat die Fürsorgerin gesagt: „Er will nach Amerika fahren, und das Dirndl will er mitnehmen.“ Sag ich: „Er kann ja wegfahren, aber das Dirndl bleibt da.“ Nachher ist er nicht mehr.

S: Wann war das?

H: Im 52er Jahr ist die Rosi auf die Welt gekommen. Er war ja auch Flüchtling. Er war Volksdeutscher. Schon bei unserem Militär gedient, aber von dort her ist er geflüchtet.<sup>18</sup>

S: Woher?

H: Was weiß ich, wo der her war.

<sup>18</sup> Gemeint ist desertiert.

- S: Sie wissen nicht, was für eine Nationalität er gehabt hat oder woher er kam?
- H: Ich weiß nur, daß er ein Volksdeutscher war, und mehr weiß ich nicht. Seine Schwestern sind nach Amerika geflüchtet, die sind nachher da hergekommen auf Besuch. Und mehr hat mich nicht interessiert.
- S: Wo er geboren ist, wissen Sie nicht, wo er geboren ist?
- H: Staatenlos hat es immer geheißen im Ausweis.
- S: Naja, aber irgendwo ...
- H: Was weiß ich wo.
- S: Nicht gefragt?
- H: Nicht gefragt. Ich habe halt immer müssen arbeiten, daß ich selber weiterkommen bin. Und so ist mein Leben heute.
- S: Ja, nicht einfach.
- H: Aber jetzt darf ich nicht ...
- S: Jetzt geht es schon besser, jetzt ...
- H: Jetzt esse ich, was mir paßt, und trinke, was mir paßt. Sparen auch noch? Früher Hunger gelitten genug. Jetzt nicht mehr. Ich brauche auch nicht sparen. Es war schon schlimm, waren schon schlimme Zeiten.
- S: Können Sie sich noch an etwas erinnern was ... jetzt noch zusätzlich?
- H: Da müßte ich Sie direkt anlügen, aber es sind so viele Jahre dazwischen. Man kann das nicht mehr so ... Ja, mit den Juden, mit denen haben sie so ...
- S: Was haben Sie da gesehen?
- H: Geschlagen haben Sie und Fußtritte und ...
- S: Die waren aber in anderen Baracken und ...
- H: Die waren alle in einer anderen ... Da waren zwei Reihen hinunter. Da waren die Bibelforscher, die Juden, die Politischen, und da hinauf waren die Asozialen.

- HS: Sind sie auch bei den Arbeitstrupps gewesen, die Juden?
- H: Ja, freilich. Alles. Da war wenig in den Baracken untermags. Alle draußen, alle müssen arbeiten, alle. Ist oft so heiß gewesen, hast du müssen draußen Sand schaufeln und Steine tragen und nichts zum Essen. Waren wohl Arbeiter auch, und die haben uns wohl oft einmal ein Stück Brot zugeschoben, aber hast auch müssen so essen, daß die Aufseherin nicht gesehen hat, sonst hättest wieder gekriegt.
- S: Und haben Sie gesehen, was den Juden da passiert ist oder so? Daß sie ins Gas gingen, haben Sie das gewußt oder gesehen?
- H: Das haben wir ... Wenn einer richtig ins Gas gegangen ist, das ist alles bei Nacht passiert, da hat unsreiner gar nichts ... In der Früh war halt nichts mehr da, wie bei den Zigeunern. In der Früh war nichts mehr da und so kleine Kinder und alte Frauen und ... Haben wir gesagt, wo sind die jetzt hinverschwunden? Ja, wohin? Heute wissen wir, wohin sie sind. Da sind ja immer Transporte gekommen, noch und noch. Da war ja alles überfüllt. Was die Frauen haben kofferweise mitgebracht, das haben sie alles kassiert, alles. Keiner hat mehr das gekriegt, wenn er ausgetreten ist, was er ... Ich hab ja auch nicht meine Kleider gehabt ... ganz andere. Nichts zu machen. Jetzt ist es vorüber. Aber ich möchte nicht noch einmal. Er selber vielleicht, der Hitler, war ja nicht so, war halt auch ein bißchen ... aber der Göring und die ... Den Göring haben wir auch einmal gesehen.
- S: Da kam er selbst ohne Hitler?
- H: Ohne.
- S: Mit Himmler? War der Himmler dabei?
- H: Nein, selber. Ganz allein. Der ist wahrscheinlich den Direktor<sup>19</sup> besuchen gekommen, und dann ist er gleich herunter und hat sich das auch gleich angeschaut.
- HS: In Ravensbrück?
- H: Ravensbrück, das war Ravensbrück. Und dieses Bauernding war in Mecklenburg, das war schon wieder draußen weiter, ganz draußen. Also so weit

<sup>19</sup> Frau Hoisl meint den SS-Obergruppenführer Oswald Pohl.

das Auge gesehen hat, hat alles ihm gehört, dem Himmler. Die Pferde haben mehr Brot zum Fressen gekriegt wie wir. Strutzenweise haben sie gebracht für die Pferde. Haben wir müssen füttern den Pferden. Es tut einem dann schon das Herz weh, wenn man sieht, daß die Leute hungrig sind und ... aber wir haben das Fleisch vom See heraus ... (Pause) ... kannst nichts machen.

S: Haben sich die Gefangenen gegenseitig geholfen, oder war jeder so ... hat sich selbst irgendwie durchboxen müssen, ohne daß man sich gegenseitig geholfen hat.

H: Hat man schon, wohl, wohl, hat man. Haben wir schon Freundinnen gehabt drinnen in der Küche. Am meisten haben wir uns mit den Küchenweibern angefreundet, weil die haben die ganze Woche lang gearbeitet, Samstag, Sonntag ... Haben sie uns am Freitag immer gebracht: Brot und Butter und so Sachen, und das haben wir dann aufgeteilt. Und Kartoffeln haben wir zerdrückt, haben wir Kartoffeltorte gemacht, wenn eine Geburtstag gehabt hat. Haben wir zerdrückt und haben so schön eine Schicht Kartoffel, Marmelade, Kartoffel, Marmelade ... und nachher oben wieder Marmelade und dann wieder rundherum, und so haben wir eine Torte gehabt, wenn jemand Geburtstag gehabt hat, zu Weihnachten auch. Dafür haben wir die ganze Woche nachher nichts gehabt. Ja, kalt wars. Es war schon schlimm.

S: Und im Sommer, wie war das im Sommer?

H: Im Sommer wars ein bißchen besser. Wenns heiß war, hast drinnen nicht müssen heizen, aber wenns gar zu heiß war in der Arbeit, wars schon auch schlimm. Am meisten hat uns aufgeregt den ganzen Samstag und Sonntag, den ganzen Tag die Musik. Wir halb verhungert da drinnen, und die Musik spielt den ganzen Tag. Mein Gott na.

S: Und wer hat die gespielt? Das waren die ...

H: Die Lautsprecher.

S: Die Lautsprecher. Und wer hat das ...?

H: Da vorne in der Kanzlei, oder wo sie das angeschlossen haben. Den ganzen Tag.

S: Und war das Grammophon, oder waren das ...

H: Da waren so Boxen aufgebaut.

S: Das verstehe ich schon, aber wer hat die Musik gespielt?

H: Wahrscheinlich die SS hat extra wo gehabt ein, wie sagt man ...

S: Ein Orchester?

H: Nein, nein, mit Platten. Mit Schallplatten war das. Und Radio war ja auch, mit Musik drinnen. Und haben wir einen Zorn gehabt. Bist eh so arm, und dann mußst auch noch die Musik hören.

Und so genau beim Appell — wehe, wenn die Schuhe nicht richtig geputzt waren oder was. Na ja, sonst weiß ich eigentlich ... man vergißt ja so vieles.

HS: Und haben Sie mit dem Pferd ackern müssen.

H: Den ganzen Tag draußen am Acker. Bloß zu Mittag war so Art wie eine Habern, aber draußen. Habe ich die Pferde gefüttert, gewässert, und Essen habe ich mitgekriegt, Brot, wie es halt war, nachher wieder weiter. Den ganzen Tag war ich draußen. Ich habs ja schön gehabt, weil ich draußen war.

S: Haben Sie öfter darüber nachgedacht oder mit jemandem darüber gesprochen, was Ihnen alles passiert ist oder was Sie gesehen haben — nach dem Krieg und so weiter. Hat sich jemand dafür interessiert?

H: Nein. Mit niemandem. Hast eh nicht dürfen sprechen. [...]

H: Und nach dem Krieg hat sich niemand interessiert.

S: Niemand interessiert? Wollte niemand, hat Sie niemand gefragt?

H: Oft einer hat gesagt, ist eh nicht wahr, tut ihr eh gleich so aufschneiden, und das kann gar nie möglich sein, und jetzt, wenn so Filme sind, schaue ich oft, denke ich mir oft, na ... Die Filme schaue ich jeden, wenn so Filme sind, weil das richtig wahr ist. Bitte schön, wie ich drinnen war, ist es noch nicht so arg gewesen, arg ist es erst nachher geworden. Gott sei Dank, daß ich nicht drinnen war, vielleicht wäre ich gar nicht mehr da.

S: Haben Sie sich weiter gekränkt, haben sich Gedanken gemacht, was alles passiert ist, nach dem Krieg?

H: Ich war ja jung. Was hätte ich mich sollen kränken? Hätte eh nichts geholfen. Und nachdenken? Tu ich jetzt noch, wenn ich so allein bin, denk ich immer: „Schau, so und so hast müssen“ und das. Aber gekränkt?

- S: Keinen Haß?
- H: Nein. Bitte schön, wens heute wieder so wäre, weiß ich nicht, wie ich reagieren möchte, wens heute wieder so kommen möchte, aber es kommt. So wies jetzt zugeht. Ich werde es nicht erleben, aber die Jungen werden es erleben. Es kommt.
- S: Warum glauben Sie, daß es kommt?
- H: Kommt wieder. Es gibt genug wieder, die was waren. Wie oft, wenn man so hört „Wenn der Hitler wieder kommen möchte“ und so, ja ...
- S: Jetzt noch?
- H: Jetzt noch, ja! Für manche wäre schon gut, wenn der Hitler noch käme, ja, dann täten sie sich aber anschauen.
- S: Wer sagt das?
- H: Die Leute. Wenn man so redet oft einmal ...
- S: Alte oder Junge?
- H: Alte, Junge. Ach, die Jungen. Ja, und das wär richtig, dies wäre gut, wens einmal so kommen möchte, weil heute die Jungen sind ja schon ... manche sind ja ... freilich früher haben sie es ja auch gemacht, aber so wie es jetzt zugeht.
- S: Was meinen Sie?
- HS: Wegen der Kriminalität?
- H: Wegen der Kriminalität. Früher hast du müssen arbeiten gehen. Wenn anders nicht war, war der Heimatdienst, der Arbeitsdienst, hast müssen gehen. Und wenn du nicht bist gegangen wie ich — brauchen Sie ja mich gleich hernehmen —, ich hab nicht wollen bei der Landwirtschaft sein, bin ich halt gegangen. Wenn ich gesagt hätte, ja, ich gehe ... und das war eine fanatische Nazi, die was drinnen angestellt war.
- S: Sie meinen am Arbeitsamt da.
- H: Am Arbeitsamt. Und so ist es heute. Weil heute wollen die Jungen ja nicht mehr, viele. Die eine sagt, ja, ich tu nur das arbeiten, was ich gelernt habe, und ich tu nur das.

Meiner, alle Ehre! Der ist jetzt 21 Jahre alt. Der hat gelernt, der hat keinen Tag versäumt. Der hat nie gesagt, er mag nicht mehr. Er kann um halb sieben nach Hause kommen von wo, um sieben Uhr ist er an der Arbeit. Gott sei Dank. Er ist brav, ganz brav. Aber es gibt welche, die zehn Lehrstellen gewechselt haben. Ich hab immer gesagt: Kannst gehen, aber anstellen darfst nichts, dann paßt. Die Jungen tun schon, mein Lieber, wenn man so hört.

Aber ein bißchen wäre recht, wenn ein bißchen ein Zund reinkommen möchte. Ja, weil was heute passiert, heute traust du dich schon gar nicht mehr auf die Straße abends. Freilich haben sie früher auch gemacht, aber nicht so wie jetzt.

Ja, jetzt haben wir uns ausgedet.

- S: Also herzlichen Dank, daß Sie uns das alles erzählt haben.

#### Interview II mit Amalia Hoisl am 24. September 1998

*Anwesend: John M. Steiner (S), Amalia Hoisl (H) und Heide Steyskal (HS)*

[...]

- S: In zwei Wochen bekommen Sie einen Brief mit der Ankündigung von 70.000,— Schilling. Wir haben gestern angerufen, und es geht alles klar. In drei Wochen spätestens müßten Sie das Geld haben.
- H: Über die Bank. Des weiß nachher niemand, nur i und die Frau Heide.
- S: Ja. Wir mußten Sie ein bißchen vorbereiten, daß Sie nicht der Schlag trifft vor Freude.
- H: Nein. I kann mi halt über alles so freuen, Herr Steiner, über Kleinigkeiten freu i mi.
- S: Das is aber keine Kleinigkeit ...
- H: Das ist eine „Großigkeit“ ...
- S: Aha, sehen Sie. Genau das, was ich sagen wollte.
- H: Da werma Mariazell foan mit der Frau Heide.
- S: Das hat sie mir schon erzählt.

H: Des is immer mei Wunsch, und die Frau Heide wer i ausführen.

S: Na ja, das müssen Sie untereinander klar machen. Aber das ist auch eine Sache, über die ich mit Ihnen reden wollte. Es ist wichtig, daß Sie das so einrichten mit dem Geld, daß niemand dazu kann, und das ...

H: Na, i tua ja dann, wie sagt man, Losungswort, des laß i auf da Bank, unter Sparkassa führen, und Losungswort. Wenn niemand das Losungswort weiß, kann ers holen a net. Und das Sparbüchl schick i der Manuela, weil die nimmt mir nix weg. Die Manuela, die Enkelin, die nimmt mir ... im Gegenteil, die gibt ma noch dazu.

HS: Ja.

H: Oder gib is der Frau Heide, wenn amal mit mir was is, daß i wenigstens a ordentliches ...

S: Machen Sie das lieber mit der Frau Heide, würde ich beinahe sagen, weil sie ja hier näher am Schuß ist, nicht.

H: Ja, aber wenn richtig mit mir was is, wird sie mi ordentlich begraben.

HS: Freilich, freilich. Sowieso, ja. Ja, aber i man, das is ja etwas, was nit nur fürs Begräbnis reicht, sondern für sunst a an Zuschuß, an monatlichen vielleicht, gell ...

H: Und dann möcht i ma ja jetzt a a bißl was, warme Sachen kaufen für mi ...

HS: ... ane gscheiten Schuh amal ...

H: Ja, weil wird die Frau Heide mit mir gehen. Gell, Frau Heide, Sie werden mit mir gehen.

HS: Mach ma schon, ja.

S: Ja also, daß Sie ein bißchen elegant sind, jetzt können Sie es sich leisten.

H: Ja, hab eh nix ghabt in mein Leben. Und jetzta hab i lei doch a bißl. Bausparvertrag hab i a, da möchte ich die Küche machen. Oder nit, i weiß net, wie i machen soll.

S: Ja, da haben Sie ja Zeit, darüber nachzudenken.

H: Hab i Zeit, (seufzend) aber für was, für was, wenn i richtig, wenn ma da liebe Gott gibt a paar Jahre noch, danach wird eh alles aussegschmissn, ja. [...]

S: Ja, das ist noch eine freudige Nachricht, nicht, immerhin 70.000, das is ...

H: Des hab i im Leben, Herr Steiner, noch nie in der Hand ghabt. Wie sollt i das gutmachen, Herr Steiner?

S: Sie haben ja das ganze Leben auch für sich gut gemacht.

H: Ja, aber ich muß ja für Sie auch was ...

S: Für mich nix. Ja, einmal können Sie mich zur Suppe einladen. (Gelächter der Damen) A schöne Suppen ...

H: Wissen S' was, Herr Steiner, höchstens bei der Frau Heide oben, i zahl und ... weil i tua nix gern kochen.

S: Sie ... Was, wirklich, nein! Dabei haben Sie doch immer in diesen Restaurationen gearbeitet.

H: Ja eben, deswegen hab is bis da auffe ghabt. Kochen, wenn i alles so ungerne getan hätt wie kochen, hätt i in meinem Leben nie gearbeitet.

HS: Ja, aber dabei tuan S' aber guat kochen, machen tuan S' gut!

S: Ja, aber das is doch schade, das ist vergeudet, wenn Sie gut kochen und nicht kochen wollen, das ist doch schade. [...]

S: Jetzt wollt ich Sie noch fragen, haben Sie sich noch irgendwie an etwas erinnert, was Sie voriges Mal nicht erzählt haben?

H: Wohl i hab doch alles, jetzt was i gar nix mehr. Irgendwie was.

S: Ich glaube, Frau Heide hat gesagt, daß Sie irgendwie noch etwas ...

H: Was hab i denn gsagt?

HS: Ja, was Sie mir mal erzählt haben mitn Essen und so weiter, wie S' so verhungert waren.

H: Aja, mitn Essen. (Seufzer) Ja, hamma kriegt, so wie halt immer übere Sommer. Drei Kartoffalan, a bißl a Sauce und fertig. Und von die drei Kar-

toffel hast einen gessen, weil die anderen waren schlecht. In der Küche hinten waren diese Abfalltonnen, da hamma Apfelschalen rausgeklaut, Kartoffelschalen, und was halt so drinnen war. Für die Hunde haben sie von den Frühgeburten von die Viecher und Kälber. Wenn das dort gestanden ist, am Klo, hamma halt a eingegriffen ... gegessen. Ja was, Hunger!!! Hungrig warma, na.<sup>20</sup>

S: Sie haben gesagt, weil ... Sie haben doch etwas erzählt (zu Frau Heide gerichtet).

HS: Ja, das war eh das, ja.

S: Wie war das mit den Fehlgeburten?

H: Ja, die ham sie kriegt von wo? Von den Bauern, gell? Und das ham sie gekocht für die Hunde in der Küche.

S: Die Fehlgeburten?

H: Ja. Für die Hunde gekocht, und wir hamma so gessen, na. Was, rohe Kartoffel unten im Keller und alles, was da war, hamma gessen.

S: Was waren das für Tiere, und wie hat das geschmeckt?

H: Kälber. Grauslich (lacht), aber Hunger, Herr Steiner, Hunger treibt zu alles. Auf der Straße, wenn wir gearbeitet haben, wenn a Brotrinde glegen is, hamma zamgeglaut und gessen. Wenn Hunger war, da Hunger war da, was kannstn machen. Aber i hab mi trotzdem net unterkriegen lassen.

S: Naja, Sie sitzen ja hier, und wir reden, natürlich.

H: I hab halt alles gmacht, was sie gsagt haben, und dann hab i mi halt, auf deutsch gsagt, durchgwurschtelt. (lacht) Aber ka zweites Mal ...

HS: Täten S' as nimmer aushalten.

H: Na, na, ka zweits Mal, i hab zuviel gesehen.

S: Ja, das wird wahrscheinlich auch nicht passieren, das zweite Mal. Zumindest nicht während Ihrer Lebenszeit.

<sup>20</sup> Diese Erinnerungen stammen aus Comthurey.

H: Ja. Hoffentlich nit, aber ich sag Ihnen was, Herr Steiner, wissen S' was, für manche Jugendlichen wär das gut. Für manche. Weil wies jetzta zugeht, das is ja schon gar nimmer schön. Man traut sich ... Wenn mei Enkel furtgeht und später hamkummt, hab i schon Angst, kann i nimmer schlafen, dann was i net, was los is, gell. Für manche wär das gut. Net auf diese Art, aber das Arbeiten möchten sie lernen. Wir hamma fest müssen arbeiten, Blut is von die Finger geronnen ... Wennst net können hast, so nachher ... bist halt gangen. Hast halt doch immer ... und weil ma glei an Sandhaufen dahergschupft ham, weiter, die andere hat ihn glei wieder zruck, also arbeiten hast müssen.

HS: Sie haben doch noch erzählt von den Aufseherinnen, die eine war die Frau Zimmermann ...<sup>21</sup>

H: Die war die Zimmermann, dann war die Bormann, dann war die Herzerle und die Mandel, die, was a so schiach war, die is immer mit der Peitschen gangen, immer, die hast nie gesehen ohne, Stiefel anghabt, dann hat sie immer zuwe zu die St ... wie de ghaßen hat, das weiß i nimmer. Das war so ein Mannweib, a schiachs, braun im Gsicht, und sie hat schon so geschaut ... Das waren ja so viele, kann man nicht alle merken.

S: Was hat die so gemacht?

H: Ja, wenn du net können hast, hat sie dir an Schupfer geben, fertig. An Fußtritt geben oder mit der Peitsche drüberghaut, das war wurscht. Am schlimmsten ham ses mit die Juden gmacht. I hab eh gsagt, Herr Steiner, nie im Leben mehr sowas ... nie mehr, nein.

S: Und das war im Nebenlager oder direkt in Ravensbrück?

H: Das war direkt in Ravensbrück. Im Nebenlager war das ja nimmer so.<sup>22</sup> I war ja in ganzen Tag im Feld draußen, mit die Pferd, in der Früh auß, und da war, so weit du gsehn hast, hat alles in Himmler gehört. Außerhalb war auch so ein kleines Bauernhaus, und wenn ma draußen gearbeitet ham, hamma dort Mittagessen auß kriegt, und hamma draußen gessen. Aber soweit du gsehen hast, hat alles ihm gehört.<sup>23</sup>

<sup>21</sup> Im KZ Ravensbrück.

<sup>22</sup> Da gab es keine jüdischen Häftlinge.

<sup>23</sup> Frau Hoisl spricht jetzt wider über das Außenlager Comthurey und in bezug auf Himmler und das SS-Gut.

- S: Was haben Sie da zum Mittagessen bekommen ?
- H: Ja, draußen hamma schon Kartoffel und Kraut und hier und da a bißl a Fleisch, und so, da draußen wars schon bißl besser. Brot genug, da hab i dafür gesorgt, wissen S' was? Da haben die Pferd mehr Brot kriegt als wie mir. Und i hab halt immer an, zwa Strutzen auf die Seiten getan ...
- S: Also da haben Sie keinen Hunger gehabt?
- H: Nein. Nicht mehr so. Wir waren ja alle junge Mädchen, und wie sie dann das Fleisch, den Schinken, hams in See gschmissen, und wir hams rausgfischt und hamma gessen, ohne daß die Aufseherin gwußt hat, hat sie a net dürfen wissen. Und der Verwalter, was das über ghabt hat, der hat auch dort im Haus gewohnt. (lacht) Die Frau Bormann is vorn gessen in der Küche, und i hab hinten glausnet im Zimmer. (lacht laut) Was glauben S', wenn die da draufkommen wär ... Wär ja niemand da gwesen. Tat i jetzt net da sitzen. Und der hat mich dann adoptieren wollen. Die Familie hat mich wollen als eigenes, weil i hab ihnen erzählt von meiner Kindheit und alles, und hat er gsagt, wenn i zausfahr, dann kummt er her und wird er mich mitnehmen als die eigene Tochter, ham se net lassen. Tät i heute anders dastehen. Und so is mei Leben vergangen, Herr Steiner, und so bin i jetzta, und Gott gib no a paar Jahrln, möcht i schon noch bis auffa 90. Hoffentlich, wer i halt bis 90 Jahr bügeln. (Gelächter) [...]
- S: Ich wollt Sie noch eine Sache fragen, wie lange war Hitler da, als er mit Ihnen gesprochen hat, wie lang hat das alles gedauert ?
- H: Fünf Minuten mit mir, a Viertelstund im ganzen. Des is so schnell gangen, ruckzuck, i siech ihn jetzt no vor mir steh'n. Weil er gfragt hat, zwecks was i da bin. Hab i angfangen lachen, net ...
- S: Sie haben gelacht?
- H: I sag Ihnen ja, i lach wegs an jeden Dreck. Na, sagt er, sagen S' mir. Sag i, i traue mi net sagen. Sagt er: Sagen S' mir.
- S: Und wie hat er das gesagt, also ganz ...
- H: Net schlimm. Na hab i gsagt, na ja, weil i gsagt hab, der Hitler kann mi in Orsch lecken. (lacht) Hat er glacht, die Hand ... kannst zausgehen. Das war

- alles, da san ma drei oder vier entlassen worden<sup>24</sup>, in Auto eine, und weg waren sie. Und mir a glei nach, hinten nach.
- S: Und wie hat der Himmler da dreingeschaut?
- H: Wenn wir von dem ghört haben, den san die Haar schon auffegstiegen! Ja. Der hat eh die Prügelstrafe aufgebracht. Der war im Lager, und wie der furt war, war die Prügelstrafe a da. Im Lager war er ja nur einmal, der Hitler. Aber wenn die kummen sind, der Himmler und die, hast alles ghabt. In der Früh Butter, Marmelade, Kaffee, na, jetzt hast aber net können essen, weil der Magen net gewohnt war, und wenn die furt waren, hamse uns wieder alles weggenommen. (lacht) Also nur zur Schau, wie gut daß uns geht. Und dabei hab i ma gedacht, wenna Ihr wissen möchtet ...
- S: Zurück zu Hitlers Frage, wie hat sich der Himmler da verhalten, als Sie das erzählt haben?
- H: Aber der hat gar net ummegschaut auf uns. Aber der Hitler, an für sich ist der nicht so gwesen, wie sie ihn beschrieben haben.
- S: Wieso wissen Sie das?
- H: Er war irgendwie, i möchte Ihnen sagen, Frau Heide, er hat a lächerliches Gsicht ghabt, gell. Er hatte keine bösen Worte oder was, gar nix, aber i siech ihn ja noch, wie i gsagt hab, der H... (lacht), der Hitler kann mi in Orsch lecken (lacht laut), hat er gsagt, weil Sie so ehrlich waren und das gsagt haben ... — Hand gegeben — und sind entlassen.<sup>25</sup>
- S: Und das hat er gesagt: „Weil Sie so ehrlich waren.“
- H: Ja, weil Sie so ehrlich waren und uns gsagt, warum Sie herinnen sind, die Hand gebn, und sind S' entlassen.
- S: Die Hand gegeben?
- H: Die Hand gegeben und sind Sie entlassen.

<sup>24</sup> Im Interview vom 11. 6. 1997 hat Frau Hoisl behauptet, daß fünfzehn Mithäftlinge entlassen worden sind.

<sup>25</sup> Als Frau Hoisl im Juli 99 noch einmal gefragt wurde, ob Hitler sie mit „du“ oder „Sie“ angesprochen hat, erwiderte sie „du“.

- S: Aber das haben Sie das letztmal nicht gesagt!
- H: Wohl. Wohl.
- S: Weil Sie so ehrlich waren?
- H: Ah, das hab i net gs ... Weil manche ham ja net gsagt, zwecks was sie da san, net richtig, i hab halt gsagt, is ja wurscht, i ma gedacht, jetzt is ma wurscht, schlimmer kanns eh net werden. Entweder weri entlassen oder bleib i da, net. Und da hab i ihm gsagt, net. Und dann hat er gsagt, ja, weil Sie so ehrlich waren, sind Sie entlassen, nutzt eh nix, und glacht hab i halt scho wieder, na. (lacht)
- S: Wann haben Sie gelacht? Sie haben gelacht, als er Ihnen das gesagt hat?
- H: Daß i furtgehen kann, daß i außekum. Vor lauter Freud, gell. Hab i gedacht, Gott sei Dank.
- S: Haben Sie sich bedankt oder sowas?
- H: I hab gsagt danke. Danke hab i gsagt. Des ghört sich ja auch, net, wenn er mi da entlaßt von den Schlamassel da drinnen da, dann war i froh, daß i außekuman bin. Ja, Herr Steiner, das war schlimm. Man kann das gar net beschreiben, jetzt is eh schon so lang her. I weiß ja nimmer alles, gell. Da is ja so viel vorgekommen. Wenn eine davongangen is, hamma müssen statt mittagessen draußen stehen bei der Mauer, obs geregnet hat oder Sonne, das war wurscht, jeden Tag, bis sie die erwischt haben. Weit is sie eh net kumen, mit der Kluft und so, aber wir haben müssen büßen dafür, aber Gnade Gott, die, was sie erwischt haben, die hast dann nie mehr gesehen.
- S: Und Sie wissen nicht, was man mit denen gemacht hat, die sie erwischt haben?
- H: Na. Also gsehen hast sie nie mehr. Na, und die Bibelforscher ... die hätten können zausgehen und san nit gangen, san bis zum Tor gangen und wieder zruck ... wir können die Schwestern nicht allein lassen, na, bittschön, wir wären gegangen ... Die Politischen san überhaupt net außekommen.
- S: Am schlechtesten ging es den Juden, sagen Sie.
- H: Am schlechtesten ist es den Juden gegangen.
- S: Zigeuner haben sie da nicht gehabt?

- H: Zigeuner, Herr Steiner, da war der Block 2, nachdem wir verlegt worden sind, und dann san die Zigeuner kommen, Kinder und, ja so herzige Kinder und so klane Butzalan, ja, und über die Nacht, was weiß i, wo sie die hinhaben, in der Früh war die Baracken leer. Wir ham gschaut und gschaut und dachten, wo san die hin? Und die Stubenälteste hat uns das auch net sagen dürfen, die hats gwußt, aber die hat uns a net sagen dürfen, die hat gsagt, i waß net. Die san verschwunden, na, weg, wohin, wissma nicht. Kinder, klane Butzalan, und ... na. Bestimmt wern sa sie wohin gführt haben und vergast haben, oder was weiß i, was sie gmacht haben.
- HS: War bei euch im Lager, war da auch so eine Vergasungsanstalt?
- S: Ja, eben, des haben ja wir aufgebaut! Da war der Zellenbau und die Vergasungsanstalt. Und dann ham sie auch im Bad eingebaut, gell, hamma immer Angst ghabt, baden gehen, hamma uns im Winter im Bad in der Baracke mit eiskalten Wasser gewaschen, bevor ma aufgegangen sind. Hamma immer Angst ghabt, hamma immer gsagt, da kumma nimmer zurück. Na, Gott sei Dank, war eh [Zeit], daß i außekommen bin, nachher war i besser. Aber du hast jeden Tag mit Angst leben müssen. Weilst immer Angst hast ghabt. Jetzt kummen sie dich holen, na, und bevor ma auße sind, simma auch vorgeführt worden zum Direktor, das war so wie a Kassenbad quasi, der hat oben auf der Anhöhe a Villa ghabt, schön, samma einegschickt, gewaschen worden, eine nach der anderen. Was können Sie arbeiten, na sag i alles, was is. Ah, können S' am Feld arbeiten, sag i, freilich, kann i a. Net, kann i nit sagen, na, i mag net, weil das wäre mein Untergang gewesen. Hab i gsagt, freilich kann i arbeiten am Feld, gut, auße, die Nächste, 150 waren wir. Nun, nachher haben wir ein Monat gewartet, gewartet. Wahrscheinlich haben sie draußen die Baracken noch nicht fertig gehabt, da war auch die Küche oben auf der Anhöhe, und die Wohnbaracke war unten. Nun, dann samma furt, in der Früh hats geheißen, zusammenpacken, fahren wir, jetzt samma gfahrn, gfahrn, ja, wo fahr ma jetzt hin?
- HS: Mit was seid ihr gefahren? Zug oder Auto?
- H: Mit geschlossenem Auto. Alle plärren wir. I hamma dacht, Maria, wo gehst jetzt hin, jetzt kummst nimmer ham, na, auf einmal bleibt der Wagen stehen, samma ausgestiegen, na hamma gesehen ein schloßartiges Haus, was ihm gehört hat.<sup>26</sup> Zur Baracken obe, samma obegführt worden in die Wohnba-

<sup>26</sup> Frau Hoisl spricht hier wieder über das Lager Comthurcy und die schloßartige Residenz von SS-Obergruppenführer Oswald Pohl.

racken, na in die Küche, dann hamma schon gesehen, daß es uns da vielleicht a bißl besser gehen wird. Und i bin glei zu die Pferd kuman, i war froh, daß i bei die Pferd war, und so is nachher vergangen, und in Jänner no bin i entlassen worden, ca. um den 25. herum. 1942.<sup>27</sup> Und wehe, wenn du unterwegs jemanden erzählt hast vom Lager. Hast lei könne umdrehen und wieder zruckfahren. I hab meine Kleider nit ghabt, i hab mein Schmuck nit ghabt, gar nix von mir, wahrscheinlich von de, was gestorben sind oder so, das erste war Haare abschneiden, i hab ja schöne lange Haare ghabt, ganz weg. Da hab i wohl geweint wegen meine Haar. Aber hast ja a nix dagegen machen können. Wenn du mal da drinnen bist, bist drin. Na, und jetzt is vergessen, jetzt krieg i eine Wiedergutmachung für das, ja.

S: Es hat lange genug gedauert!

H: Ja, macht ja nix. Sie wissen gar net, was i für a Freud hab. Wenn ihr fort seid, weri a bißl plärren. [...]

<sup>27</sup> Richtig: Um den 13. 2. 1942.

## DAS ZEITGESCHICHTLICHE FORSCHUNGSPROJEKT IN GREIN, OBERÖSTERREICH

### Allgemeines zum Projekt und seiner Vorgeschichte

Im November 1999 wurde der Dokumentarfilm „Grein erlebt Großdeutschland“ (103 Min. VHS-Video) der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Dokumentationszeitraum beginnt mit dem „Anschluß“ und endet wenige Wochen vor Kriegsende im Februar 1945. Thematisch bringt diese Dokumentation vor allem Einblicke in das Alltagsleben einer Kleinstadt zur Zeit des Nationalsozialismus. Als Titel des Videos wurde eine Schlagzeile des *Greiner Wochenblattes* vom 20. März 1938 verwendet und ironisch umgedeutet. Die Dokumentation beruht großteils auf Interviews mit Zeitzeugen, die im Rahmen eines Forschungsprojekts angefertigt wurden.<sup>1</sup> In den Jahren 1994 bis 1998 erfolgte ein vorerst noch nicht systematisches Sammeln, Erfassen und Aufzeichnen von historischem Material, welches noch laufend ergänzt wird.

Beginnend damit, daß Karl Hohensinner 1994 von der Stadtgemeinde Grein beauftragt wurde, im Alten Rathaus von Grein lagerndes historisches Material zu inventarisieren, wobei verschiedene zeitgeschichtliche Dokumente zutage kamen, bildete sich auf Initiative von Andreas Kastenhofer privat eine lose Gruppe, die begann, Zeitzeugen über die Ereignisse rund um das Jahr 1945 zu befragen. Auf Initiative eines heimatkundlichen Sammlers wurden auch sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themen einbezogen. Gelegentlich tauchten auch überraschende zeitgeschichtliche Funde auf. Der bedeutendste dürften Filmaufnahmen von Bundeskanzler Seipel aus den Jahren 1923 und 1924 sein, die der damalige Greiner Bürgermeister und Nationalrat Johann Gürtler privat anfertigen ließ. Johann Gürtler ist der Vater des 1938 ins KZ Dachau eingelieferten Karl Gürtler, von dem später noch die Rede sein wird. Da durch die Fülle des Materials die Übersichtlichkeit verlorenzugehen drohte, wurde von Stefan Mandlmayr eine „Chronologie“ aus Zeitungen, Archivmaterial und allgemeiner zeitgeschichtlicher Literatur erarbeitet, anhand welcher die Fragestellungen präzisiert und in weiterer Folge Lücken im Material geschlossen wurden. Der Untersuchungszeitraum wurde bis in die zwanziger Jahre ausgeweitet, soweit noch Zeitzeugen aufzufinden waren. Die Vorgangsweise bei den Interviews war meist folgende: Beraten durch Lokalhistoriker der älteren Generation war ungefähr be-

<sup>1</sup> Gefördert vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank, Projektnr. 7192.

kannt, worüber eine Person Bescheid wissen müßte. Mandlmayr, welcher Psychologe ist, führte meist im Beisein von Angehörigen Vorgespräche, die teilweise auch brieflich vorbereitet wurden, so daß die im Abstand von etwa einer Woche durchgeführten Interviews großteils sehr gute Ergebnisse brachten. Für technische Belange war Fachlehrer Andreas Kastenhofer zuständig. Bestimmt sehr förderlich war die Tatsache, daß Grein eine relativ kleine Stadt ist und die Projektmitarbeiter mit vielen Zeitzeugen oder deren Kindern und Enkeln bekannt sind, zu einigen bestehen auch verwandtschaftliche Verbindungen. Manche Zeitzeugen waren nach anfänglichem Zaudern sehr auskunftsfreudig, manchmal hatten wir sogar den Eindruck, das Gespräch habe nahezu therapeutische Funktion. Die Interviewtätigkeit wurde grundsätzlich vom Gedanken getragen, daß diese Erinnerungen bald unwiederbringlich verloren sein würden, sollten sie nicht rasch aufgezeichnet werden. Mittlerweile umfaßt das Videoarchiv etwa siebzig Interviewstunden mit mehr als dreißig Zeitzeugen. Nun soll das Material konserviert, kommentiert und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Pro Interview finden sich meist mehrere Themen aus allen Lebensbereichen. Bei den Zeitzeugen wurde möglichst alles abgefragt, was jemals von historischem Interesse sein könnte, da die Personen meist sehr alt sind und in Zukunft auftretende Fragen wahrscheinlich nicht mehr werden beantworten können. Derzeit werden Inventare und Teilabschriften der Bänder angelegt, die bis jetzt etwa vierzig Manuskriptseiten umfassen.

Nach dem Gesichtspunkt des allgemeinen, nicht nur regionalen Interesses wurden zur Präsentation zwei Themenkreise ausgewählt, die politische Geschichte betreffend (von der Zwischenkriegszeit bis zu den beginnenden fünfziger Jahren mit dem Schwerpunkt in der Zeit von 1938 bis 1945) und die Geschichte der Donauschiffahrt bzw. das Leben an und mit der Donau.

Zum politischen Teil waren zwei Videofilme von jeweils ca. 1 ½ Stunden Länge geplant. Der erste, bereits fertiggestellte Teil („Grein erlebt Großdeutschland“, 103 Min.) soll die politischen Ereignisse der späten dreißiger und beginnenden vierziger Jahre so darstellen, daß der Bezug zum privaten Leben und Berufsleben der Zeitzeugen deutlich wird. Der Film soll dem, der nie in einer Diktatur gelebt hat, anschaulich machen, womit man in einer solchen zu rechnen hat (Einschränkung des Privatlebens, Bedrohung und Vernichtung von Gesundheit, Besitz und Leben etc.). Die Aussage des Filmes wird lediglich durch die Montage der Interviewausschnitte und historischen Texte erreicht. Die unbedingt notwendigen Erklärungen verzichten auf zur Schau gestellte Betroffenheit und Belehrungen. Die Sprechertexte wurden von Burgschauspieler Robert Meyer unentgeltlich gelesen, wofür an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt sei.

Die Schwerpunkte des ersten Dokumentarvideos liegen auf den Veränderungen, welche die Jahre 1938/39 in allen Lebensbereichen bewirkten, sowie auf Ereignissen, die der „Anschluß“ direkt oder indirekt mit sich brachte: Pompöse

Parteifeiern, Jubelumzüge, Flucht der Juden, Errichtung einer straffen Parteiorganisation, Rückzug vieler Gegner ins Private etc. Weiters bilden Themen wie die deutsche Rüstungsindustrie in der Greinburg sowie in den Schallerhofer-Sandkellern, KZ-Häftlinge, Kriegsgefangene, abtransportierte, verhaftete, hingerichtete Personen Schwerpunkte. Das abschließende Kapitel ist mit „Jugend an die Front“ übertitelt und zeigt die Erlebnisse von Jugendlichen, die 1944/45 zum Kriegsdienst gezwungen wurden. Einer mußte sogar an der sogenannten „Hasenjagd“ teilnehmen. Von den interviewten Zeitzeugen ist besonders Dr. Margit Lengauer, geb. Rametsteiner, zu nennen, welche die politischen Ereignisse um 1945 intensiv miterlebt hat und von der Gestapo verhört worden war.<sup>2</sup> Sie hat in der Aufbauphase mit der Projektgruppe zusammengearbeitet und war mit ihrer reichen Erfahrung eine wichtige Stütze bei der Einarbeitung in die komplexe und viel Behutsamkeit verlangende Materie.

Das zweite politische Dokumentarvideo wird das Kriegsende und die Besatzung durch die Sowjets behandeln. Die Schilderungen zur russischen Besatzung sind sehr facettenreich. Nach anfänglichen Exzessen, über die nicht gerne gesprochen wird, kam es bald zu vielfältigen Beziehungen mit den Besatzern. Der Arbeitstitel ist ebenso wie „Grein erlebt Großdeutschland“ aus der Zeit genommen und lautet „Front und Heimat“. Dies war der Name einer Zeitschrift zur Kommunikation zwischen den Soldaten an der Front und den Heimatgemeinden. Die letzte Ausgabe 1945 bringt die Mitteilung, daß bald die Front die Heimat erreichen würde, so daß man die leicht ironische Umdeutung dieses Zeitungsnamens im Sinne von „Front überrollt Heimat“ hier schon angelegt sehen könnte. Für dieses Video liegt eine große Menge an Rohmaterial vor, doch sollen auch noch weitere Zeitzeugen interviewt werden. Angeregt von Presseberichten über das Forschungsprojekt, haben sich Personen gemeldet, die ebenso ihre Erlebnisse zu Protokoll geben möchten.

Das dritte im Rahmen dieses Projektes geplante Video mit dem Arbeitstitel „Welt an der Donau“ hat eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Themenstellung. Vermittelt werden sollen die engen und vielfältigen Beziehungen, welche die jetzt älteste lebende Generation mit der Donau verbanden und von denen heute kaum mehr etwas lebendig ist. Es soll auch gezeigt werden, daß die ältere Generation über eine sehr genaue Naturbeobachtung verfügte und über Jahrhunderte gewonnene Erfahrungen zu nutzen wußte. Eine Besonderheit stellen die Schifffahrtshindernisse unterhalb von Grein dar (Strudengau), die erst seit 1958 vollständig beseitigt sind. Für dieses Video liegt ausreichend Interviewmaterial vor, auch Bildmaterial wurde bereits gesammelt, einerseits aus Nachlässen und privaten Sammlungen, andererseits aus den Beständen von Institutionen.

<sup>2</sup> Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation, Hrsg. DÖW, Bd. 2, Wien 1982, S.186 f.

Im folgenden soll Einblick in das zeitgeschichtliche Material gegeben werden, wobei hier der Schwerpunkt auf überregional interessante Aspekte im Zeitraum von 1938 bis 1945 gelegt wird, denn eine Gesamtdarstellung des vorhandenen Materials wäre derzeit noch nicht möglich und würde auch den Rahmen sprengen. Es soll unbekanntes Material vorgestellt werden, deshalb wurde nach Möglichkeit auf die Einbeziehung von ohnehin zugänglichen Quellen verzichtet, wenngleich diese für die Vorbereitung intensiv ausgewertet wurden.

Viele der folgenden Textzitate sind den Inventaren und Teilabschriften der Videobänder entnommen. Sprache und Stil sind eng an die Aussagen der Zeitzeugen angelehnt und wurden bewußt nicht stark stilistisch überformt, um möglichst nichts zu verfälschen. Gelegentlich werden Hinweise auf Aktenmaterial oder sonstige schriftliche Quellen eingefügt, um zukünftige Forschungen zu erleichtern. Außerdem soll diese Darstellung Hintergrundinformationen zum ersten Dokumentarvideo bringen.

### Der „Anschluß“

An gedruckten und sonstigen schriftlichen Materialien existieren die Gedächtnisprotokolle einiger 1938 verfolgter Greiner, die vollständig oder auszugsweise in „Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934–1945“, hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, abgedruckt sind. Einige weitere Materialien, z. B. das Ansuchen des Otto Holzer um einen Opferausweis oder Dokumente zum Fall Josef Langwieser, sind als Kopien in den Sammlungen des Dokumentationsarchivs vorhanden. Darauf wird hier nur am Rande eingegangen, da diese Materialien ohnehin bekannt sind und der Forschung zur Verfügung stehen. Aus der Sicht der örtlichen NSDAP ist der „Anschluß“ in der Wochenzeitung *Greiner Wochenblatt* dokumentiert.<sup>3</sup> In der Videodokumentation wurden Zitate aus dem *Greiner Wochenblatt* thematisch ähnliche Aussagen von Zeitzeugen entgegengestellt. So erinnert sich Johanna Hohensinner: „Viele Leute haben sich sehr gefreut und viele nicht gefreut.“ Walter Langwieser beobachtet einen Fackelzug, der im Rahmen der Anschlußfeiern stattfindet: „Greiner haben sich zusammengerotet, grad daß sie nicht den Pfarrer herausgerissen haben. Es war eine Massenhysterie, um acht oder neun Uhr abends. Es ist nur geschrien worden, passiert ist nichts.“ Der Eisenhändler Hans Kurz wird verhört. Er sagt, daß er bei der Kommune sei, worauf er geschlagen wird. Die deutschen Nazis verwechseln nämlich das Wort „Kommune“, welches in Grein eine altertümliche Form einer Agrargemeinschaft bezeichnet, mit dem Wort „Kommunist“. Das *Greiner Wochenblatt* berichtet: „Die vom Rathaus wehende Hakenkreuzflagge löste den unbeschreiblichen Jubel der Menschenmassen aus. Nach einer kurzen,

<sup>3</sup> *Greiner Wochenblatt*, 20. 3. 1938.

markigen Ansprache des Ortsgruppenleiters Gatterbauer folgte die Absingung der deutschen Nationallieder. Nach dem feierlichen Vorbeimarsch an der Fahne unserer Bewegung zogen alle Formationen der NSDAP zu einem ergreifenden Appell in die deutsch-völkische Turnhalle.“

Oberlandesgerichtsrat Dr. Gustav Charwat wird schikaniert. Er muß vor dem Rathaus Kniebeugen machen und sagen „Ich will ein deutscher Mann sein!“<sup>4</sup> Nach dem Einmarsch in Grein werden sofort die offenen Widersacher verhaftet: Dr. Charwat, Medizinalrat Dr. Karl Mutschlechner und andere.<sup>5</sup> Die Deutschen geben an die Bevölkerung Eintopf aus, weil sie glauben, die Österreicher hätten nichts zu essen. Dieser Eintopf wird nur von den Nationalsozialisten aus Parteiloyalität geschätzt. Rudolph Kloibhofer holt sich nichts zum Essen, Eintopf ist seiner Ansicht nach nur mit Fleisch gut.

Der Hitlergruß wird eingeführt, das *Greiner Wochenblatt* repräsentiert in seiner Darstellung den von der Anschluß euphorie mitgerissenen Teil der Bevölkerung: „In diesen Tagen ist Grein durch die mitreißende Kraft und Glut des Erlebens und der Begeisterung zu neuer, hoffnungsvoller Jugend erwacht. [...] Die Greiner sind wieder eine freudige Gemeinschaft, alles grüßt sich mit dem deutschen Gruß, lacht sich an und sucht Gesellschaft, um die Freude in der Gemeinschaft doppelt zu erleben. [...] Grein sah, wie erlöst von Gespenstern, daß es nur noch von deutschbewußten frohen Menschen, von Nationalsozialisten bewohnt sei.“ Doch nicht alle Greiner teilen diese Freude. Die Tante von Johanna Hohensinner, Maria Smejkal, war Beschließerin (Hausmeisterin) im Schloß Greinburg. Sie geht immer mit zwei Taschen auf die Straße, um die Hand nicht zum Hitlergruß heben zu müssen. Eduard Kolbe berichtet in seinem 1965 veröffentlichten *Greiner Tagebuch*: „In der Wochenschau sah ich einmal, wie Hitler die Hand nach dem Gruß einzog, einige Tage darauf sah ich die gleiche Geste bei einigen meiner Kollegen. Es besteht kein Zweifel, daß Millionen an eine Idealgestalt fanatisch glaubten, ein Glauben, der pseudoreligiöse Formen annahm. Überhaupt, das Grüßen ‚Heil Hitler!‘ war der Universalgruß zu allen Tageszeiten, er wurde stets mit erhobenem Arm geleistet, auch wenn es oft nur ein Wackeln war. Einmal allerdings mußte ich herzlich lachen, als mein kleines Töchterl mir das Märchen vom Rotkäppchen erzählte: ‚... da sagte das Rotkäppchen, Heil Hitler! Lieber Wolf ...‘, eine ganz logische Folgerung des Alltagsgrußes.“<sup>6</sup>

Mimi Kelcher ist vor 1938 wie viele arbeitslose junge Österreicherinnen in England, wo sie in einem großen Haushalt Arbeit findet. Beim „Anschluß“ werden die österreichischen Pässe in England in deutsche umgetauscht, die Stim-

<sup>4</sup> Interview Margit Lengauer.

<sup>5</sup> Interview Erwin Lengauer. Vgl. auch: *Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich*, Bd. 2, S. 222.

<sup>6</sup> Eduard Kolbe, *Greiner Tagebuch*, in: *Mühlviertler Bote*, Nr. 21/1965.

mung in England ist „antideutsch“. Sie und andere österreichische Mädchen müssen zur Unterhaltung des Chefs ein Nazilied singen. Er sagt: „No more Austria!“ Die neuen Pässe sind von der deutschen Seite aus befristet. Frieda Fellingner, ebenfalls aus Grein, ist auch in England und stimmt auf dem deutschen Schiff „Wilhelm Gustloff“ über den „Anschluß“ ab, weil das Schiff ein neutraler Ort ist. Frieda Fellingner bleibt bis zum letzten Augenblick in England. Bei der Rückreise wird sie in Belgien verhaftet und eine Woche inhaftiert. Am 12. September 1938 kommt sie in Grein mit einem Donaupassagierschiff an. Die Rückreise von Mimi Kelcher erfolgt einige Zeit davor ebenfalls über Belgien, wo sie auf einem Bahnhof ankommt. Die Gepäckträger tragen ihr kein Gepäck, weil sie Deutsche ist. Ein Engländer sagt, sie soll in England bleiben: „The Nazis will kill you!“

Die sogenannte Fannenböck Gusti, Tochter eines ehemaligen Gastwirtes in der Gemeinde St. Nikola, hat eine gewisse Narrenfreiheit, gilt aber als intelligent. 1938 stimmt sie nicht ab, mit der Begründung: „Ich kenne diesen Mann nicht, außerdem ist er erst im Kommen!“ Über Konsequenzen ist nichts bekannt.<sup>7</sup> Über Verhaftungen und Verfolgungen berichtet das *Greiner Wochenblatt* aus Sicht der Partei mit bemerkenswerter, wohl durch die Anschluß euphorie bedingter Offenheit: „Das Erwachen Deutsch-Österreichs brachte selbstverständlich auch in Grein einschneidende Änderungen in den öffentlichen Körperschaften und Anstalten. Daß diese Änderungen ohne — wohlverdiente — Vergeltungsmaßnahmen vor sich gingen, war ein überzeugender Beweis der Kraft und Disziplin der Partei und Parteigenossen. [...] Am Dienstag, 15. d. M. früh trafen in großen Kraftwagen Abteilungen der deutschen Schutzpolizei unter der Führung eines Polizeihauptmannes ein, welche — offenbar mehr der Ordnung als der Gefährlichkeit halber — Hausdurchsuchungen vornahmen und die besonders belasteten Personen zur Vernehmung führten. Hievon wurden aus Grein und Umgebung sieben Personen in Schutzhaft genommen.“<sup>8</sup>

Karl Gürtler und andere werden verhaftet und später ins KZ Dachau gebracht.<sup>9</sup> Gürtler ist der Sohn des wenige Jahre vor dem „Anschluß“ verstorbenen christlichsozialen Nationalratsabgeordneten Johann Gürtler. Dies dürfte aber nicht der Hauptgrund für die Verhaftung gewesen sein, galt Gürtler doch als homosexuell. Maria Mörxbauer war Köchin im Gürtler-Haushalt. Sie erinnert sich an Karl Gürtler und seine Mutter: „Der Gürtler-Karl ist ins KZ gekommen. Seine Mutter hat sich sehr gekränkt und so viel daran herumstudiert, daß sie gestorben ist.“<sup>10</sup> Auf die Frage des Interviewers, warum Gürtler ins KZ gekommen sei:

<sup>7</sup> Mündliche Mitteilung von Maria Anibas.

<sup>8</sup> Siehe *Greiner Wochenblatt*, 20. 3. 1938.

<sup>9</sup> Siehe auch *Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich*, Bd. 2, S. 222.

<sup>10</sup> Laut *Greiner Wochenblatt* vom 30. 10. 1938 verstarb Anna Gürtler am 25. 10. 1938 im 71. Lebensjahr.

„Das kann man nicht sagen!“ Gürtler wird nach einem knappen Jahr wieder entlassen und nach Neu-Bistritz/Nová Bystřice in Südböhmen versetzt. Doch er kommt gelegentlich nach Grein, wo er im Haus des Postangestellten Deutsch, des Vaters der Brüder Franz und Hans Deutsch, mit der örtlichen Widerstandszelle Kontakt aufnimmt. Karl Gürtler ist in den fünfziger Jahren einige Zeit Bürgermeister von Grein und auch Sparkassendirektor. Sein Bruder Hans Gürtler ist ein prominenter Anwalt in Wien. Rudolph Kloibhofer: „Der alte Gürtler, dem Gürtler Karli sein Vater, war ein Fleischhacker und ein Abgeordneter, der Sohn, der Hansi, war ein recht gescheiter Doktor. Wenn du den nimmst, gewinnst du alles!“

Die bedeutende Greiner Kaufmannsfamilie Christ ist mit Eifer nationalsozialistisch, das Haus wird anlässlich des „Anschlusses“ mit besonderem Aufwand dekoriert: Girlanden, Hitlerbilder etc., doch es hält sich das hartnäckige Gerücht, die Familie Christ sei nicht ganz arisch, so daß die Ortsparteileitung im *Greiner Wochenblatt* einen Artikel bringt, in dem dargelegt wird, daß die Familie Christ arisch sei — und wer Gegenteiliges behauptete, mit Bestrafung zu rechnen habe. Das Gerücht dürfte entstanden sein, weil ein Großvater mit Vornamen Jacob geheißten hatte und eine Arisierung der Firma Christ manche wohlhabender hätte machen können.

„Über Ersuchen der Firma Jac. Christ, Grein, wird bestätigt, daß der Inhaber der Firma, Pg. Dr. Max Christ, nach Inhalt der uns zur Einsicht vorgelegten Originaldokumente einwandfrei arischer Abstammung ist. Anders lautende Gerüchte sind daher als boshafter oder leichtfertiger Tratsch schärfstens zu verurteilen und werden künftig nicht nur als Geschäftsschädigung durch Pg. Doktor Max Christ selbst, sondern auch durch die Partei als Vergehen gegen den Geist der nationalsozialistischen Bewegung geahndet werden. Ortsgruppenleitung der NSDAP. Hanns Gatterbauer e. h.“<sup>11</sup>

Auch andere Personen wurden denunziert. Aus folgender, von der Bezirks- und Ortsgruppenleitung der NSDAP in Grein (Hanns Gatterbauer, e. h.) ebenfalls am 24. April 1938 getätigten Einschaltung geht der Inhalt der Gerüchte zwar nicht hervor, doch dürften sie in ähnliche Richtung gehen wie in obigem Fall: „Letzte Warnung an alle Gerüchtemacher. Trotz wiederholter Warnung muß fortgesetzt die Verbreitung von Gerüchten und Nachreden festgestellt werden, die teils als Vernaderungen, wie sie früher gang und gäbe waren, teils als leichtfertige Ehrabschneidungen zu bezeichnen sind. Es wird nochmals eindringlich darauf aufmerksam gemacht, daß Beschuldigungen und Anzeigen ausschließlich bei den zuständigen Stellen (Parteileitung, Gendarmerie), und zwar persönlich mit genauer Angabe des Sachverhaltes und der Beweismittel anzubringen sind. Gegen Gerüchtemacherei und Gerüchteverbreitung wird in Hinkunft mit allen

<sup>11</sup> *Greiner Wochenblatt*, 24. 4. 1938.

Mitteln unnachsichtlich vorgegangen werden.“ Am wahrscheinlichsten lassen sich diese Gerüchte als Grabenkämpfe innerhalb der Ortspartei erklären. Ein Teil der Parteimitglieder stammte aus der gehobeneren Bürgerschicht und war politisch großdeutscher Herkunft, ein anderer Teil bestand aus politischen Emporkömmlingen. Es scheint, daß letztere Gruppe versuchte, ersterer mittels Gerüchten politisch zu schaden. Meist versuchte man in diesen Gerüchten anhand des Vornamens eines Familienmitgliedes, anhand des Familiennamens oder der Schädel- bzw. Nasenform zu erklären, daß die Familie eines Parteigenossen nicht ganz arisch sei. Wahrscheinlich liegen hier auch allgemeines Denunziantentum und der Hang der Bevölkerung, rufschädigende Gerüchte zu verbreiten, vor, was man aus dem diesbezüglichen Verhalten vor und nach der NS-Zeit ableiten kann. Einerseits wird in obigem Zitat darauf hingewiesen, daß „Vernaderungen früher gang und gäbe“ gewesen seien, andererseits gibt es eine anschauliche Schilderung hinsichtlich „Vernaderung“ für die Zeit nach Kriegsende: „Alle im Jahre 1945 in Grein eingetroffenen Kommandostellen der Russen fragten nach den Maßnahmen, die gegen die Faschisten ergriffen worden waren. Die Gemeindevertreter hatten es keineswegs leicht, da das Denunziantentum Ausmaße annahm, die man gar nicht für möglich halten würde. So sagte ein GPU-Offizier einmal verächtlich, seine Abteilung wäre quer durch die ganze Sowjetzone Deutschlands gereist, nirgends hätte es so viele Anzeigen gegeben wie hier, und er wies auf einen ganzen Stoß von Briefen, das meiste warf er allerdings in den Papierkorb.“<sup>12</sup>

### Über Parteimitglieder und Parteiaktivitäten

Über die Anfänge der NSDAP in Grein berichtet der damalige Schüler Erwin Lengauer: „In Grein war ein Lehrer, ein gebürtiger Tscheche, der eine Sokolgruppe gegründet hat, jedoch ohne Erfolg. Er war ein Ehrgeizling, der etwas werden wollte. Ein Lehrer (nicht ganz klar, ob der vorhin genannte) ist in die Hauptschule gekommen und hat sich sehr ‚schwarz‘ gebärdet, später sagt er: ‚I waß ned, vielleicht geh i die Seiten wechseln!‘ Es hat nicht lang gedauert, und er hat in Grein den Nationalsozialismus eingeführt. Der Haß ist eingezogen. Hillinger (ein anderer Lehrer) war anfangs dagegen, wie die meisten Großdeutschen. Der Lehrer hat einen bedeutsamen Posten erreicht. Nach dem Zusammenbruch ist er wieder ein Schwarzer geworden und sehr klerikal und auch Organist.“ Margit Lengauer berichtet, daß man in der Hauptschule schon in den Jahren 1933/34 eine Teilung der Lehrer in Nazis und „keine Nazis“ beobachten konnte. Sie bildeten zwei Gruppen, wenn sie in der Pause beieinander standen. Vor dem „Anschluß“ randalieren illegale Nazis und schlagen Zettel an. Immer wieder werden Hakenkreuzfahnen an schwer erreichbaren Stellen aufgehängt. Erwin

<sup>12</sup> Kolbe, Greiner Tagebuch, in: *Mühlviertler Bote*, Nr. 30/1965.

Lengauer über den Arzt Dr. Dirnberger: „Er ist ein illegaler Nazi und ein medizinisches Genie gewesen.“ Dirnberger soll Primar werden, doch das lehnt er ab. Er hält sich an keine Konventionen, beispielsweise nimmt er Geld nur von denen, die es freiwillig geben. Die anderen behandelt er umsonst. Für arme Bauern bringt er sogar Wäsche aus seinem privaten Wäschekasten. Am alten Kalvarienberg hängt er vor 1938 verbotenerweise eine Hakenkreuzfahne auf, dabei bricht er sich durch einen Sturz einen Fuß. Aus Angst vor Konsequenzen behandelt er sich selber, verabreicht sich Morphinium und renkt den Fuß wieder ein. Das funktioniert allerdings nicht richtig, und er bleibt hinkend und Morphinit. 1938 teilt er die nationalsozialistische Weltanschauung nicht und behandelt den achtzehnjährigen Maturanten Erwin Lengauer im geheimen während einer lebensgefährlichen Krankheit und rettet ihm so vermutlich das Leben. Lengauers Mutter gilt als jüdisch, so nimmt man an, daß man den Sohn bei einer Spitalsbehandlung deshalb umbringen würde.

„Die Haute-Volée in Grein waren Deutschnationale, sie waren die Steigbügelhalter für die Nazi“ (Margit Lengauer). In einigen größeren Betrieben bilden sich vor dem „Anschluß“ nationalsozialistische Gruppen. Dazu gehören unter anderen die Forstverwaltung Greinburg, im Besitz der Familie Sachsen-Coburg und Gotha, die metallverarbeitende Firma Meisl und das Sägewerk Weinzinger. Rudolph Krah berichtet über Angestellte der Firma Weinzinger: „Der Hattinger war ein Nazi. Schrecklich, furchtbar; das war sein liebstes Thema; das waren lauter Nazi, die bei der Firma Weinzinger gearbeitet haben, die hätten sonst keine Anstellung gehabt.“ Eine wichtige Teilorganisation wird bald nach Kriegsbeginn die NS-Frauenschaft, Karoline Jent, die Frau des Bürgermeisters, ist Hilfsleiterin der Frauenschaft. Die Frauen wecken Fleisch in Dosen ein, im Gasthaus des Bürgermeisters Karl Jent ist ein „Patschenkurs“, Hauschuhe werden aus Stroh hergestellt. Manchmal ist es lustig, die Frauen singen, machen Packerl für die Soldaten und legen lustige Briefe bei. Maria „Mimi“ Kelcher, die Presse- und Propagandaleiterin der Frauenschaft, schickt Lebkuchen nach Stalingrad. Doch der Lebkuchen erreicht die Soldaten nicht mehr und kommt nach Wochen wieder nach Grein zurück, ist aber immer noch genießbar. Einmal fahren die Frauen nach Linz „und beglücken ein Lazarett mit einem Biskuit“. In Ybbs ist auch ein Lazarett. Im Gasthof Jent führen Mimi Kelcher und „die Buchinger-Hedi“ (verehelichte Wegerer) Sketches für die Verwundeten vor.<sup>13</sup>

Angela Lehner arbeitet in der Landwirtschaft: „Ich hab keine Freud‘ gehabt in der Kriegszeit, es war keine Möglichkeit zum Handarbeiten, nur einen Strohpatschen-Flechtkurs hat es gegeben. Das einzige Schöne war die Schnittergruppe beim Erntedankfest in Grein. Das war vermutlich 1943. Im Krieg hat es keine

<sup>13</sup> Interview Maria Kelcher.

Tanzereien gegeben, erst nach dem Krieg waren viele. Es waren wenig Nazis unter dem Bauernstand. Bauern, die bei den Nazis waren, haben es sich richten können und andere in den Krieg geschickt. Der Großvater hat auch das Roß in den Krieg mitbringen müssen.“

Der Arzt Dr. Schrack ist auch Parteimitglied. Rudolph Kloibhofer hat sich im Rußlandkrieg Erfrierungen an den Zehen zugezogen und will diese behandeln lassen: „Ich bin zum Dr. Schrack gegangen wegen dem geschwollenen Fuß. Das hätte ich nicht dürfen, weil ich ein Militärangehöriger war. Der Dr. Schrack war ein Mordsnazi!“ Schrack sagt zu Kloibhofer: „Bis du in Rußland bist, ist es wieder gut.“ Kloibhofer denkt: „Wann i di dawisch, nachn Krieg, du stirbst!“

Margit Lengauer gelangt kurz nach Kriegsende ins NS-Parteilokal in der Hauptstraße, dort liest sie in den Dokumenten. „Prominente Greiner Nazis haben gegen Bürgermeister Jent intrigiert.“ Dieses Parteiarchiv ist seither verschollen.

## Verfolgungen

Ein Friseur namens Felix (Familiennamen vermutlich Roitinger) gilt als homosexuell und wird, flankiert von zwei Uniformierten, mit einer Tafel um den Hals an den „Pranger“ gestellt. Man hat ihn danach nie mehr gesehen.<sup>14</sup>

Nahezu jedem Befragten war bekannt, daß Behinderte oder irgendwie „unpassende“ Leute „fortgebracht“ wurden und nicht mehr zurückkamen. Landläufig spricht man vom „Wegputzen“. Die genaue Zahl der getöteten Personen ist für Grein noch nicht festgestellt. Der Fall des Kaufmanns Loidl, der psychisch erkrankt war, ist bekannt, weiters ein gewisser M. F. (vollständiger Name bekannt), der wegen Brandstiftungsdelikten in Haft war. Auch einige Kinder sollen abgeholt worden sein. Oft gelang es auch, die Kinder vor der Behörde zu verstecken. So soll Schwester Quirina Pigseis von der Bürgerversorgung einen Behinderten in einer Kiste versteckt haben, als man ihn holen wollte. Grundsätzlich scheint es so, daß viele Leute für das „Wegputzen“ kein Verständnis hatten und Widerstand zu leisten versuchten. Andererseits gibt es auch Hinweise, daß man Verwandte abholen ließ, beispielsweise um den ungeliebten Großvater weg zu haben.

In Grein leben vor 1938 nur wenige Personen, die als jüdisch gelten. Im wesentlichen die Familie Holzer, die sich in drei Zweige gliedert. Alle können rechtzeitig das Land verlassen. Der Kaufmann Otto Holzer kehrt nach dem Krieg nach Grein zurück, führt noch einige Zeit seinen Mehlhandel, zieht dann mit seiner Frau ins Salzkammergut, wo er verstirbt. Otto Holzer, „der Mehlholzer“ oder „der Holzer-Jud“ genannt, ist vor 1938 durchaus ein angesehener Bürger, ebenso

<sup>14</sup> Interview Franz Deutsch.

die anderen Mitglieder der Familie, von denen einer in den zwanziger und dreißiger Jahren eine Arztpraxis betreibt. 1938: Schikanen für Kunden des Geschäftes, sie werden fotografiert und die Bilder im Parteischaukasten ausgestellt.<sup>15</sup> Da um 1940 wieder Pläne zur Realisierung der Staustufe Ybbs-Persenbeug erstellt sowie Vermessungsarbeiten und Verhandlungen zur Grundablöse durchgeführt werden, wird Otto Holzers Haus als Ersatzhaus für Abgesiedelte vorgesehen und deshalb genau vermessen. Das im Aufbau befindliche Heimathaus Grein interessiert sich für einige von Holzers Möbeln. In amerikanischer Kriegsgefangenschaft (in den USA) werden gefangene Österreicher verhört. Die Verhöre werden teilweise von emigrierten Österreichern geführt. Ein Mann aus Würzenberg bei Grein wird von einem Mitglied der Familie Holzer befragt, wobei ihm die Frage gestellt wird, wie es denn „dem Christ“ gehe. Die schon oben genannte Firma Christ war eine Kaufmannsfamilie mit starker Parteibindung. Darauf antwortete der Mann, der nicht erkannte, wen er vor sich hatte: „Dem geht's gut, seit der Holzer-Jud nicht mehr da ist!“<sup>16</sup> Holzer und Christ hatten konkurrierende Geschäfte, wenngleich sie vor 1938 immer im Kaffeehaus miteinander Schach spielten und die Leute sagten: „Der Jud und der Christ spielen miteinander!“ (Margit Lengauer)

Erwin Lengauer maturiert 1938. Sein Vater ist Volksschuldirektor in Grein, seine Mutter gilt als jüdisch: „Der Vater hat beruflich die Altersgrenze erreicht und wird, weil er mit einer Jüdin verheiratet ist, sofort aus dem Dienst eliminiert.“ Das *Greiner Wochenblatt* berichtet am 11. September 1938 über die Feier anlässlich der Pensionierung: „Schuldirektor Herr Josef Lengauer wurde über sein eigenes Ansuchen mit 31. August 1938 in den dauernden Ruhestand versetzt.“ Erwin Lengauer: „Der Vater war großdeutsch ausgerichtet und seine Freunde rieten ihm, sich scheiden zu lassen. ‚Die kommt halt nach Theresienstadt, na Meingott.‘ Der Vater fragt ihn, und er antwortet, da könne er die Mutter gleich umbringen.“ Erwin Lengauer beginnt in Wien zu studieren, wohnt in der Schaumburgergasse und studiert an der Technik. In der „Kristallnacht“ sieht er, wie jüdische Geschäfte in der Favoritenstraße demoliert werden. Nachher erfährt er, daß Alterskollegen aus Grein, mit denen er gespielt hat, in Wien dabeigewesen sind. Einer sagt zu ihm: „Ich war in Wien Juden hetzen!“ Lengauer: „Das waren erbärmliche Kreaturen! Es braucht nur ein paar Hetzer, die nur an die Instinkte appellieren, da kann man morden, da kann man rauben. Dann zeigen die Leute ihr wahres Gesicht.“ Im Stiftsgymnasium Seitenstetten hat der „Anschluß“ sofort Auswirkungen: Viele Buben, die illegal bei der HJ waren, ziehen in der Schule herum und durchsuchen die Spinde, um den anderen zu zeigen:

<sup>15</sup> Interview Margit Lengauer; siehe auch Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich, Bd. 2, S. 389, 605.

<sup>16</sup> Interview Markus Lengauer (nicht mit Margit Lengauer verwandt).

„Ihr könnt euch nicht wehren. Herren sind wir!“ In Seitenstetten läßt man noch das Schuljahr auslaufen, dann wird die Schule aufgehoben und das Stift konfisziert. Lengauer wird krank und kann nicht einrücken. Er geht nach Wien und sucht, was er überhaupt noch studieren kann. Er kommt auf die technische Physik, dort macht er fünf Semester, dann ist es aussichtslos. Er kann keine Prüfungen ablegen, entweder war es so, daß der Professor ihn nicht geprüft hat, weil er einen Vermerk im Ausweis hatte, oder es gab schon eine Bestimmung. (Kann sich nicht mehr genau erinnern.) Die Vorlesungen darf er besuchen. Er kommt zum Militär. Dort wird er später als „wehrunwürdig“ hinausgeworfen. „Die Vorschriften waren noch nicht eindeutig.“ Nun wird er Vermessungstechniker bei der Baufirma Koller in Grein. Der Einberufungsbefehl kommt, als er gerade eine Hochspannungsleitung nach Kaplitz/Kaplice in Böhmen vermißt. Transport nach Frankreich. Blindgänger werden ausgegraben, Brücken repariert (1941). Er ist in einem Lager und bekommt fast nichts zu essen. Nebenbei ist eine Baracke, da sind Zigeuner aus Württemberg, die dem Landesherrn einmal das Leben gerettet und deshalb eine eigene Stadt hatten. Mit denen unterhält er sich. Eines Tages in der Früh ist die Baracke leer. „Was das für eine Bedeutung gehabt hat, war uns klar.“ Lengauers Mutter vermeidet es, auf die Straße zu gehen, und bleibt so bis Kriegsende weitgehend unbelästigt.

Der Greiner Pfarrer wurde von der Gestapo wegen des Mittragens von Zunftfahnen bei der Fronleichnamsprozession verhört.<sup>17</sup> Diese Zunftfahnen waren früher in der Kirche, heute befindet sich die der Bäcker im Pfarrhof, diejenige der Maurer, Steinmetze und Zimmerleute in Privatbesitz.

### Die Rüstungsbetriebe und das KZ-Außenlager Grein

„Die NS-Machthaber hatten nicht gezögert, in den Kellern der unter Denkmalschutz stehenden Greinburg einen Rüstungsbetrieb einzurichten. Ein weiterer, ein Zweigbetrieb der Steyrer-Werke, wurde im sogenannten Sandkeller unterirdisch untergebracht; hier sollte ein Riesenwerk, ähnlich jenem von St. Georgen an der Gusen, entstehen. Die Vermessungen und Echolotungen hatten bereits stattgefunden, oberhalb der Stollen war geplant, ein Konzentrationslager zu errichten.“<sup>18</sup> Der größte Rüstungsbetrieb befand sich im sogenannten Schallerhofer Sandkeller, benannt nach dem Bauernhaus Schallerhofer in der Ortschaft Lettental bei Grein. Der schon früher angelegte Sandkeller, links der Klamerstraße, wurde zu einem Rüstungsbetrieb ausgebaut, die sogenannte „Sträflingsbaracke“ ist das immer wieder in der Literatur genannte KZ-Außenlager Grein. Eine Liste mit 120 Namen von aus Mauthausen nach Grein transportierten

<sup>17</sup> Interview Margit Lengauer.

<sup>18</sup> Kolbe, Greiner Tagebuch, in *Mühlviertler Bote*, Nr. 27/1965.

KZlern ist erhalten. Daraus geht auch hervor, daß ein Gefangener flüchten konnte, er wird am 27. Februar 1945 als geflüchtet vom Gesamtbestand abgeschrieben. Möglicherweise ist er mit jenem KZler identisch, der längere Zeit in einem Wald im Lettental versteckt war und über den Rudolph Kloibhofer berichtet. Weiters existieren einige Schriftstücke zur Demolierung der Baracken 1945.<sup>19</sup> Gisela Rabitsch erwähnt in ihrer Dissertation 1967, daß etwa 12 km entfernt, in der Nähe von Baumgartenberg, Ende 1944 die Errichtung einer großen Vergasungsanstalt geplant war.<sup>20</sup> Im Februar und März 1945 arbeitete dort ein Arbeitskommando von 1500 Häftlingen an Vermessungen und Planierungen. Nach etwa zwei Wochen wurden jedoch die Arbeiten eingestellt, da zu dieser Zeit bereits sehr großer Mangel an Baumaterial herrschte. Die Skizze eines Vermessers findet sich in Václav Berdychs Buch „Mauthausen. Zur Geschichte des Widerstandes der Gefangenen im Konzentrationslager Mauthausen“ (Prag 1959). Dort finden sich auch nähere Angaben: Auf einem von Wald umgebenen, ungefähr 20 Hektar großen Grundstück sollten unter anderem neun Verbrennungsöfen errichtet werden. Für die Anlage waren ein Straßen- und ein Eisenbahnanschluß vorgesehen. Der Eisenbahnanschluß für diese Vergasungsanstalt sollte ungefähr 25 km östlich von Mauthausen und westlich von Baumgartenberg von der Donauuferbahn südlich mit einer Länge von 1 ½ km abzweigen. Ob der geplante Ausbau des Arbeitslagers und KZ in Grein oder die Einbeziehung des Stiftes Baumgartenberg in das Euthanasieprogramm mit diesen geplanten Verbrennungsöfen in Zusammenhang steht, kann hier nicht geklärt werden.<sup>21</sup> Jedenfalls wird ersichtlich, daß nur der Zusammenbruch des NS-Staates einen weiteren Ausbau der Arbeits-, Vernichtungs- und Konzentrationslager im Mühlviertel verhindert hat.

Über das Lager in Grein berichtet Leopoldine Blöchl (sie ist eine Tochter vom Schallerhofer-Bauern und 1945 18 Jahre alt): Barackenbau, Beginn am 15. August 1944, Arbeiter aus verschiedenen Nationen sind beschäftigt: Tschechen, Italiener, Griechen und andere. Auch Frauen waren dabei. Zuerst betreibt eine Welser Firma das Rüstungswerk. Es wird in drei Schichten gearbeitet. Ein Stockwerk wird in den Stollen eingezogen, Maschinen befinden sich drinnen, Tag und Nacht wird gearbeitet. Später wird das Werk von den Steyrer-Werken betrieben. Den Vater läßt man ein, sich den Betrieb anzusehen. Die Küchenbaracke steht dort, wo heute das Blöchl-Haus steht. Auf der anderen Seite des Baches waren fünf Baracken. Im Winter kommen „Sträflinge“ zum Arbeiten. Sie

<sup>19</sup> Stadttamt Grein (Altes Rathaus), Akt Erikasiedlung.

<sup>20</sup> Gisela Rabitsch, Konzentrationslager in Österreich (1938–1945). Überblick und Geschichten, phil. Diss., Wien 1967.

<sup>21</sup> Über die Euthanasie in Baumgartenberg siehe: Siegfried Berger, Baumgartenberg und die Euthanasie im Dritten Reich, in: Zur Geschichte des Bezirkes Perg, Pädagogisches Institut des Bundes in Oberösterreich, Unterrichtspraktische Veröffentlichung Nr. 128, Linz 1998.

sind in der letzten Baracke, die in der Nacht beleuchtet und mit Stacheldraht umgeben ist. Man sagt, deshalb sei keine Bombengefahr, weil die Bomber, wenn sie das Licht sehen, wissen, daß „Sträflinge“ dort sind. „Sträflingsbaracke“ gibt es nur eine. Die anderen Ausländer, tschechische Arbeiter, Italienerinnen, Russinnen, Polen, auch ein Holländer, der sich vor den Flugzeugen fürchtet, leben in den anderen Baracken. Die Arbeiter essen meist Kartoffeln. Die „Sträflinge“ haben Hunger. Einer nimmt von der Küchenbaracke einen Erdapfel, „da hat man gehört, wie sie ihn geschlagen haben“. Ein „Sträfling“ arbeitet am Wegrand und bittet Frau Blöchl um etwas zu essen. Sie hat Gebäck in der Einkaufstasche, traut sich aber nicht, ihm etwas zu geben. Die Größe der Baracken: ca. 30 m lang und ca. 8 m breit, alle sind gleich groß und mit Stockbetten ausgestattet. Es gibt Männer- und Frauenbaracken sowie eine kleine Baracke, in der zwei Bauingenieure einquartiert sind. Ein separater Koch kocht für die „Herren“ und den Lagerverwalter. Der Lagerverwalter ist ein Österreicher. Einige Leute aus Steyr, die vom Militär „enthoben“ sind, arbeiten auch in diesem Betrieb. Die „Sträflinge“ dürfen nicht heraus. Es sind Serben oder sonstige Ausländer. Sie haben im geheimen Gewehre versteckt. Zu Kriegsende verlassen die meisten Personen das Werk sehr schnell, die Serben bleiben am längsten, die anderen sind nach Kriegsende gleich weg. „Innerhalb von ca. drei Tagen waren die meisten weg.“ Lagerverwalter ist ein Mann namens Bischof, er bleibt noch längere Zeit. Zu Beginn der Besatzungszeit halten die Russen Kühe in den Baracken. Zur baulichen Beschaffenheit des Kellers: „Es waren zwei Stockwerke, alles mit Ziegeln ausgemauert, ein Gewölbe, damit von der Erschütterung durch die Straße nichts herunterfällt. Der Keller ist früher schon ausgegraben worden. Es waren zwei lange Keller und zwei andere Keller. Dann wurden die Keller verbunden und höher gemacht. Bis 1938 waren dort Sandkellerfeste.“

Friedrich Fröschl, 1944 14 Jahre, ist Lehrling bei der Tischlerei Beitzl in Grein: „Es ist eine Zwischendecke in den Sandkeller gemacht worden und auch in den Schloßkeller. Zwei Waggon Pfosten hat man in den Sandkeller eingebaut. Nach dem Krieg sind die Pfosten wieder herausgekommen, wie alles ausgeräumt worden ist.“

1945, kurz vor Kriegsende, gehen Rudolf Kern, seine Großmutter sowie andere Greiner auch wegen der drohenden Kämpfe in den Sandkeller, um sich zu verstecken: „SSler haben sich mit Maschinengewehren verschanzt, es ist kritisch geworden, die SSler haben die Leute aufgefordert, die Räumlichkeiten zu verlassen. Kriegsgefangene und KZler waren auch im Sandkeller versteckt. Die SS hat mit Flammenwerfern den Sandkeller ausräuchern wollen, doch die Greiner haben den Sandkeller nicht verlassen.“ Kern sitzt auf einer Scheibtruhe, unter der ein Mann versteckt ist. „Man hat nicht gewußt, daß Kriegsmaterial erzeugt wird.“ Bald nach Kriegsende werden die Baracken abgebaut, es bleiben nur geringe Mauerreste. Laut einem Schriftstück „Grein, den 25. 6. 45. Entlohnung der

beim Barackenabbau beschäftigten Arbeiter“ waren siebzehn namentlich genannte Personen aus Grein, die meisten vier Tage, mit dem Abbau der Baracken beim Sandkeller beschäftigt. Pro Person und Tag wurden 15 RM bezahlt. Der handschriftliche Vermerk lautet: „[...] wurden von der Russischen Militär-Abteilung bezahlt, welche das Werk Erika abtransportiert haben.“ Das zweifach unterfertigte Schriftstück trägt die Unterschrift des Bürgermeisters K. Rametsteiner und „Der Arbeitsnachweis Grein“ (die schwer leserliche Unterschrift beginnt mit „M“). Es scheint sich hier zumindest teilweise um eine Art der „Sühnearbeit“ (siehe unten) gehandelt zu haben, die dann von der Besatzungsmacht bezahlt wurde.

Der Rüstungsbetrieb in der Greinburg: Im ostseitigen Keller der Greinburg (Hauptgebäude) wurde unter großer Geheimhaltung ein Rüstungswerk errichtet. Hinter dem Hügel, auf dem die Greinburg steht, wurde das „Erikalager“ angelegt. Im folgenden einige Auszüge aus dem Akt „Erikalager“: Am 17. Mai 1945 folgt Bürgermeister Konrad Rametsteiner vermutlich an die sowjetische Besatzung eine Bestätigung aus, deren ungezeichneter Durchschlag, noch versehen mit dem Stempel „Der Bürgermeister der Stadt Grein a. d. Donau Oberdonau“, erhalten geblieben ist:

„In den Kellerräumen des Schlosses in Grein/Donau wurde im Jahre 1944 eine bombensichere Fabrikationsstelle der Fa. Voigt & Haeffner Frankfurt am Main errichtet. Diese beschäftigte sich hauptsächlich mit der Herstellung von elektrischen Bordschaltern und führte den Decknamen Leopold Freundlich A. G. Grein. Es wurden außer einheimischen Frauen zu 90 % ausländische Arbeitskräfte verwendet. Die verantwortlichen Betriebsführer flohen bei Annäherung der Roten Armee. Die genannte Firma ist deutsch und arbeitete mit deutschem Betriebskapital für Kriegszwecke.“ Am 14. August 1946 ergeht von der Bezirkshauptmannschaft Perg unter der Zahl IX-436/1946 ein Schreiben „An alle Gemeinden des Verwaltungsbezirkes Perg. Betrifft: Auftrag der russischen Kommandantur in Perg, zur Erfassung von Baracken.“ Nach Auskunft des Stadtamtes Grein von 16. August 1946, Zl. 043/35-1946, befinden sich zu diesem Zeitpunkt vier Baracken mit zusammen 1171 m<sup>2</sup> auf den Parzellen 569/1, 569/2 und 574/1 der Kat. Gem. Grein, die „von den russischen Einheiten Ende November und Anfang Dezember 1945“ geräumt wurden und derzeit von Arbeiterfamilien bewohnt sind. „Erbaut wurden die Baracken von der Fa. Voigt & Haeffner A. G. in Frankfurt am Main, Zweiganstalt Linz. [...] Sie wurden von der obigen Fa. zum Zwecke der Herstellung von Maschinenbestandteilen für die Rüstung [errichtet]. Die Aufsicht über die Baracken hat derzeit Herr In de Ryp Adolf, wohnhaft in Grein Nr. 69.“

Weiters existiert die „Beschlagnahmeverfügung des Landrates Perg gegen die Firma Friedrich Kroiss, Amstetten, über die Parzelle Nr. 574 in Grein zugun-

sten der Firma Voigt & Haeffner AG Frankfurt a. M., Zweigwerk Linz, zur Aufstellung von Baracken für Arbeiter“ vom 26. Juli 1944.

4. August 1944: Voigt & Haeffner fordert beim Greiner Bürgermeister für die „voraussichtlich im September/Oktober d. J. anlaufende Fertigung [...] etwa 40 bis 50 weibliche Arbeitskräfte“ an. „Wir liegen in der rüstungswichtigsten und vordringlichsten Stufe.“

In einem Schreiben des Bürgermeisters an den Landrat vom 11. August 1944 betreffs schwieriger Unterbringungssituation in Grein ist die Rede vom „Rü BetriebsObjekt 646 Erika, Betriebsstelle in den Kellern der Greinburg (1800 m<sup>2</sup>), Gefolgschaftsstärke 150 Mann, für welche Baracken auf den Kroissgründen zur Errichtung kommen sollen und zusätzlich die Unterbringung von Betriebsleitern, Meistern und Spezialmonteuren, für welche Einzelzimmer erforderlich sind“. Weiters das: „ARAPAIMA, Rüstungsunternehmen Herr Schlottge, Betriebsstelle Sandkeller, Gefolgschaftsstärke 350 Mann, die in 5 zu erbauenden Baracken untergebracht werden sollen.“ Auch ist von Geometern und Bohrmeistern „des SS Stabes St. Georgen“ die Rede, die in Bauernhöfen im Lettental untergebracht sind. Genaue Pläne für den Bau des „Erikalagers“ sind bei der Stadtgemeinde Grein erhalten. (Vgl. dazu das oben gebrachte Zitat aus Eduard Kolbes Tagebuch, der auch von Vermessungen und Echolotungen spricht.)

Im „Erikalager“ wohnten ukrainische Fremdarbeiterinnen. Jene Frauen, die ursprünglich aus der Landwirtschaft stammten, wurden bei den Bauern eingesetzt, Frauen aus anderen Berufen, z. B. Lehrerinnen, in der Rüstung. Viele Ukrainerinnen wurden von französischen Kriegsgefangenen, die in Grein sehr locker behandelt wurden und kaum beaufsichtigt waren, schwanger. Es kamen aber keine Kinder zur Welt, weil die Frauen eine Mischung von Jod und Milch zu sich nahmen, worauf das Kind abstarb und abging. Diese Substanz kann der Magen fast nicht behalten, und man muß immer erbrechen und immer wieder davon trinken, um eine Wirkung zu erzielen. Eine Frau hat den im fünften Monat abgestorbenen Fötus bis zum siebenten Monat in ihr, bis er endlich abgeht (Anna Starzer, zu dieser Zeit Hebamme in Grein).

Zur Rüstungsindustrie in Grein existiert auch ein Hinweis von Peter Kammerstädter vom 21. September 1973<sup>22</sup>: „Im Schloß — Greinburg — wurden die Kellerräume zu Maschinenhallen ausgebaut. Dann wurde am Fuße des Schloßbergs ein Wohnlager (Erika) gebaut. Und in einem 3 km entfernten Tal des Gießenbaches wurden Fertigungsbaracken aufgestellt. Erzeugt wurde: (Fertigungsprogramm für die Luftwaffe) Steuerschützen, Heizbekleidungswiderstände, Bordschalter (Packetschalter).“

Auch im Steinbruch in Dornach, Gemeinde Saxen, sind Zwangsarbeiter bzw. Kriegsgefangene eingesetzt. Die Studentin Margit Lengauer ist in diesem Betrieb

<sup>22</sup> Archiv Museum Mauthausen, B 8/1.

dienstverpflichtet: Franzosen und Russen arbeiten im Steinbruch, aus Mauthausen kommt jemand und meint bezüglich der Russen: „Die müssen weniger werden!“ Der Betriebsleiter von Dornach antwortet: „Bei mir werden sie nicht weniger, wenn S' das wollen, müssen Sie s' mitnehmen!“

Gegen Kriegsende kommt es zu Spionageversuchen in den Rüstungswerken: Die Alliierten erhalten von einer örtlichen Gruppe Informationen. Der vierzehnjährige Franz Deutsch und sein Zwillingsbruder Hans haben den Auftrag, Beobachtungen zu machen. Sie melden diese ihrem Vater weiter. „Beim Major Kolber sind alle Fäden zusammengelaufen.“ (Franz Deutsch) Alles ist sehr geheim, sogar zwischen den Brüdern, die beide spionieren. Die Gruppe führt auch kleinere Sabotageakte aus, so werden die Bohrlöcher zugeschüttet, als die Eisenbahnbrücken und das Schwalleck (Felsen bei Grein) kurz vor Kriegsende gesprengt werden sollten, um die Alliierten am Vormarsch zu hindern. Die antifaschistische Einstellung von Deutsch ist unter anderem daraus begründet, daß sein Vater als Postangestellter für den Ständestaat staatsfeindliche Gespräche abgehört hatte und die Familie Deutsch deshalb 1938 nach Grein strafversetzt war. Franz Deutsch gründete viele Jahre später, maßgeblich durch seine Kriegserlebnisse beeinflusst, das erste Österreichische Friedensmuseum in Wolfsegg (Oberösterreich). Ein Friedensmuseum ist eine — in anderen Ländern wesentlich populärem — Institution zur Friedenserziehung, die sich vor allem an Jugendliche richtet.

Zu Spionage und Geheimhaltung ist grundsätzlich zu sagen, daß das Werk in der Greinburg als sehr geheim galt, im Sandkeller hingegen war die Geheimhaltung nicht so groß. Die Behörden scheinen hinsichtlich Spionage aufmerksam geworden zu sein. Noch am 17. März 1945 teilt der Landrat des Kreises Perg, II-RV/61/1945, folgendes mit: „Besichtigungsverbot für Betriebe: In letzter Zeit haben vielfach Personen, welche mit verschiedenen unkontrollierbaren Ausweisen versehen waren, Betriebe und sonstige Räume im Kreis besichtigt. Hierbei wurden Auskünfte über Produktionsdaten und Raumgrößen für Verlagerungen eingeholt und erteilt. Ab 2. 1. 1945 darf nur mehr jenen Verlagerungsbewerbern der Besuch von Betrieben ermöglicht [...] werden, welche einen mit Dienstsiegel des Reichsverteidigungskommissars in Oberdonau gestempelten Ausweis, geltend auf bestimmte Betriebe, vorzeigen. [...] Die Betriebsführer der besuchten Betriebe sind mir für die Einhaltung dieser Anordnung verantwortlich. Bei Nichteinhaltung treten die ‚Abwehrmäßigen Strafbestimmungen‘ in Kraft. [...] Der Landrat: gez. Riebesam. (Generalleutnant a. D.)“

Das Schreiben geht am 26. März 1945 beim Gemeindeamt Grein ein und wird mit selbigem Datum von den „Betriebsführern“ zur Kenntnis genommen. Es finden sich die Unterschriften für folgende drei Betriebe: „Fa. Leopold Freundlich A. G.; Sandgrube; Greiner Werkstätte“.<sup>23</sup> Die Gebäude des „Erika-

<sup>23</sup> Stadtamt Grein (Altes Rathaus), Akt Erikasiedlung.

lagers“ werden bald nach Kriegsende zu Wohnzwecken adaptiert. Noch heute ist das ehemalige Barackenlager gut in der Bausubstanz der ebenerdigen Gebäude in der Erikastraße erkennbar.

## Deserteure

Walter Langwieser ist der Bruder von Josef Langwieser, der 1943 als Deserteur und Widerstandskämpfer hingerichtet wurde. (Verzeichnet in der Kartei des DÖW, dort auch zwei Dokumente.) Walter Langwieser besitzt auch private Dokumente (Abschrift des Gnadengesuches, handschriftlicher Abschiedsbrief des Bruders u. a.). Josef Langwieser war zuerst illegaler Nationalsozialist, wandte sich später von der Partei ab, hatte Kontakte zum französischen Widerstand, wollte in die Schweiz fliehen, wurde dabei angeschossen und letztlich als Deserteur hingerichtet. „Dem Bruder ist es zu heiß geworden, kurz vor dem Umbruch (Ende Jänner/Anfang Februar 1938) ist er nach Deutschland gegangen, in der Euphorie eines jungen Menschen. Doch er ist nicht mit ‚Hoch!‘ und Jubel empfangen worden, es war ein Dämpfer.“ Beim „Anschluß“ kommt der Bruder wieder zurück, in Deutschland hatte er keine Arbeit. „Einige Tage, nachdem sie einmarschiert sind, war er auch wieder da.“ Er will wieder zum Arbeiten anfangen, doch er bekommt die Einberufung zum Arbeitsdienst, der ins Heer übergeht. Josef Langwieser war von Beruf Schuster und hatte beim Hammerschmied in Grein gelernt. Im Rußlandfeldzug sieht er etwas, was ihn an der Parteiführung zweifeln läßt (möglicherweise Übergriffe auf die Zivilbevölkerung), er erhält ein Disziplinarverfahren und Urlaubssperre, 1942 jedoch plötzlich und überraschend ein oder zwei Wochen Urlaub. Zum Abschied sagt er zum Vater: „Du, Papa, ich weiß nicht, ob wir uns noch sehen. Ich kann mich zwar mit dieser Zeit konfrontieren, aber nicht mit den Methoden.“ Der Vater nimmt das nicht so ernst. Plötzlich bekommt die Familie keine Post mehr, der Bruder war eingesperrt. Wie man später erfährt, hatte sich in Paris folgendes ereignet: Ein Jude hatte Waren unter einer Brücke zum Kauf ausgestellt. Soldaten, „ein Leutnant und noch einer“, wollen ihm die Sachen nehmen und nichts zahlen. Josef Langwieser stellte sie zur Rede, wurde daraufhin angezeigt und in das Militärgefängnis Torgau gebracht. Eine Untersuchung wurde durchgeführt. Man glaubte, er habe spioniert, weil er ein Verhältnis mit einer Französin hatte. Beziehung zur Résistance wurde vermutet, wahrscheinlich stand die Französin dieser nahe. Im Gefängnis wurde er „halbwegs zusammengehaut“ und mußte gesundgepflegt werden. Danach kam er wieder nach Paris. Die Französin will einen Fluchtversuch organisieren (Februar 1942). Zuerst versucht man mit einem Flugzeug auf einer Wiese zu starten (Josef Langwieser war Flieger), doch das gelingt nicht. So versucht er zu Fuß über die Schweizer Grenze zu fliehen, doch kurz vor der Grenze wird er von der

deutschen Grenzwahe angeschossen. Er wird wieder „zusammengeflickt“, dann wird ihm der Prozeß gemacht. Angeblich hatte er einen Lungenschuß links, und auch am linken Fuß war er angeschossen. „Er hat ja gewußt, daß er mit dem Leben spielt. [...] Am 2. oder 3. Juli war die Verhandlung, 72 Stunden später ist das Urteil vollstreckt worden, um eins in der Nacht hat er von der Hinrichtung erfahren, um 5 Uhr 04 ist das Urteil vollstreckt worden. Der Bruder war mit Schellen gefesselt und mit einer Kugel am Fuß. Das weiß man vom Pfarrer, der dabei war.“ Das Urteil wurde der Familie nie zugestellt, jedoch erhielt der Vater Informationen aus der Gauleitung, weil er in seiner Jugendzeit den Gauleiter Eigruher gekannt hatte. Der Vater hatte ein Gnadengesuch gestellt, welches abgelehnt wurde. Nun will er wissen, wie der Sohn die letzten Stunden verbracht hat. Er schreibt an die Wehrmacht um Bekanntgabe des anwesend gewesenen Priesters. Es wird ihm mitgeteilt, ein Österreicher, vom Domplatz 12 in St. Pölten sei dieser Priester. Die Eltern fahren nach St. Pölten, der Priester teilt ihnen die Angelegenheit mit und meint, er sei schon bei mehreren mitgegangen, aber er mache das nie mehr wieder, der Bruder sei „so kalt gewesen, das kann man sich gar nicht vorstellen“. Walter Langwieser über den Umgang des Bruders mit dem Todesurteil: „Er hat sich abgefunden damit, der Bruder war ein Realist, er hat gewußt, es geht einfach nicht mehr. Wenn ich weiß, ich komm da nimmer raus, ich kann mich darennen, mit dem Schädel an die Wand, da muß ich mich einfach einstellen! Und das hat er können.“ Nach Mitteilung des Priesters wurde Josef Langwieser von acht preußischen Feldgendarmen erschossen. Vier hatten Platzpatronen, so daß keiner wußte, wer scharf geschossen hatte. Einige Zeit später beginnt Walter Langwieser eine Lehre in Linz bei der Firma Klein. Er wohnt in einem Lehrlingsheim, am Abend ist politische Schulung. Er haßt das und will deshalb nicht im Lehrlingsheim bleiben. An einem Wochenende will er nicht mehr zurück ins Heim, doch der Vater überredet ihn, dort zu bleiben. Jedoch am folgenden Mittwoch verläßt er das Heim für immer. Wegen des Verlassens des Lehrlingsheims darf er nirgends mehr anfangen — und auch wegen der politischen Vorbelastung der Familie.

Der Landwirt Rudolph Kloibhofer glaubt schon sehr bald, daß der Krieg sinnlos ist, und wäre lieber daheim. Er fälscht Urlaubsscheine, besticht verschiedenste Leute mit Speck, um unrichtige Bestätigungen zu erlangen, versucht überall der Letzte zu sein, versäumt absichtlich Züge, die ihn an die Front bringen sollen, verhindert, daß er bei guter Gesundheit ist. Als 1945 der Krieg immer noch nicht zu Ende ist, beschließt er, das Militär zu verlassen. Er läßt sich einen Urlaubsschein für eine Reise in den von ihm erfundenen Ort Schaggenau ausstellen und fährt mit dem Zug Richtung Grein: „Ich hab schon Jahre im Kopf gehabt: Ich will einmal durchgehen, wenn der Krieg nicht aus wird.“ In Baumgartenberg wird die Eisenbahn kontrolliert. Er hat eine kleine Pistole im Hosensack schon auf den SSler gerichtet, um ihn im Fall eines Problems zu erschießen. Für diesen

Fall plant er in den Wald zu flüchten, doch er wird nicht durchsucht. Am 9. Februar kommt er zuhause an, am 5. war er abgereist. Er klopft bei den Eltern und jausnet, isst zuviel und bekommt Magenweh, kann aber in seiner Situation zu keinem Arzt gehen. Er baut sich ein Versteck am Heuboden, arbeitet die ganze Nacht daran. Die Mutter bringt das Essen. Die Eltern sagen weiter nichts zu der Angelegenheit. Eines Tages in der Früh hört er etwas und sieht durch eine Ritze SSler mit einem Hund und einem Gendarmen aus Bad Kreuzen. Er richtet sich darauf ein, die SSler zu erschießen. Er will aber damit warten, bis ihn der Hund aufgespürt hat, doch dieser bemerkt ihn nicht, möglicherweise weil Kloibhofer schon vorgesorgt und Pfeffer gestreut hatte, damit die Hunde nichts riechen und niesen müssen. Doch die Personen sind nicht seinetwegen, sondern wegen des Ausbruchs im KZ Mauthausen („Mühlviertler Hasenjagd“) gekommen und fragen, ob jemand gesehen worden sei, dann gehen sie wieder. Einige Tage später sind Kloibhofers Eltern in der Kirche, er ist in der Kammer, ein Franzose sieht ihn, und sie plaudern, da kommt „die Russin“ (vermutlich ukrainische Zwangsarbeiterin) und freut sich. Sicherheitshalber verläßt er daraufhin das Haus und geht zum Oberen Pewetner (Bauernhof in der Ortschaft Lettental). Dort gibt es in der Küche eine Falltür und einen versteckten Keller. Aber die „Weiberleut dürfen nichts wissen davon, weil sie schnattern“. Beim Unteren Pewetner trifft er ihm bekannte Mädchen und fragt sie, wo es nach Grein geht. Sie erkennen ihn nicht, doch als er pfeift, wissen sie, wer er ist. Er ist in Zivil, das Soldbuch und die Uniform hat er sofort daheim verbrannt, die Pistole im Dach versteckt. Der Riegler Toni ist auch schon daheim, aber bei seinem Dirndl in Kolbing (Gemeinde Arbing). Später treffen sie sich, und der Riegler Toni erzählt seine Geschichte. Sie halten sich beim Mitterriegler (Bauernhof in der Ortschaft Lettental) auf, doch „Banater-Nazi“ (Banater Flüchtlinge) sind auch dort. Die beiden hören „schwarze Radiosender“ und berechnen, daß die Amerikaner am 7./8. Mai da sein müßten. Der Mitterriegler sagt, daß die SS in Grein sei, ungefähr 800 Mann (ca. 28./29. April). Die SS-Leute kommen auch zu Bauern in der Gegend. Kloibhofer legt sich zurecht, wenn die SSler ins Haus kommen und Verdacht schöpfen, daß sich dort auch Desertierte aufhalten, sollen sie umgebracht werden. Zuerst sollen sie in die Stube gelockt werden und Schnaps bekommen. „Wenn sie was sehen, müssen wir sie niederpracken!“ Einige Tage später sind in Klam schon die Amerikaner. Kloibhofer ist nun beim Kreuzböck (Bauernhof im Bereich Klam-Bad Kreuzen): Es klopft, desertierte SSler kommen, Kloibhofer bedroht sie und schickt sie dann zu den Amerikanern. Im Wald, in der Nähe von Kloibhofers Elternhaus, ist gegen Kriegsende ein KZler versteckt. Er holt sich bei den Eltern immer etwas zu essen. Drei Wochen ist er da. Es könnte sich entweder um einen Überlebenden der „Hasenjagd“ oder um den aus dem Außenlager Grein Entflohenen gehandelt haben. Am Sonntag nach der Befreiung geht Kloibhofer nach Grein, sitzt beim Rameder (ehemaliges Gasthaus am Stadtplatz) auf der Geh-

steigkante und singt und pfeift. Er hat sich anders angezogen als früher, damit er nicht so leicht erkannt wird.

### Methoden zur Vermeidung des Kriegsdienstes

Die Anibas-Zwillinge hatten viele Mittel, um dem Kriegsdienst zu entgehen. Einer hatte ein Struma, der andere nicht. Der mit dem Struma ließ sich zweimal untersuchen, so daß offiziell beide ein Struma hatten und vom Militär zurückgestellt wurden. Karl Anibas behauptete, er hätte eine Blinddarmentzündung, und ließ sich den Blinddarm herauschneiden, obwohl er gesund war und sich vor Operationen sehr fürchtete. Da nach den Bestimmungen Zwillinge nicht getrennt werden durften, konnte auch sein Bruder nicht einrücken. Beide überlebten den Krieg. (Maria Anibas, Nichte der beiden Brüder)

Hans Deutsch meldet sich wenige Monate vor Kriegsende bei der Musterung zur Luftwaffe, weil er sich denkt: Bis wir in einem Flugzeug sitzen und die richtigen Hebeln bedienen können, ist der Spuk sicher vorbei. Er wird später zum Volkssturm einberufen. Er meldet sich in Wieselburg, wo er in die Schule geht, ab, aber in Grein nicht wieder an. Er hat sich einen Fluchtplan zurechtgelegt, falls man ihn holen komme: Bei seinem Elternhaus hinten hinaus über den Schloßpark und dann zum Schiefer (Bauernhaus in der Ortschaft Lehen). Die hätten ihn versteckt.

### Sonstige Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene, KZler als Arbeiter

Angela Lehner arbeitet auf einem Bauernhof (Mayrhofer, Ortschaft Panholz), als Arbeitskräfte sind ein Franzose und eine Ukrainerin am Hof. Diese können die Arbeit nicht, sie werden angeleert. Bei den Nachbarn sind ebenfalls Ukrainerinnen. KZler kommen aus Mauthausen zum Holzschlagen. Sie bringen Kleidungsstücke mit, die sie bei den Bauern gegen Essen eintauschen. Die SS sucht und findet einen Mann beim Mayrhofer und erschießt ihn. Über das KZ ist oft geredet worden.

Im Hotel „Goldenes Kreuz“ verrichten die Franzosen Arbeiten und werden verköstigt. Am Abend gehen sie wieder in ihr „Gefangenenasyl“. Ein Franzose hat eine Kaninchenzucht im Hof des Hotels, Höchststand 200 Stück. Es gibt gewaltige Unterschiede zwischen den Kriegsgefangenen (verschiedener Herkunft) hinsichtlich ihrer Behandlung.<sup>24</sup>

Die Hebamme Anna Starzer wird anlässlich einer Entbindung Augenzeugin, wie sich eine Frau aus dem Fenster stürzen will, weil ihr Verhältnis mit einem

<sup>24</sup> Interview Elisabeth Grell.

Franzosen entdeckt wird. Dieser Franzose aus dem Greiner Franzosenlager hatte ein Verhältnis mit dieser Frau aus Sarmingstein. Er wird auf dem Weg zu ihr beobachtet. Der Bürgermeister der Gemeinde St. Nikola, zu der Sarmingstein gehört, kommt mit einem Gendarmen und droht die Wohnungstür aufzubrechen. Als die Frau die beiden in ihre Wohnung einläßt, finden sie den Franzosen im Kasten versteckt. Die Frau will sich daraufhin aus dem Fenster stürzen, kann aber im letzten Moment noch zurückgehalten werden. Frauen, die Verhältnisse mit Kriegsgefangenen hatten, wurden gelegentlich die Haare kurz geschnitten und durch den Ort getrieben, oder sie wurden in ein Lager gebracht, erinnert sich Anna Starzer.

Friedrich Fröschl: KZler werden jeden Tag mit dem Zug von Gusen nach Grein zur Holzarbeit gebracht. Sie kommen in eigenen Waggons täglich zwischen  $\frac{1}{2}$  8 und  $\frac{3}{4}$  8 Uhr an, arbeiten dann am Donauberg und am Hofberg. Am Abend, um  $\frac{1}{4}$  nach 5 bis  $\frac{3}{4}$  6, fahren sie wieder zurück. „Jeder in Grein hat sie gesehen. Wegen der Kleidung und dem Aussehen hat man gewußt, daß es KZler waren, 20 bis 30 Mann täglich. Ein gewisser Plattner hat sie bewacht.“ Plattner war bis zirka 1956 Tischler bei der Firma Beitzl, er wird als Mitglied der Waffen-SS bezeichnet, aber eher als harmlos beschrieben.

### Das KZ Mauthausen

Dieses war etwa 30 Kilometer von Grein entfernt. Walter Langwiesers Vater war Angestellter der Firma Meisl: „Die Firma Meisl hat ja großteils das KZ installiert. Es werden schon mehr Firmen gewesen sein, aber die Firma Meisl war der ‚Hauptgegenstand‘.“ Der Vater und der Gassner Gottfried haben nahezu den ganzen Krieg im KZ gearbeitet: Hätte er etwas erzählt, hätte er sich um den Kopf geredet. [...] Der SS-Kommandant Zierys war schwer krank. Vier Juden haben für ihn eine ganze Baracke aufgebaut für eine Operation. Die Juden haben ihn dann operiert. Sollte Zierys die Operation überleben, würden die Juden freigelassen, sollte er sterben, so sollten die Juden auch sterben. Zierys hat überlebt, angeblich sind die vier Juden mit höherer Bewilligung entlassen worden.“

Walter Langwieser fährt in den Ferien 1943 ins Wehrrüchtigungslager, mit der Eisenbahn über Mauthausen und Gaisbach/Wartberg nach Krumau in Böhmen. In Mauthausen muß man umsteigen. Beim Stationsgebäude ist ein runder Ziehbrunnen. Die Leute dürfen nicht aus den Zugfenstern schauen. Beim Brunnen liegen Gestalten am Boden, zugedeckt, manche zucken noch. Es waren diejenigen, die „schon zu schlecht waren fürs KZ. Zirka dreißig Personen sind dort gelegen und haben noch gezuckt. Der Spindelberger Poldl war auch dabei und hat den Anblick nicht verkraften können.“ Langwieser war durch das Erlebnis mit seinem Bruder distanzierter. Er wußte, „was mit den Leuten geschieht“. Ihm erbarmen die Leute zwar, doch das Erlebnis verfolgt ihn nicht in den Schlaf.

Gustav Grafeneder ist Lehrling bei der Firma Meisl, als an der Errichtung des KZ Mauthausen und des Außenlagers in Gusen gearbeitet wird. Grafeneder beobachtet, wie ein Häftling geschlagen wird, weil er eine Mostbirne ißt: „Ich hab gesehen, was sich drin tut, da haben die anderen noch keine Ahnung gehabt.“ Die Häuser für das KZ-Wachpersonal werden installiert. Er glaubt, daß das Krematorium 1940 gebaut wurde.

Maria Mörxbauer fährt zu einem Arzt nach Mauthausen. Am Bahnhof wird ein Transport für das KZ gebracht, die Leute werden gleich vor den Reisenden mit dem Gewehrkolben „zusammengehaut“.

Die „Hasenjagd“: Der fünfzehnjährige Lehrling Ernst Geyrhofer wird gemeinsam mit einem Jugendlichen aus Naarn eingeteilt, beim Einfangen der geflohenen KZler teilzunehmen. So viele Leichen habe er sonst in seinem Leben nie wieder gesehen. Den beiden wird angeschafft, drei Häftlinge zum Bahnhof Mauthausen zu treiben, wo im Warteraum das Auffanglager eingerichtet ist. Doch Geyrhofer behauptet, sein Chef (in Perg) würde ihn unbedingt im Geschäft brauchen, da dieser nach Linz fahren müsse und ein wichtiger Bonze in der Partei sei. So darf er den Zug besteigen und sieht im Warteraum des Bahnhofs Mauthausen die Häftlinge, die Füße in Fetzen gewickelt und in elendem Zustand. Später erfährt er, daß der andere Jugendliche versuchte, die drei KZler zum Bahnhof zu treiben, doch eine SS-Streife forderte sie zum Stehenbleiben auf. Die drei KZ-Insassen versuchten davonzulaufen. Da wurden sie von einer Maschinengewehrsalve der Streife niedergemäht. Auch der andere Jugendliche wurde davon tödlich getroffen. Geyrhofer war bei dessen Begräbnis in Naarn.

Eduard Kolbe berichtet, daß sich drei Entflozene bei der „Hasenjagd“ bis zum „Kriegsgefangenenlager Dornach“ durchschlugen, wo sie von ihren Kameraden verborgen gehalten wurden.<sup>25</sup>

### Schicksale von Nationalsozialisten nach Kriegsende

Höherrangige Parteigenossen wurden zunächst in Grein eingesperrt, teilweise nach Linz ins Landesgericht überstellt. Die anderen mußten sogenannte Sühnereise leisten: Meist war es Holzarbeit, Holzschlägerungen, Bäume pflanzen und dergleichen. In der Bezirkshauptstadt Perg gab es ein Arbeitslager, von wo die Pj zur Straßenarbeit in die Umgebung gebracht wurden (z. B. Verbreiterung der Kurve der B 3 in der Ortschaft Auhof, die noch heute von der älteren Generation als „Nazi-Kurve“ bezeichnet wird). Wie viele Personen bei den Aufräumarbeiten im KZ Mauthausen beschäftigt waren, ist nicht mehr genau zu eruieren.

<sup>25</sup> Kolbe, Greiner Tagebuch, in: *Mühlviertler Bote*, Nr. 21/1965.

Einige mußten sich Dokumentarfilme ansehen — so berichtet Hedwig Wegerer, daß einige auch den erhängten Lagerarzt von Mauthausen im Film gesehen hätten, der mit seiner Familie einige Zeit in einem Gasthaus in Grein gewohnt habe und daher bekannt gewesen sei. Frau und Sohn waren immer da, er sei nur zum Wochenende gekommen und wird als „sehr strenger Herr“ beschrieben. Alle Pgs wurden verhört, wobei ein auswärtiger Beamter, ein Gendarm und ein Greiner anwesend waren. Für die meisten bestand die Strafe in einer Geldzahlung in nicht zu großer Höhe. Aktenmaterial wurde zu diesem Themenbereich bis jetzt noch nicht aufgefunden. Lehrer wurden einige Jahre vom Dienst suspendiert. Manche Parteigenossen änderten ihr politisches Weltbild schnell in ein sozialistisches oder kommunistisches, sofern es von Nutzen war. Weiters mußten die Parteigenossen bei der Demontage der Rüstungswerke arbeiten. Da diese Arbeit schnell durchzuführen war, wurden auch viele unbelastete Greiner dazu herangezogen. Die sowjetische Besatzung machte wenig Unterschied zwischen Pgs und „nicht Pgs“. Einmal veranstalteten die Russen in der Turnhalle einen Ball, und sie teilen mit, daß Greinerinnen zu ihnen zum Tanzen kommen mußten, ansonsten würden sie sich welche holen. Man beschließt von seiten der Gemeindevertretung, ehemalige NS-Frauen hinzuschicken, doch es melden sich auch viele andere. Nach dem Ball soll es zu freiwilligen sexuellen Begegnungen mit der Besatzungsmacht in größerer Zahl gekommen sein (Quelle bleibt hier ungenannt). Dazu ist zu bemerken, daß 1945 Abtreibungen durch Ausnahmeregelung einige Zeit legal durchgeführt werden konnten, bedingt durch die große Zahl von Vergewaltigungen im Mai 1945 (Anna Starzer, 1945 Hebamme in Grein).

Anna Hattingers Mann muß bei Linz arbeiten und Schützengräben zuschütten. Er muß auch in Mauthausen die toten KZler ausgraben.

Elisabeth Grell ist die Tochter des Bürgermeisters Karl Jent (1938–1945), wuchs bei ihrer Mutter in der Bezirkshauptstadt Perg auf und kam erst nach dem Krieg dauerhaft nach Grein. Sie erinnert sich an ihren Vater: Karl Jent stammte aus einer Offiziersfamilie und war Besitzer des Hotels „Goldenes Kreuz“. Jent ist während längerer Abschnitte seiner Bürgermeisterzeit eingerückt: 1939 Westgalizien, Lemberg, Odessa; 1941 französische Atlantikküste; Ostfeldzug, Eroberung von Brest-Litowsk etc. Sein Stellvertreter ist der Notar Dr. Schreiner. Jent bekommt in Rußland offene Tuberkulose und wird wehruntauglich. Ab zirka 1942 ist er bis zur Ankunft der Amerikaner, die ihn vorerst im Amt belassen, wieder in Grein. Seine Schwierigkeiten nach dem Krieg: Der Malermeister Ehrlich wird Kommissarischer Leiter des Hotels. Jent ist im Landesgericht Linz wegen seiner Bürgermeisterschaft und SS-Zugehörigkeit eingesperrt, wird jedoch freigesprochen. Das Verfahren gegen ihn dauert längere Zeit. Bürgermeister Karl Jent wird von vielen ihm nicht verwandtschaftlich oder politisch nahestehenden Zeitzeugen als „korrekt“ und „gerecht“ beschrieben. Falls ihm zugetragen wurde, daß jemand „schwarzhöre“, unternahm er nichts, weiters spricht für ihn, daß

eine jüdische Frau weitgehend unbehelligt in Grein leben konnte. Jent kam im Mai 1945 eine wichtige Vermittlerrolle bei den Übergabeverhandlungen der Stadt Grein an die Amerikaner zu: Als die Übergabe schon unmittelbar bevorstand und bereits weiße Fahnen gehißt waren, kamen starke deutsche Militärverbände von Osten, unterstützt von den „Werwölfen“, bewaffneten Jugendlichen, die völlig fanatisiert den Alliierten eine Schlacht liefern wollten. Daraufhin stellten die Amerikaner ein Ultimatum zur Kapitulation, ansonsten würden sie Grein sturmreif schießen. Während die amerikanische Artillerie die deutschen Militärstellungen an der Kreuzner- und Klamerstraße beschoss und die Bevölkerung bereits evakuiert war, gelang es, das deutsche Militär zum Aufgeben zu überreden, so daß er die geordnete Übergabe der Stadt durchführen konnte.

Nach Kriegsende müssen die Parteimitglieder „Sühnearbeit“ leisten. Der Widerstandskämpfer Eduard Kolbe hält am Stadtplatz eine Ansprache. Mimi Kelcher war als ehemalige Funktionärin der NS-Frauenschaft auch angetreten: „Der Stadtplatz war voll mit Parteigenossen. Da hat man gesehen, wieviel in Grein Pgs waren, und heute will keiner dabeigewesen sein! Da war der Stadtplatz ziemlich voll.“ Mimi Kelcher wird bestraft, weil sie ein „schönes Amt“ gehabt hat. Sie muß auf englisch Formulare ausfüllen. Frau Dr. Schrack muß Bäumchen setzen (Waldarbeit als Strafe), Mimi Kelcher muß zusätzlich die Baracke, wo die Offiziere gegessen haben, ausreiben etc. Im Deutsch-Haus war die Apotheke der Russen, die mußte sie auch einmal ausreiben, ein Russe schaute die ganze Zeit zu. Sie hat es bei der „Sühnearbeit“ gut getroffen: Eine gewisse Frau M. hat die Arbeit eingeteilt und ihr immer gute Sachen zugeteilt.

Fritz Waidhofer wird 1944 notdienstverpflichtet und übernimmt die Hitlerjugendführerstelle in Grein. Er ist 17 Jahre und erspart sich dadurch einen Teil des Militärdienstes. 1945 ist Waidhofer „als Nazi abgestempelt“, er muß auch Strafarbeit im Wald am Hofberg verrichten, gemeinsam mit Schuldirektor Zika. Dieser ist völlig ungeübt bei der Holzarbeit, „es war eine Tortur für ihn“.

Helmut Dürrschmids Vater wird von den Russen jeden Tag unter scharfer Bewachung zur Arbeit geführt (Abbau der Rüstungsindustrie in der Greinburg). Doch die Arbeit ist zuviel und er sagt das. Da befehlen die Russen, daß sich alle Greiner Männer am Stadtplatz aufstellen müssen. Sie stehen im rechten Winkel: Auf einer Seite die Nazis, auf der anderen Seite diejenigen, die keine Nazis waren. Der Bürgermeister sagt den Russen, wer wer ist, doch den Russen ist es egal, und alle müssen arbeiten. Die Maschinen werden unsachgemäß abgebaut, Elektroinstallationen einfach mit dem Krampen abgeschlagen und die Maschinen unsachgemäß auf Eisenbahnwaggons verladen und schrottreif Richtung Sowjetunion transportiert.

Der Widerstandskämpfer Eduard Kolbe publizierte 1965 seine Erinnerungen an 1945 unter dem Titel „Greiner Tagebuch“ als Serie in der Zeitung *Mühlviertler Bote* 1965, Nr. 21–30. Kolbe verstarb kurz nach Beginn unserer Interview-

tätigkeit und konnte nicht mehr befragt werden. Aus dem „Greiner Tagebuch“: „Der örtliche politische Ausschuß, der aus drei Parteien gebildet wurde, begann mit der Registrierung der NS-Mitglieder. Von allem Anfang an ergab es sich, daß die überwiegende Mehrzahl ihre Mitgliedschaft mit allen möglichen Argumenten zu beschönigen, zu vermindern oder zu bestreiten suchte. Nur wenige trugen die zu erwartenden Schwierigkeiten mit männlicher Haltung. Zu Beginn der Russenbesetzung hielten sich viele NS-Lokalgrößen wochenlang in den Bauernhöfen der näheren Umgebung auf. [...] Um den dauernden Vorhalten der Russen ein Ende zu setzen, zugleich aber auch aus der Notwendigkeit, für den Winter Brennholz aus dem Wald herbeizuschaffen, wurde vom Greiner Gemeindeausschuß die Sühnearbeit im Greiner Stadtwald angeordnet, die für alle männlichen NS-Mitglieder mit Ausnahme des gewesenen Bürgermeisters Pflicht war. Nicht-Arbeitsfähige wurden dazu verhalten, den Weg zur Rollfähre symbolisch mitzumachen. Obgleich es damals schon eine bewaffnete Polizei gab, wurde es bewußt vermieden, den Ausrückenden eine Bedeckung mitzugeben. Das Arbeitspensum im Wald war keineswegs erschreckend, und falls dieses bis Donnerstag erreicht war, wurde für den Rest der Woche keine weitere Arbeit verlangt. Bis auf den heutigen Tag bildet die Sühnearbeit von Grein ein Stadtgespräch. Von den Betroffenen wird ins Treffen geführt, daß in keinem anderen Ort eine ähnliche Maßnahme verfügt wurde. In keinem anderen Ort Oberösterreichs wurde aber auch die SS zur Verteidigung ermuntert. [...] Kein einziges Mitglied der NSDAP wurde den Russen zur besonderen Behandlung ausgeliefert, es wäre ein Kinderspiel gewesen, Exempel zu statuieren, wir gaben uns dazu nicht her. [...] Selbst in den ärgsten Wirren wurde kein Mensch gedemütigt oder geschlagen, wie es 1938 auch in Grein der Fall war. Als die NS-Verbotsgesetze greifbare Formen annahmen, war man bemüht, die Folgen und Härten zu vermindern, diese menschliche Haltung ist offensichtlich mißverstanden und als Schwäche ausgelegt worden.“<sup>26</sup>

Markus Lengauer (nicht mit Erwin und Margit Lengauer verwandt) ist nach 1945 einige Jahre vom Schuldienst suspendiert, weil er „nationalsozialistisch behaucht war“. Er war 1934 in die Partei eingetreten, mußte deshalb im Ständestaat zwei Jahre auf eine Anstellung in der Volksschule Saxen warten. In der Zeit der Suspendierung arbeitet er bei einer Versicherung, wo er mehr verdient als in der Schule, erhält dann halbe Bezüge und wird schließlich Schuldirektor in einem benachbarten Ort.

Oberbaurat Wischo von der Strombauleitung Grein erschießt zu Kriegsende seine Frau und sich selbst. Doch er ist nicht sogleich tot und wird aus dem Amtsgebäude, dem ehemaligen Franziskanerkloster, in das Lazarett in der Bürgerversorgung gebracht, wo er laut röchelnd in einem Zimmer liegt und zufälligen Be-

<sup>26</sup> Kolbc, „Greiner Tagebuch“, *Mühlviertler Bote*, Nr. 30/1965.

suchern von den geistlichen Schwestern als schaurige Attraktion vorgeführt wird. Johanna Hohensinner, welche diese Szene berichtet, lehnt die Einladung, sich den sterbenden Wischo anzusehen, mit der Begründung, daß dieser „auch nur ein armer, unglücklicher Mensch“ sei, ab. Noch längere Zeit nach dem Tod des Ehepaars Wischo behauptet der Volksmund, daß man immer wieder die Schritte des Ehepaars Wischo im Amtsgebäude gehört hätte.

Einige NS-Funktionäre versteckten sich bei Bauern. Nicht ohne Ironie schildert Eduard Kolbe einen prominenten Fall: „Ein Intellektueller in einem Nachbarort hatte den Aufwind der NS-Zeit weidlich ausgenützt, der ihn mit Hitler selbst in Verbindung brachte. In den letzten Kriegstagen schaltete er auf ‚Widerstand‘ um, geriet aber zunächst in einige Schwierigkeiten, da auch dort die SS auftauchte. Selbst ein Hüne von Gestalt, verbarg er sich im muffigen Ausnehmerstüberl einer abgelegenen Mühle, woselbst er wie der Wolf im Rotkäppchen als ‚kranke Großmutter‘ zu Bett lag.“<sup>27</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hier um den Schriftsteller Hermann Heinz Ortner, der in der Literatur gelegentlich auch als Widerstandskämpfer aufscheint.<sup>28</sup> Ortner, geboren 1895 in Bad Kreuzen, gestorben 1956 in Salzburg, war Dramatiker, Drehbuchautor, Librettist und Lyriker. Zwischen 1929 und 1955 war er der meistgespielte Dramatiker auf österreichischen Bühnen. Ortner war ab 1933 NSDAP-Mitglied und stand unter dem Nationalsozialismus auf dem Höhepunkt seines Erfolges.<sup>29</sup> Ortners Widerstandstätigkeit dürfte auch nach Aussagen von Zeitzeugen eher operettenhafte Züge getragen haben und lediglich als Feigenblatt für die Überleitung seiner Theaterkarriere in die Zeit nach dem Krieg gedient haben.

Landrat Gustav Brachmann aus Perg wird nach dem Krieg zum Bezirkshauptmann vorgeschlagen, jedoch abgelehnt.<sup>30</sup> Brachmann hatte sich als schlechter Nationalsozialist erwiesen und wurde — so unser Forschungsstand — als Landrat abgesetzt. Er ist eine interessante Figur, da es über seine politische Betätigung nur wenige Unterlagen oder Aussagen gibt, hingegen gibt es diese in Fülle zu seinen denkmalschützerischen Ambitionen, zumal er die Durchschläge unzähliger Briefe archivierte, die zum wesentlichen Teil Themen wie beschädigte Schindeldächer von ländlichen Kapellen, Bodenfunde, Sammlung alter Gegenstände für die zu errichtenden Heimathäuser Perg, Mauthausen und Grein und ähnliches enthalten. Sogar ein Beschwerdebrief, daß das Wachpersonal des KZ Mauthausen oft betrunken sei und ein Ärgernis für die Bevölkerung darstelle, findet sich.<sup>31</sup> Als Grein Anfang der vierziger Jahre einem grundlegenden archi-

<sup>27</sup> Kolbc, „Greiner Tagebuch“, *Mühlviertler Bote*, Nr. 24/1965.

<sup>28</sup> Vgl. *Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich*, Bd. 2, S. 370.

<sup>29</sup> *Österreich Lexikon* in zwei Bänden. Wien 1995, Bd. 2, S. 151.

<sup>30</sup> Kolbc, „Greiner Tagebuch“, *Mühlviertler Bote*, Nr. 21/1965.

<sup>31</sup> OÖLA, Politische Akten, Akten zur Gründung der Heimathäuser sowie Plansammlung, Stadtamt Grein.

tektonischen Umgestaltungsprogramm unterzogen werden sollte, welches auch starke Eingriffe in die Bausubstanz der Altstadt vorsah, protestierte Brachmann nach eigener Darstellung (1965) beim Gauleiter Eigruber gegen die geplante Demolierung des ehemaligen Mesnerhauses (Druckerei Hiebl/Korner/Neudorfhofer) am Stadtplatz, wobei er von Eigruber belehrt wurde, daß man jetzt monumental baue. „Im Herbst 1938 aber sollte es über ausdrückliches Verlangen des ‚Gauleiters‘ abgebrochen und an seiner Stelle ein Neubau für die Sparkasse errichtet werden. Schon lange lagen die Pläne, durch eine ihm gefügte Stelle seines Amtes bewilligt, dazu vor, war die Abbruchgenehmigung gegeben. Alle Einwände des Verfassers waren zunächst vergeblich („Monumental müß'n mir jetzt bau'n!"). Erst als er den Deutschen Gemeindebund in Bewegung gesetzt hatte, glückte es ihm, dieses für das Stadtbild so unheilvolle Vorhaben zu vereiteln.“<sup>32</sup> Die Pläne für den genannten Sparkassenneubau befinden sich heute noch im Archiv des Geldinstitutes. (Neubau in den siebziger Jahren an anderer Stelle am Stadtplatz.)

In Perg hatte sich der Trafikant und SS-Mann Hofer freiwillig an der „Hasenjagd“ beteiligt, einen Entflohenen im Poschacher Steinbruch im Naarntal aufgespürt und erschossen. Später war im Leimer-Haus gegenüber ein „politischer Major“ der sowjetischen Besatzungsmacht einquartiert. Eines Tages fährt bei Hofer ein Wagen vor, Hofer wird in den Steinbruch gebracht und dort erschossen. Hofers Leiche wird vor seinem Geschäft hingeworfen (Ernst Geyrhofer).

### Abschließende Überlegungen und Ausblick

Dieser Forschungsbericht stellt eine Auswahl aus dem bis jetzt aufgearbeiteten Material dar. Er soll eine breite Übersicht bieten und unbekanntes Material der Öffentlichkeit zugänglich machen. Sicherlich wird noch manch Ergänzendes auftauchen, solange das Projekt läuft. In weiteren Aufsätzen sollen weitere Themenbereiche dargestellt werden: Frauen im Alltag des Dritten Reichs, Jugendliche im Kriegsdienst, Kriegsende und Besatzung in der Gegend von Grein. Dazu wird einerseits die Auswertung des Videoarchivs voranzutreiben, andererseits werden auch noch weitere Interviews erstrebenswert sein. Die schriftliche Präsentation von Material soll auch in Zukunft Hand in Hand gehen mit der filmischen Aufarbeitung und Präsentation von Dokumentarfilmen, denn das Videoarchiv selbst wird noch lange Zeit nicht uneingeschränkt der Öffentlichkeit zur Benützung zur Verfügung stehen können, enthält es doch auch viele Aussagen, die mehr privater als öffentlicher Natur sind. Natürlich wäre es auch erstrebenswert, mehr Aktenmaterial in zukünftige Darstellungen einzubeziehen. Allerdings

<sup>32</sup> Gustav Brachmann, Zur Geschichte der Greiner Stadtbrunnen, in: Oberösterreichische Heimatblätter, 19/1965, Heft 3, S. 84–95, hier S. 88, Fußnote 8.

muß auch noch in nächster Zeit der Schwerpunkt der Materialsammlung auf mündlichen Quellen liegen, da diese naturgemäß nur mehr kurze Zeit vorhanden sein werden.

### Quellen und Literatur

Videoarchiv des Historischen Vereins der Stadt Grein.

Inventar zum Videoarchiv (Sammlung von Interviewabschriften und Inhaltsangaben sowie Gedächtnisprotokolle von Vorgesprächen, derzeit im Aufbau).

Politische Akten, OÖLA.

Pläne und Akten, Stadtamt Grein, Bestände im Alten Rathaus: Erikalager, Akten zur Gründung der Heimathäuser Grein, Perg und Mauthausen, Plansammlung.

Václav Berdych, Mauthausen. K historii odboje vèzòù v koncentraèním táboøe Mauthausen, Praha 1959 (Mauthausen. Zur Geschichte des Widerstandes der Gefangenen im Konzentrationslager Mauthausen, Prag 1959).

Siegfried Berger, Baumgartenberg und die Euthanasie im Dritten Reich, in: Zur Geschichte des Bezirkes Perg. Pädagogisches Institut des Bundes in Oberösterreich, Unterrichtspraktische Veröffentlichung Nr. 128, Linz 1998, S. 48–54.

Gustav Brachmann, Zur Geschichte der Greiner Stadtbrunnen, in: Oberösterreichische Heimatblätter, 19/1965, Heft 3.

Greiner Wochenblatt, Jahrgang 1938.

Eduard Kolbe, Greiner Tagebuch, in: *Mühlviertler Bote* 1965, Nr. 21–30.

Österreich Lexikon in zwei Bänden, Wien 1995.

Gisela Rabitsch, Konzentrationslager in Österreich (1938–1945). Überblick und Geschehen, phil. Diss., Wien 1967.

Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934–1945. Eine Dokumentation, Hrsg. DÖW, 2 Bde., Wien 1982.

## DIE JÜDISCHE GEMEINDE IN DER SLOWAKEI 1938/39

### Einführung

Das „Münchener Diktat brachte der Ersten Tschechoslowakischen Republik nicht nur eine große außenpolitische, sondern auch eine innenpolitische Wende. Infolge der Schwächung der tschechoslowakischen Zentralregierung konnten Hlinkas Slowakische Volkspartei<sup>1</sup> (HSLS) und unter ihrem Druck auch die anderen slowakischen Parteien — mit Ausnahme der Sozialdemokraten, Kommunisten und jüdischen Parteien — die Autonomie der Slowakei<sup>2</sup> am 6. Oktober 1938 in Žilina proklamieren. Am folgenden Tag bestätigte der tschechoslowakische Ministerpräsident Jan Syrový den slowakischen Ministerpräsidenten Dr. Jozef Tiso in seinem Amt.<sup>3</sup>

Zur Charakterisierung des Abkommens von Žilina schrieb J. K. Hoensch: „So wurde Sillein [Žilina] — etwas überspitzt ausgedrückt — zu einem innenpolitischen München, bei dem die Politiker der Bourgeoisie zu Quartiermachern des faschistischen Regimes wurden.“<sup>4</sup>

Die zentrale Bedeutung, die der „Lösung der jüdischen Frage“ zukam, wird in dem vom Ausschuß der HSLS ganz nach Joseph Goebbels' Muster angenommenen „Manifest des slowakischen Volkes“ deutlich. Dort wurde u. a. festgehalten: „Wir verbleiben an der Seite der gegen die marxistisch-jüdische Ideologie des Verfalls und der Gewalt kämpfenden Nationen.“<sup>5</sup>

Nach der Entstehung der Autonomie wurde die slowakische Regierung mit vielfältigen Problemen konfrontiert. Im außenpolitischen Bereich waren dies

<sup>1</sup> Hlinkas Slowakische Volkspartei — nationalistische und klerikal-katholische Partei mit autoritärer Prägung. Der „Führer“ dieser Partei, der katholische Pfarrer Andrej Hlinka (geb. 1864), starb im August 1938.

<sup>2</sup> Die Autonomie der Slowakei (offizielle Bezeichnung: „Das autonome Land Slowakei“) bestand vom 6. 10. 1938 bis zum 14. 3. 1939.

<sup>3</sup> Die erste Regierung: Jozef Tiso (HSLS) — Ministerpräsident und Innenminister; František Durcanský (HSLS) — Justizminister; Matúš Černák (HSLS) — Unterrichtsminister; Pavol Teplanský (Agrarier) — Wirtschafts-, Handels-, Finanzminister; Ján Lichner (Agrarier) — Verkehrs- und Postminister. Jozef Tiso vereinigte die Funktion des Parteivorsitzenden, Ministerpräsidenten und Innenministers und des obersten Befehlshabers der Hlinka-Garden (bewaffnete Truppen der HSLS) in einer Person.

<sup>4</sup> Jörg K. Hoensch, Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik — Hlinkas Slowakische Volkspartei zwischen Autonomie und Separation 1938/39, Köln–Graz 1965, S. 113.

<sup>5</sup> *Slovenská pravda*, 8. 10. 1938.

hauptsächlich die Verhandlungen mit Ungarn<sup>6</sup>, die zum Ersten Wiener Schiedsspruch (am 2. November 1938) führten.<sup>7</sup>

### Forschungsbasis dieser Studie

Die Grundlage dieser Studie bilden vor allem Archivdokumente des Slowakischen Nationalarchivs in Bratislava (Landesamt, Präsidium des Polizeidirektoriums, Wirtschaftsministerium, Innenministerium, Kanzlei des Ministerpräsidenten), des Militärhistorischen Archivs in Trnava und Forschungen in den 23 Kreisarchiven in der Slowakei; ferner Dokumente des Militärhistorischen Archivs, des Tschechischen Innenministeriums und des Auswärtigen Amtes, alle in Prag, nicht zuletzt Bestände des DÖW und des Archivs der Republik in Wien. Daneben bildet auch die in der Slowakei, in Böhmen, im Dritten Reich, in Ungarn, Polen, Rumänien, Frankreich, Großbritannien, der Schweiz und den USA herausgegebene zeitgenössische Presse einen wichtigen Quellenbestandteil.

### Die jüdische Gemeinde im Jahre 1938

Zur Zeit der Volkszählung 1930 lebten auf dem Gebiet der Slowakei 136.737 Juden (4,11 % der gesamten Bevölkerung).<sup>8</sup> Von den insgesamt 2.658 Gemeinden und Städten bewohnten die Juden 1.435. Die größten jüdischen Gemeinden waren Bratislava (bis 15.000), Nitra (4.358), Prešov (4.308), Michalovce (3.955), Žilina (2.917), Topoľčany (2.459), Trnava (2.445), Bardejov (2.441), Humenné (2.172) und Trenčín (1.619).<sup>9</sup> Nach Rothkirchen existierten in der Slowakei 167 israelitische Kultusgemeinden, und zwar 107 Orthodoxe, 29 Neologen und 31 Status-quo-ante.<sup>10</sup>

<sup>6</sup> Nach dem Münchener Diktat sollte die tschechoslowakische Regierung Verhandlungen mit Polen und Ungarn über die „Grenzgebiete“ führen. Die Verhandlungen mit Ungarn begannen schon am 9. 10. 1938 in Komárno (Komarom) an der Donau.

<sup>7</sup> „Nach dem Vorliegen der ersten genauen Zahlen ergab die im Wiener Schiedsspruch der Tschecho-Slowakei auferlegte Gebietsabtretung einen Verlust von insgesamt 12.009 Quadratkilometern und 1.041.494 Personen, davon in der Slowakei 10.423 Quadratkilometer mit einer Gesamtbevölkerung von 859.885 Einwohnern, davon 276.287 Slowaken, 505.808 Ungarn, 26.181 Juden, 8.967 Deutsche und 1.829 Ruthenen.“ Zit. nach Jörg K. Hoensch, Der ungarische Revisionismus und die Zerschlagung der Tschechoslowakei, Tübingen 1967, S. 189.

<sup>8</sup> K. Hradská, Die Lage der Juden in der Slowakei, in: Judenemanzipation — Antisemitismus — Verfolgung in Deutschland, Österreich-Ungarn, den Böhmisches Ländern und in der Slowakei, Essen 1999, S. 155 f.

<sup>9</sup> Livia Rothkirchen, The Situation of Jews in Slovakia between 1939 and 1945, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 7, 1998, S. 50.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 65.

Die größte jüdische politische Partei zur Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik war die zionistisch geprägte „Jüdische Partei“.

Mit dem Beginn der Autonomie (Oktober 1938) änderte sich die Situation der Juden, die die *New York Times* am 6. November 1938 wie folgt beschreibt: „The Slovaks accuse them [die Juden] of having supported Czech centralism and at the same time of being pro-Hungarian and using the Hungarian language, the Hungarians charge them with betraying Hungary.“<sup>11</sup>

### Grundlegende Probleme zur Zeit des autonomen Landes Slowakei hinsichtlich der jüdischen Gemeinde

In der bisherigen Forschung wurde die „Lösung der jüdischen Frage“ in der Slowakei vor allem auf die Ära des slowakischen Staates (1939–1945) datiert. Diese Studie soll zeigen, daß „die Lösung“ (inklusive Deportationen) schon zur Zeit der Autonomie (6. Oktober 1938 bis 14. März 1939) begann.

Die Angriffe gegen die jüdische Gemeinde zur Zeit des autonomen Landes Slowakei lassen sich in zwei Gruppen aufteilen — die spezifisch antijüdischen und die allgemein antidemokratischen, die totalitäre Charakterzüge aufweisen und zur Bildung des Staates mit einer herrschenden Partei einen wesentlichen Beitrag geleistet haben.

Die Reaktion der jüdischen Gemeinde auf diese veränderte Situation kam auf der politischen Ebene durch die Gründung des „Jüdischen Zentralbüros“ und des „Wirtschaftsausschusses der orthodoxen Juden“ zum Ausdruck. Obwohl sich die Juden um eine gewisse Zusammenarbeit mit der autonomen Regierung bemühten, waren sie zu dieser Zeit von der politischen Elite der HSLS als keine gleichwertigen Verhandlungspartner angesehen. Eine andere Reaktion war die Emigration oder das Übertreten zu einer der christlichen Kirchen.

### Spezifische Eingriffe gegen die jüdische Gemeinde

In der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik gab es keinen nennenswerten politisch organisierten Antisemitismus. Antijüdische Vorbehalte kamen vor allem aus der Presse von Hlinkas Slowakischer Volkspartei (z. B. *Nástup*). Auf Parlamentsebene hörte man dagegen kaum antisemitische Äußerungen. Deswegen überrascht die Schnelligkeit, aber auch die Gründlichkeit der bürokratischen Durchführung, mit der die antijüdischen Maßnahmen (inklusive Judendeportationen im November 1938) zur Zeit der Autonomie realisiert wurden.

<sup>11</sup> *New York Times*, 6. 11. 1938.

### Verbot der Eruv-Drähte

Der erste Eingriff gegen die jüdische Gemeinde bezog sich auf das religiöse Leben, vor allem auf jenes der orthodoxen Juden. Es ging um das Verbot der Eruv-Drähte, angeordnet vom Landesamt am 22. November 1938.<sup>12</sup> Das hebräische Wort Eruv (auch Erub) ist die Bezeichnung für Handlungen oder Vorrichtungen zur Umgehung gewisser Vorschriften über Sabbat- und Feiertagsruhe. Der Brauch des Eruv besteht von alters her. Das Wort Eruv, abgeleitet von dem Verbum „vermischen“, bedeutet also Vermischung bzw. Vereinigung, eine Institution zur Einbeziehung des Unerlaubten in das Gebiet des Erlaubten. Es gibt vier Arten des Eruv: Eruv der Gebiete, der Höfe, der Grenze, der Speisenzubereitung.

Die Maßnahmen hängen mit den strengen Samstagsregeln der Juden zusammen. Der Eruv-Draht ermöglichte ihnen, sich außerhalb des Hauses so zu benehmen, als ob sie im Haus wären, was ihnen das Leben — unter Beibehaltung der Vorschriften — wesentlich erleichterte.

Während der Ersten Tschechoslowakischen Republik gab es seitens des Staates keine Einwände gegen die Eruv-Drähte, mit der Autonomie aber kam auch ihr Verbot. Mehrere Gemeinden — z. B. in Prešov, Poprad, Šarišské Lúky u. a. — versuchten sich auf ihre Verfassungsrechte zu berufen. Es wurde dem Gesetz jedoch nicht Genüge geleistet. In Šarišské Lúky z. B. hat das dafür zuständige Amt in die Ablehnung geschrieben: „Die Institution der Eruv-Drähte gehört zu den jüdischen religiösen Vorschriften, ihre Abschaffung widerspricht den Vorschriften über die freie Ausübung der Religion.“

Die autonome Regierung griff durch die Vermittlung des Landesamtes in das Leben der jüdischen Gemeinde an einem sehr sensiblen Punkt ein, um ihr zu zeigen, wer der Herr ist.

### Deportationen<sup>13</sup>

Die autonome Regierung ließ im November 1938 etwa 7.500 Juden aus der Slowakei auf das nach dem Wiener Schiedsspruch an Ungarn abzutretende Gebiet deportieren.<sup>14</sup> Diese Aktion bezeichne ich bewußt als Deportation und

<sup>12</sup> Šoka (Staatliches Bezirksarchiv) Dolný Kubín, Fond Notársky úrad Habovka, 2810/1938 adm.

<sup>13</sup> Eduard Nižňanský, Die Deportation der Juden in der Zeit der autonomen Slowakei im November 1938, in: Jahrbuch für Antisemitismus 7, 1998, S. 20–45; ders., Deportácie Židov v novembri 1938 zo Slovenska v hláseniach styčných dôstojníčov (Die Judendeportationen aus der Slowakei im November 1938 in den Meldungen der Verbindungsoffiziere, in: *Studia historica Nitriensia*, VII/1998.

<sup>14</sup> Nižňanský, Die Deportation der Juden in der Zeit der autonomen Slowakei im November 1938 (Anm. 13).

nicht als Abschiebung, da sie von der Regierung als solche geplant organisiert wurde — inklusive Namenslisten und Organisationsmaßnahmen. Die von Jozef Tiso in der Zeit vom 4. bis 7. November 1938 erteilten Verordnungen umfassen schließlich keine Bestimmungen für die Rückkehr der Deportierten. Die Rückkehrregelungen wurden erst später getroffen.

Die Judendeportationen vom November 1938 waren eine unmittelbare Reaktion der slowakischen Regierung auf den Ersten Wiener Schiedsspruch. Nur wenige Wochen, nachdem die Autonomie erreicht und die HSLS an der Macht war, mußte die Regierung eine außenpolitische Niederlage hinnehmen, die alles bisher Erreichte in Frage stellte. Tiso und seine Mitstreiter brauchten und suchten einen „Sündenbock“ für die in Wien erlittene Niederlage und machten kurzerhand die Juden für die Gebietsverluste verantwortlich. Das Gefühl der politischen Führungsschicht, wieder Opfer von Fremdbestimmung zu sein, führte zu einem verstärkten Fremdenhaß, der eine radikale Lösung begünstigte. Daher war die an sich bedeutungslose antislowakische Demonstration von einigen Juden in Bratislava am 11. November 1938 ein willkommener Anlaß für die Regierung, gegen die Juden vorzugehen. Nun wirkte sich verhängnisvoll aus, daß die Juden die einzige „Minderheitengruppe“ war, die in der Slowakei keine Schutzmacht hatte.

Nach dem Wiener Schiedsspruch konnte das ungarische Heer die von der Slowakei abgetretenen Gebiete zwischen dem 5. und 10. November 1938 okkupieren.

Einen Tag vor dem Beginn der Besetzung der abgetretenen Gebiete durch Ungarn, am 4. November 1938 um die Mittagszeit, bekamen die Kreisämter (die kleinsten Verwaltungseinheiten der Slowakei) eine Nachricht: „Auf Befehl des Herrn Ministerpräsidenten, Jozef Tiso, wird folgendes angeordnet: [...] Spätestens bis zum 5. 11. 1938 sind diese Maßnahmen durchzuführen: I. 1. Aufgrund der Verordnung des Innenministeriums ist es notwendig, bis spätestens 24 Uhr des 4. 11. 1938 alle Kreispolizeiwachen wie auch die Truppenleiter der Hlinka-Garde in der Südslowakei anzuweisen, mittellose Juden, die sich in ihren Kreisen aufhalten, zusammen mit ihren Familienangehörigen auf Lastwagen über die neue Grenze zu transportieren. 2. Die Juden dürfen nur ein angemessenes Kostgeld in Höhe von 50 Kronen pro Person behalten. 3. Wo es die lokalen Bedingungen ermöglichen, ist es erforderlich, die Juden einige Kilometer weit in das Innere des abgetretenen Gebietes zu transportieren. 4. Mit Hilfe der Staatsorgane sind die Wohnungen und Geschäftsräume der abgeschobenen Juden abzuschließen und zu versiegeln. Außerdem sind die vermögensrechtlichen Verhältnisse noch vor der Abschiebung zu überprüfen. Besonders auf Spar- und Bankeinlagebücher ist zu achten. [...] 5. Von den amtlichen Dienststellen ist an die ‚Zentrale für die Lösung des jüdischen Problems in der Slowakei‘, d. h. im Polizeidirektorat in Bratislava, Herrn Faláth, ein genaues

Verzeichnis aller abgeschobenen Juden samt ihren persönlichen Angaben vorzulegen, ebenso ein Verzeichnis aller abgesperrten Wohnungen, Geschäfte und des gesamten sichergestellten Materials. 6. Der Vorlagetermin ist der 6. 11. 1938. 7. Das sichergestellte Material bleibt bei den zuständigen Dienststellen bis zur nächsten Verordnung. II. Alle wohlhabenden in der Slowakei niedergelassenen Juden mit einem Vermögen über 500.000 Kronen sind spätestens bis zum 4. 11. 1938, 24 Uhr, in zeitweilige Haft zu nehmen, um zu verhindern, daß sie ihr Vermögen in Sicherheit bringen oder transferieren. [...] Es ist von der Entlassung dieser kurzfristig Verhafteten abzusehen. Weitere Regelungen erteilt die ‚Zentrale für Lösung des jüdischen Problems in der Slowakei‘ in Bratislava. III. Verordnung — Punkt I, II., sind nicht auf Juden fremder Staatsangehörigkeit zu beziehen, eine Ausnahme gilt nur für die Juden, die Angehörige des polnischen, deutschen, ungarischen und rumänischen Landes sind.“<sup>15</sup>

Ich muß noch darauf hinweisen, daß Jozef Tiso in einer Rundfunksendung am Abend unmittelbar nach dem Wiener Schiedsspruch gegenüber der slowakischen Bevölkerung feststellte, die slowakische Regierung bürge „für angemessene Hilfe und Schutz für alle Bürger“. <sup>16</sup> Kurz darauf aber erließ sie die oben zitierte Verordnung.

Der Ministerpräsident der autonomen Regierung, Jozef Tiso, übernahm damit die volle Verantwortung für die „Lösung der jüdischen Frage“ und befahl, die mittellosen Juden aus der Slowakei zu deportieren. Dem zweiten Teil der Verordnung entsprechend, wurden die Vertreter der wohlhabenden jüdischen Familien als Geiseln der slowakischen autonomen Regierung genommen, damit ihre Familienangehörigen nicht samt ihrem Vermögen aus Angst das Land verlassen. Dies kann man so auslegen, daß die Regierung die Zeit nach dem Wiener Schiedsspruch dazu nutzte, einerseits die mittellosen Juden loszuwerden, andererseits aber zu beschließen, wohlhabende Juden weiterhin in der Slowakei zu dulden. Aus der Verordnung läßt sich schließen, daß der einzige Grund dafür ihr Vermögen war. Sehr interessant ist auch Punkt 5 des zitierten Dokuments. In diesem gab die autonome Regierung die Einrichtung einer besonderen „Zentrale“ bekannt, die für die „Lösung der jüdischen Frage“ sorgen sollte.

In dieser Verordnung, unterschrieben von Jozef Tiso, der nicht nur die Funktion des Ministerpräsidenten, sondern auch die des Innenministers ausübte, findet man einige Unstimmigkeiten. Problematisch ist vor allem jener Teil, in dem einerseits gesagt wird, die Deportation sei nur für die mittellosen Juden vorgesehen. Andererseits wird aber in den nächsten Punkten darauf hingewiesen, daß deren Finanzmittel und Wertgegenstände zurückzuhalten und sogar ihre Wohnungen und Geschäftsräume zu versiegeln seien. Ein wirklich mittelloser, also

<sup>15</sup> SKA Zvolen, Fond KAZ, Karton 58, 210/1939.

<sup>16</sup> *Slovák*, 6. 11. 1938.

armer Mensch sollte doch über so etwas wie Eigentum gar nicht verfügen. Eine solche Verordnung konnte insofern sehr leicht willkürlich ausgelegt werden, als der Begriff „mittellos“ nur sehr vage bestimmt wurde und frei interpretiert werden konnte. Man findet also schon im November 1938 eine Verordnung, die leicht zu mißbrauchen war. Davon abgesehen war der Ministerpräsident gar nicht bevollmächtigt, Gesetze dieser Art zu erlassen. Man sollte nicht außer acht lassen, daß sich an der Deportationsvorbereitung auch die Organe des nationalsozialistischen Deutschland beteiligten. Aus Wien kam Adolf Eichmann nach Bratislava. Auf diese Tatsache haben bereits L. Rothkirchen<sup>17</sup>, I. Kameneč<sup>18</sup> und J. K. Hoensch<sup>19</sup> hingewiesen.

Vor allem das Engagement seitens der Organe des nazistischen Deutschland liefert einen Beweis dafür, daß der radikale Teil der HSLS nicht nur in Verbindung mit ihnen stand<sup>20</sup>, sondern auch an einer Zusammenarbeit mit ihnen interessiert war<sup>21</sup>, z. B. hinsichtlich der sog. Lösung der jüdischen Frage in der Slowakei. Der Leiter der „Zentrale für die Lösung des jüdischen Problems in der Slowakei“, Jozef Faláth<sup>22</sup>, hatte bereits im Oktober 1938 nicht nur mit den Vertretern des nazistischen Deutschland in Wien Kontakt, sondern auch mit dem

<sup>17</sup> L. Rothkirchen, *The Destruction of Slovak Jewry. A Documentary History*. Jerusalem 1961, S. XI. Siehe auch dies., *Slowakia II. 1919–1938. The Jews of Czechoslovakia. Historical Studies and Surveys*, vol. I, New York, S. 114 ff.

<sup>18</sup> Ivan Kamence, *Po stopách tragédie (Auf der Spur der Tragödie)*, Bratislava 1991, S. 25.

<sup>19</sup> Hoensch, *Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik*, S. 137.

<sup>20</sup> Ferdinand Ďurčanský erklärte während der Gespräche mit Hermann Göring am 16. und 17. 10. 1938: „Das jüdische Problem wird ähnlich wie in Deutschland gelöst.“ Jozef Tiso, Ministerpräsident der autonomen Regierung und zugleich Innenminister, verhandelte im Oktober 1938 zweimal mit dem Außenminister des nationalsozialistischen Deutschland, Joachim von Ribbentrop, wobei sich Tiso während der am 25. 10. 1938 stattfindenden zweiten Gesprächsrunde gegen die Teilnahme der Juden bei der eventuellen Volksabstimmung in den südlichen Gebieten der Slowakei aussprach.

<sup>21</sup> Siehe Hoensch, *Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik*.

<sup>22</sup> Dr. Jozef Faláth (geb. 27. 3. 1908 in Farkašín) gehörte schon als Student zum radikalen Flügel der HSLS. 1927 trat er der „Rodobrana“ (Landesabwehr) bei. 1936 organisierte er nach einer Filmvorstellung („Golem“) eine antijüdische Demonstration. Nach dem 6. 10. 1938 begleitete er Ďurčanský und Mach nach Wien zu den Verhandlungen mit Seyß-Inquart und nach Deutschland zu den Verhandlungen mit Göring. Später wurde er zum Schriftführer A. Machs. 1941 verbrachte er wegen seiner Radikalität bzw. zu starker Orientierung am nationalsozialistischen Deutschland einige Zeit im Gefängnis. Er plädierte für eine dem Protektorat Böhmen und Mähren ähnliche Staatsform auch für die Slowakei, was zu der Zeit auch für die damals führenden Persönlichkeiten des slowakischen Staates zu radikal war. Auf Anordnung A. Machs wurde er entlassen und beteiligte sich dann an den Judendeportationen 1942. Aus einer Meldung des SD ergibt sich, daß er bereits aus den Judendeportationen im November 1938 Kapital für sich zu schlagen wußte. Nach dem Krieg flüchtete er nach Österreich, wo er sich vorübergehend in der amerikanischen Besatzungszone aufhielt. 1948 wurde er vom Volksgericht zu einer fünfjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Er wurde jedoch von den öster-

radikalen Flügel der HSLS um Ludovít Mutňanský, der mit deutscher Unterstützung in Rundfunksendungen aus Wien Propaganda gegen die Tschechoslowakische Republik machte. Ludovít Mutňanský organisierte in Wien auch die „Slowakische Legion“.<sup>23</sup>

Es sollte hinzugefügt werden, daß es von dem Aufenthalt Adolf Eichmanns in Bratislava und seiner Unterstützung bei den Judendeportationen im November 1938 weder in den bis jetzt herausgegebenen Büchern und Biographien über Eichmann<sup>24</sup> noch in den edierten Unterlagen zum Gerichtsprozeß gegen ihn in Jerusalem eine Notiz gibt.<sup>25</sup>

Eichmanns Aufenthalt in Bratislava wurde durch die Äußerung Dieter Wislicenys, des Beraters für die „Lösung der jüdischen Frage in der Slowakei“, bekannt, der wortwörtlich sagte: „Hier [in Bratislava] organisierte er [Eichmann] den Abschub der Juden auf die Gebiete, die laut dem Wiener Schiedsspruch im Belvedere an Ungarn abgetreten werden sollten. Wie er selber sagte, wurde er von dem damaligen Ministerpräsidenten Josef Tiso empfangen.“<sup>26</sup> Wisliceny führte an, daß Eichmann von Kaltenbrunner in die Slowakei geschickt worden

reichischen Behörden nicht ausgeliefert und lebte auch noch in den sechziger Jahren in Österreich. Archív ministerstva vnútra ČR (Archiv des Innenministeriums der ČR), Fond 316-140-5, H-533, 135-1-2, Z 651. ŠOBA (Staatliches Bezirksarchiv) Bratislava, Fond Volksgericht gegen L. Mutňanský–Volk 3/47. Beischrift vom 20. 1. 1947.

SNA (Slowakisches Nationalarchiv), Fond Volksgericht, Volk 20/45. Karol Klinovský (vom 1. 11. 1938 bis 14. 3. 1939 der Leiter der Abteilung des Sicherheitsdienstes) sagte am 16. 9. 1946 aus, daß er Herrn Faláth laut der Anordnung des Herrn Ministerpräsidenten für seine eigenwilligen Angriffe gegen Juden verhaften ließ. Faláth hat sich zu dieser Verhaftung in seiner Aussage nicht geäußert. Er erwähnt nur, daß ihm vorübergehend der Reisepaß entzogen wurde. Es ist auch möglich, daß Klinovský diese Verhaftung Faláths mit der späteren im August 1941 verwechselte.

<sup>23</sup> Siehe ŠOBA (Staatliches Bezirksarchiv) Bratislava, Fond Volksgericht gegen L. Mutňanský — Volk 3/47. Zu den Anfängen der HG siehe auch Ladislav Suško, *Hlinkova garda od svojho vzniku po salzburské rokovania (1938–1940)*, in: *Zborník múzea slovenského národného povstania II*, 1968, S. 166–259; *Völkischer Beobachter* (Wiener Ausgabe), 30. 9. 1938, „Auch ein slowakisches Freikorps gegründet“.

<sup>24</sup> Ich, Adolf Eichmann, Rudolf Aschenauer (Hrsg.), Augsburg 1980; Hannah Arcndtová, *Eichmann v Jeruzalém (Eichmann in Jerusalem)*, Praha 1995; Siegfried Einstein, *Eichmann. Chefbuchhalter des Todes*. Frankfurt a. M. o. J.; Tuwiah Friedmann, *Die „Ergriffung Eichmanns“*. Dokumentarische Sammlung, Haifa 1971; Friedrich Karl Kaul, *Der Fall Eichmann*, Berlin (Ost) 1963; Heinz Künrich, *Judenmörder Eichmann. Kein Fall der Vergangenheit*, Berlin (Ost) 1961.

<sup>25</sup> Adolf Eichmann. *Police d'Israel Quartier Général 6-ème Bureau (1961)*. Protokoll der Verhandlung gegen Adolf Eichmann. DÖW 5272/1–12.

<sup>26</sup> DÖW 12.311, Die Aussagebeischrift von D. Wisliceny vom 27. 10. 1946 in Bratislava, S. 5. Die Aussage ist in den Dokumenten, die sich in den Gerichtsakten zum Prozeß gegen D. Wisliceny in ŠOBA Bratislava befinden, nicht zu finden. In dem in Österreich befindlichen Dokument gibt es den Vermerk, daß es sich nur um eine Kopie handle und das Original in Yad Vashem in Jerusalem aufbewahrt werde.

war. Von Kaltenbrunners Rolle in der ganzen Causa habe ich bis jetzt nichts Näheres erfahren.

Obwohl sich an der Vorbereitung der Anordnung vom 4. November 1938 auch Eichmann beteiligte, kann er für die eigentliche Deportation nicht verantwortlich gemacht werden. Tiso war als Ministerpräsident und Innenminister mit dem Inhalt des Dokuments einverstanden und übernahm dadurch die volle Verantwortung für die Durchführung der Aktion. Zu bemerken bleibt noch, daß außer der Hlinka-Garde an diesen Ereignissen auch die „Slowakische Legion“ aus Wien einbezogen wurde. Aus diesem Umkreis stammt auch Jozef Faláth.

Abschließend soll die Anzahl der in den Novembertagen deportierten jüdischen Bürger diskutiert werden. Hier bleibt zu bemerken, daß Namenslisten nur aus 38 Kreisen erhalten geblieben sind. Es ist auch schwer, exakte Zahlenangaben über die Deportierten zu finden, denn die Kreisämter führten nicht immer genaue Listen. Die meisten Festgenommenen stammten aus Bratislava — etwa 4.000 laut Meldung des dortigen Präsidiums der Polizeidirektion an das Präsidium des Landesamtes vom 9. November 1938.<sup>27</sup> Wie ich festgestellt habe, wurden außerhalb Bratislavas zirka 3.500 jüdische Bürger vertrieben, das ergibt in Summe über 7.500 ausgewiesene Juden. Die größte Anzahl der deportierten Juden stammte aus den Kreisen Bardejov — 308, Michalovce — 292, Kežmarok — 237, Poprad — 228, Nitra — 205 und Prešov — 197. Mit Ausnahme von Nitra handelt es sich hier um die östlichen Kreise, in denen auch die Mehrheit der slowakischen Juden lebte. Eine große Anzahl von Deportierten gab es auch in jenen Kreisen, in denen damals entweder eine in gewissem Maße faschistische deutsche Minderheit lebte (wie in Kežmarok) oder wo Gruppen der „Legionäre“ (wie in Nitra) die Initiative übernommen hatten.

Die Idee, den Gebietsverlust auf Kosten der jüdischen Bürger zu mildern, stieß bald mit der Realität zusammen. Warum sollte die ungarische Regierung die Juden aus der Slowakei in ihr Gebiet aufnehmen? Nach kurzer Zeit mußte die slowakische Regierung den Rücktransport der deportierten Juden anordnen. Obwohl durchaus zu erkennen gewesen wäre, daß die ungarische Regierung das „Spiel nicht mitspielen würde“, führte man die Deportationen zunächst ohne Zögern durch. Dies beanspruchte jene technischen Mittel, die eigentlich für die Evakuierung der abzutretenden Gebiete dringend erforderlich gewesen wären.

Bei den Deportationen vom November 1938 sind drei Handlungsebenen zu unterscheiden:

1. Aufgrund der von der Regierung und der Presse aufgeheizten Stimmung wurden die jüdischen Bürger Opfer von Rachezügeln und Plünderungen, die sich z. B. im Kreis Kežmarok zu lokalen Pogromen steigerten. Fanatismus und

<sup>27</sup> SNA, Fond LA, Karton 309, 71525/38. Meldung des Präsidiums der Polizeidirektion in Bratislava an das Präsidium des Landesamtes vom 9. 11. 1938.

Endzeitglaube bestimmten vor allem das Auftreten der Hlinka-Garde. Sie trieb sowohl bei Tag als auch bei Nacht die „unnötigen Juden“ zusammen — Männer, Frauen, Kinder, Alte —, verstaute sie auf Lastwagen und deportierte sie in die abgetretenen Gebiete.

2. Ohne die Beteiligung der Verwaltung, ohne ihre ordnende und planende Tätigkeit wäre ein Massenexodus kaum möglich gewesen. Der entscheidende Anstoß ging von den Zentralorganen aus: Das Amt des Ministerpräsidenten, das Innenministerium, das Wirtschaftsministerium und das Landesamt arbeiteten eng zusammen. Eine neue Regierungsinstitution, die „Zentrale für die Lösung des jüdischen Problems in der Slowakei“, sollte die Deportationen koordinieren. Untergeordnete Kreisverwaltungen und Polizeiorgane realisierten unmittelbar und einwandfrei die Verordnungen aus Bratislava. Als vier Jahre später die Juden in die Vernichtungslager deportiert wurden, konnte die slowakische Regierung bereits auf ihre Erfahrung bei der Ausweisung von großen Gruppen in wenigen Tagen zurückgreifen (Vorbereitung der Namenslisten, Sammlung der auszuweisenden jüdischen Bürger, Aufbau von Internierungslagern, Transport, Bewachungspersonal, Koordination zwischen den beteiligten staatlichen Organen der HSLŠ und der Hlinka-Garde, Beschlagnahme des Besitzes der Juden).

3. Die politische Verantwortung für die Deportationen lag ausschließlich bei Tiso. Da zu dieser Zeit kein beschlußfähiges politisches Organ existierte, entschied er allein. Die Realisierung der Novemberdeportationen stand im Widerspruch zur tschechoslowakischen Verfassung, die immer noch in Kraft war. Sowohl Tiso als auch die slowakische Regierung sowie das später gewählte Parlament waren sich des Unrechts bewußt. Am 5. Juni 1940, also fast zwei Jahre später, hat das slowakische Parlament ein Gesetz von Verfassungsrang verabschiedet, das u. a. die Deportationen rückwirkend legalisierte. Bei alledem verfolgte Tiso seine eigene antisemitische Linie. Sie hatte ihre Wurzeln im autochthonen katholischen Antisemitismus der Vorkriegsjahre.

Am 9. Februar 1939, also nach den Deportationen, erklärte Tiso feierlich: „Die jüdische Frage wird in der Slowakei gerecht, sozial und menschlich gelöst werden.“ De facto bedeuteten die Deportationen für die jüdischen Bürger Angst, Schrecken, Ausgeliefertsein, Armut und Unsicherheit. In der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik hatten sich die Juden noch als freie Bürger fühlen können. Nun brachte die junge slowakische Autonomie das Ende des normalen zivilisierten Lebens.

Die jüdische Gemeinde in der Slowakei mußte sich darüber klar werden, daß ihr die Slowakei keine sichere Existenz mehr zu bieten hatte. Es ist gewiß ein Schockerlebnis gewesen, aber wohin sollten sie denn auswandern? Wie sollten sie angemessen auf die Zustände reagieren? Sie gerieten immer wieder in eine ausweglose Position: bleiben und ein Opfer werden oder ausreisen.

Es ist erforderlich anzumerken, daß es nicht möglich ist, Informationen über dieses Problem aus der zeitgenössischen slowakischen Presse zu entnehmen, denn wie eine umfangreiche Auswertung der zeitgenössischen Presse (über 36 Tages- und Wochenzeitungen) zeigt, wurden Zeitungsartikel zum genannten Thema nur in geringem Umfang veröffentlicht. Es gibt keinen einzigen Artikel, in dem diese Situation analysiert würde. Diese Tatsache ist für mich ein Beweis dafür, daß die Vertreter der autonomen Regierung und der HSLS sich der Umstrittenheit der ganzen Aktion bewußt waren und sich ihrer nicht rühmen wollten. Außerdem wirkten sich Zensur und Selbstzensur voll aus.

Im Ausland wurde über die Deportationen ausführlich berichtet<sup>28</sup>, doch trotz der umfangreichen Information darüber in der europäischen Presse kenne ich bisher bloß eine einzige internationale diplomatische Intervention zugunsten der deportierten Juden.

Von der Existenz der Internierungslager im Niemandsland haben auch die britischen Botschafter in Prag (B. C. Newton) und Budapest (G. Knox) Kenntnis genommen. Newton dachte, daß sich in diesen Lagern reichsdeutsche Juden oder Juden aus dem Sudetengebiet befanden. Er sandte auch den Bericht von Marie Schmolka am 10. Dezember 1938 an das Foreign Office. Ebenso intervenierte er zugunsten der Lagerinsassen bei dem tschechoslowakischen Außenminister František Chvalkovský, worüber er am 20. Dezember 1938 ebenfalls das Foreign Office informierte.<sup>29</sup>

### Eingriffe in das Wirtschafts- und Berufsleben

Die slowakische autonome Regierung wollte das „Judenproblem“ durch einen allmählichen Ausgleich des Verhältnisses zwischen der Anzahl jüdischer Einwohner (4 %) und ihren Wirtschaftspositionen lösen. Im allgemeinen kann man diese Eingriffe wie folgt aufteilen: Die vom Staat organisierten Aktionen einerseits, z. B. Verbot des Sonntagsverkaufs, Kontrolle der Gewerbescheine, die antijüdisch und antitschechisch orientiert waren, und die willkürlichen, „von unten“ organisierten Maßnahmen andererseits, z. B. Boykott der jüdischen Geschäfte, organisiert vor allem von der Hlinka-Garde (z. B. in Spišská N. Ves), was als eine Vorstufe der späteren Arisierung verstanden werden kann.

<sup>28</sup> Zum Beispiel in Deutschland (*Völkischer Beobachter, Der Führer, Volksgemeinschaft, Frankfurter Zeitung, Der Alemann, Deutsche Allgemeine Zeitung, Freiburger Zeitung* u. a.), in Frankreich (*Pariser Tageszeitung*), in der Schweiz (*Neue Zürcher Zeitung, Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung*), in Rumänien (*Bukarester Tagesblatt*), in Ungarn (*Pester Lloyd*), in Böhmen (*Prager Presse, Sudetendeutsche Zeitung*).

<sup>29</sup> Documents on British Foreign Policy 1919–1939. London 1950, Third Series, vol. III., No. 392, p. 375 f.

Die wirtschaftlichen Maßnahmen gegen Juden bezweckten hauptsächlich die Schwächung der starken jüdischen Konkurrenz. Am 29. Oktober 1938 hat das Landesamt den Sonntagsverkauf verboten, wodurch insbesondere die jüdische Gemeinde getroffen werden sollte, denn ihre Geschäfte waren samstags geschlossen. In diesem Zusammenhang sollte hinzugefügt werden, daß es in manchen Regionen der Slowakei zu diesem Verbot schon früher gekommen war (z. B. in Liptovský Mikuláš). Noch vor der Herausgabe der Verordnung vom 29. November 1938, nämlich am 27. d. M., schickten die Mitglieder der gewerblichen Kreisgemeinde in Topoľčany<sup>30</sup> Tiso ein Memorandum, in dem sie „auf die brennendsten und schmerzhaftesten Tatsachen“ hinweisen wollten, die schon seit zwanzig Jahren für den Ruin des wirtschaftlichen Lebens slowakischer Handwerker und Kaufmänner gesorgt hätten. Das Memorandum enthielt auch einige antijüdische Forderungen, wie die Einführung sonntäglicher Ruhe und die Revision aller Gewerbe.

Eine Kontrolle von Gewerbescheinen darf jeder Staat durchführen. Im Fall der slowakischen autonomen Regierung wurde in den Anordnungen über die kurzfristigen Maßnahmen die Zielgruppe eindeutig angesprochen: „Gegen die Mißgünstlinge des slowakischen Volkes, besonders gegen jene des jüdischen Glaubens und jüdischer Nationalangehörigkeit.“<sup>31</sup> Aufgrund dieser Verordnung wurde die Kontrolle der jüdischen Gewerbescheine durchgeführt und keine neuen genehmigt. In manchen Ortschaften kam es sogar zum Ausschluß der jüdischen Händler aus den Gewerbekammern (z. B. in Zvolen, Topoľčany).

Diese Eingriffe beruhten auf keiner gesetzlichen Norm. Ebensovienig jene gegen jüdische Beamte (z. B. in Bardejov wurden außer dem Buchhalter alle Juden entlassen; in Piešťany kam es zum Boykott eines jüdischen Beamten), wir wissen auch von Eingriffen in die Berufsausübung der staatlichen Notare, die bis zum Ende der Autonomie ihres Amtes enthoben waren bzw. an andere Orte versetzt wurden (z. B. Bardejov). Bezüglich jüdischer Richter ist uns bekannt, daß sie zu Ende der Autonomie keine Agenden mehr bekamen bzw. mit neuen Fällen nicht beauftragt wurden. Am besten sind wir über die Eingriffe gegen die staatlichen jüdischen Lehrer informiert. Der Abgeordnete Pavol Čarnogurský sagte während der zweiten Sitzung des slowakischen Landtages: „Im Vorfeld haben wir 126 jüdische Lehrer des Amtes enthoben, die in Folge ihrer Rassenangehörigkeit zwangsläufig im Widerspruch zur nationalen und christlichen Erziehung unserer Jugend stehen.“<sup>32</sup>

<sup>30</sup> Siche Andrea James-Jamrichová, *Židovská komunita v Topoľčanoch v období autonómie Slovenska* (Die jüdische Gemeinde in Topoľčany zur Zeit der autonomen Slowakei).

<sup>31</sup> SOKA.

<sup>32</sup> Stenographisches Protokoll der zweiten Sitzung des slowakischen Landtages vom 21.–23. 2. 1939, Rede des Abgeordneten P. Čarnogurský, S. 50.

Zu den meisten dieser Angriffe kam es in der von der offiziellen Regierungspropaganda noch unterstützten antijüdischen Atmosphäre. Es geht vor allem um die Angriffe in der Presse, die unter der Aufsicht der HSL'S stand, und zwar sowohl in der zentralen Presse *Slovák, Slovenská pravda, Gardista, Nástup* als auch in den regionalen Zeitungen wie *Nove Piešťany, Štiavničan, Národná stráž* u. a.

Die einfachsten Akte dieser Art des Antisemitismus waren antijüdische Aufschriften auf Gehsteigen, an Litfaßsäulen oder direkt an Schaufenstern jüdischer Geschäfte (z. B. in Bratislava, Nitra, Ilav, Kežmarok, Liptovský Mikuláš, Banská Bystrica). In vielen slowakischen Städten wurden Fensterscheiben bzw. Schaufenster jüdischer Geschäfte zerschlagen (Bratislava, Bardejov, Levoča, Turany, Poprad). Eine andere Reaktion auf die Situation war das Kennzeichnen der christlichen Geschäfte mit der Aufschrift „Christliches Geschäft“, „Arisches Geschäft“ (Bratislava, Banská Bystrica).

Es gab auch Anschläge auf Synagogen (z. B. Brandlegung in den beiden Synagogen in Trnava, zerschlagene Fenster in Turany), und es kam sogar zur Plünderung jüdischer Friedhöfe (im größten Umfang im Bezirk Malacky). In der Zeit des autonomen Landes Slowakei hat sich nicht nur die Majoritätsbevölkerung, sondern auch die jüdische Minorität daran gewöhnt, daß die Verstöße gegen die Gesetzgebung nicht bestraft wurden. Der Antisemitismus wurde zu einem Bestandteil der Regierungspolitik.

### Pogrome in manchen slowakischen Städten (Piešťany, Trnava)

In Piešťany<sup>33</sup> verschlechterte sich nach der Gründung der Hlinka-Garde abrupt die Situation der lokalen jüdischen Gemeinde. Die Hlinka-Garde hatte bei den Novemberdeportationen geholfen, wobei es zu ersten Zwistigkeiten zwischen den Polizeiorganen und ihr kam; außerdem spaltete sie sich in einen gemäßigten und in einen radikalen Flügel. Letzterer verlangte eine schnelle Lösung der „jüdischen Frage“. Die Radikalen wurden zusätzlich noch von der dort ansässigen deutschen Minderheit und von den slowakischen Radikalen in Wien unterstützt. Von nicht geringer Bedeutung ist auch die Tatsache, daß manche Leute in höheren Ämtern (Stadtbeamte, Lehrer und sogar katholische Priester) zum radikalen Flügel der Hlinka-Garde gehörten. Die erste Etappe läßt sich als eine antijüdische Plakatkampagne bezeichnen. Anfang März steigerte sich die gespannte Situation zu einem lokalen Pogrom. Von nun an wurden die Juden verhaftet, geprügelt, ihre Geschäfte geplündert. Um dem Pogrom ein Ende zu setzen, mußten

<sup>33</sup> Siehe Katarina Psicová, *Židovská komunita v Piešťanoch v období autonómie Slovenska* (Die jüdische Gemeinde im Kurort Piešťany zur Zeit der slowakischen Autonomie).

Polizeitruppen aus der Umgebung herbeigerufen und das Standrecht — Ausgangsverbot in der Nacht — erklärt werden.

Eine ähnliche Situation herrschte auch in Trnava.<sup>34</sup> Im Dezember 1938 wurden beide Synagogen in Brand gesteckt, viele Fensterscheiben jüdischer Häuser und Schaufenster jüdischer Geschäfte zerschlagen, jüdische Geschäfte geplündert. Zur schärfsten Zuspitzung der Lage kam es in Trnava um die Monatswende Januar/Februar 1939, als sich die Vertreter beider jüdischen Gemeinden in Trnava direkt an Tiso wandten, weil das Kreisamt in Trnava auf keine der bisherigen Beschwerden reagiert hatte. Nach einer Intervention des Ministerpräsidenten beruhigte sich die Situation zeitweilig.

In beiden Fällen kann man sagen, daß die Unruhestifter über diese radikale Einstellung bereits zur Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik verfügten und manche von ihnen eben infolge ihrer Radikalität schon verhaftet worden waren. Als das Verfassungs- und Gesetzgebungssystem zusammenbrach, konnten die Radikalen ihre Vorstellungen in die Praxis umsetzen, wobei die Verwaltungs- und Polizeiorgane sowie die Gerichte keine Gegenmaßnahmen getroffen haben und dadurch die Fortführung der Gesetzeswidrigkeit ermöglichten.

### Vorbereitung der antijüdischen Gesetzgebung

Aus der Zeit der Autonomie sind nur Entwürfe der „jüdischen Gesetze“ bekannt. Die autonome Regierung bildete am 21. Jänner 1939 das sog. Sidorkomitee<sup>35</sup>, das die „jüdischen Gesetze“ in der Form von Regierungsverordnungen ausarbeiten, die Definition des Begriffes „Jude“ festlegen, die Konskription des jüdischen Eigentums in die Wege leiten und die Geschäftstätigkeit jüdischer Bürger einschränken sollte. Eine schriftliche Ausarbeitung dieser Gesetze ist nicht bekannt, aber die schnelle Umsetzung und Handhabung — z. B. der Definition des „Juden“, der Regierungsverordnungen über das Verbot der Berufsausübung von Notaren, Ärzten (numerus clausus), Apothekern, Journalisten u. a. kurz nach der Erklärung des slowakischen Staates — weisen darauf hin, daß die autonome Regierung die antijüdische Gesetzgebung im voraus vorbereitet hatte.

### Allgemeine antidemokratische Eingriffe in die Selbstverwaltung, Sport- und Wehrverbände und politische Parteien

Die autonome Regierung begann gleich nach der Machtübernahme am 6. Oktober 1938 gegen die Selbstverwaltungorgane, also gegen die Gemeinde- und

<sup>34</sup> Siehe Veronika Slncková, „Židovská otázka“ na úrovni mesta — Trnava v období autonómie Slovenska“ (Die „jüdische Frage“ auf der Ebene der Stadt Trnava in der Zeit des Autonomen Landes Slowakei), in: *Studia historica Nitriensia* V, 1996, S. 185–203.

<sup>35</sup> Die Mitglieder waren: Karol Sidor, M. Pružisný, Pavol Teplanský, Frantisek Ďurčanský, Jozef Virsik.

Stadtvertretungen, Räte, Bezirks- sowie Landesvertretungen einzugreifen. Die eindeutige Ursache dafür war, daß in diesen Verwaltungsorganen außer der HSLŠ auch andere Parteien samt den jüdischen vertreten waren. Am 19. Oktober 1938 erteilte das höchste Verwaltungsorgan — das Landesamt — eine Anordnung, aufgrund derer die Vertretungsorgane aufgelöst werden sollten. Das Landesamt bzw. die Bezirksamter gingen so vor, daß sie die Vertretungsorgane dort, „wo die bisherige Gruppierung der Gemeindeverwaltung nicht ausreichende Haftung einer schnellen Konsolidierung der Verhältnisse gewährleistet oder wo an der Spitze der Gemeindeverwaltung ein solcher Bürgermeister steht, der sich für die heutigen Zeiten nicht eignet“, auflösten oder durch Regierungskommissare ersetzen.<sup>36</sup> Manchmal wurde dieser Vorgang „von unten“ initiiert. In solchen Fällen nahmen die HSLŠ-Mitglieder noch vor der Regierungsanordnung die Auflösung der Vertretung vor. In Bánovce nad Bebravou wurden schon am 7. Oktober 1938 die Juden und Marxisten aus der Stadtverwaltung ausgeschieden. Dasselbe passierte in der Bezirksvertretung in Topoľčany am 16. Oktober 1938. Die jüdischen Parteien, die Sozialdemokratische Partei sowie auch die Kommunistische Partei verloren ihre Mandate nach dem 23. Jänner 1939, als diese Parteien aufgelöst wurden.

Die autonome Regierung griff auch gegen Sport- und Wehrvereine ein, unter denen die jüdische Organisation „Makabi“ schon vor der Wahl in den Landtag im Dezember 1938 verboten worden war. Gleichzeitig wurde die Hlinka-Garde zur einzigen berechtigten Wehrorganisation in der Slowakei ernannt.

Bereits Anfang Oktober 1938 kam es in der Slowakei zur Gleichschaltung des politischen Lebens. In der Zeitspanne der Autonomie der Slowakei gelang es einer an Klerus und Volk orientierten politischen Partei, der HSLŠ, schrittweise das Machtmonopol an sich zu reißen. Die HSLŠ hat sich gegenüber den anderen Parteien als die herrschende Partei verhalten, sie verbot die anderen Parteien und initiierte später deren Auflösung oder „freiwilligen“ Anschluß an die HSLŠ. Im Laufe einiger Wochen hat sie einem Teil der politischen Parteien einen Bund mit der HSLŠ aufgezwungen (am 8. November 1938 — Agrarpartei, Gewerbe- und Volkspartei, Faschistische Partei, Volkssozialistische Partei), andere verboten (Kommunistische Partei am 9. Oktober 1938, Sozialdemokratische Partei am 16. November 1938<sup>37</sup>, Jüdische Partei am 24. November 1938 und Vereinigte sozialistisch-zionistische Partei am 25. November 1938).

<sup>36</sup> ŠOKA Martin, Fond des Kreisamtes Martin, 2963/38 prez.

<sup>37</sup> Siehe Xenia Šuchová, Ladislav Ruman, E. Nižňanský, Dokumenty k likvidácii politických strán o období autonómie Slovenska na príklade československej sociálnej demokracie (Dokumente über die Liquidation der politischen Parteien in der Zeit des autonomen Landes Slowakei am Beispiel der tschechoslowakischen sozialen Demokratie), in: Studia historica Nitriensia VI., 1997, S. 217–248.

In dieser Hinsicht ist die Stellung der Slowakischen Nationalpartei interessant, die in den Jahren 1932–1935 eine politische Verbündete der HSLŠ war. Bei der Wahl 1935 kandidierten sie sogar gemeinsam. Später jedoch hatten die Anstrengungen der HSLŠ — „Ein Gott, ein Volk, eine Partei“ — das Einstellen der politischen Tätigkeit des ehemaligen Verbündeten zur Folge. Die „freiwillige“ Vereinigung und das Verbot der politischen Parteien muß man im Zusammenhang mit der ersten Wahl in den slowakischen Landtag am 26. November 1938 sehen, als die HSLŠ auf einer einheitlichen Kandidatenliste bestand. Dabei erklärte Tiso: „Damit ist der brudermörderische Kampf der Slowaken untereinander beendet, und von heute an gibt es nur eine Partei, wie es auch nur ein geeintes Volk gibt. Durch diese Einigung hat das Volk den allein richtigen Weg in eine bessere Zukunft betreten. Von heute an muß das Interesse des einigen slowakischen Volkes höchstes Gesetz für jeden Slowaken sein. Wer sich gegen diese Einheit stellt oder sie zu hindern sucht, ist ein Feind und Verräter der völkischen Sache, und das Volk wird ihn erbarmungslos richten.“<sup>38</sup>

Die Vereinigung und das Verbot der politischen Parteien sollten der HSLŠ einerseits ermöglichen, bei den Verhandlungen mit den Tschechen behaupten zu können, sie vertrete alle Slowaken; andererseits konnte sie die Wahl in den slowakischen Landtag mit einer einheitlichen Kandidatenliste vorbereiten.

### Landtagswahlen 1938

Die slowakische Regierung schrieb am 26. November 1938 die Wahlen für den 18. Dezember 1938 aus, wobei die Kandidatenlisten im Sinn der Vorschriften des Wahlgesetzes spätestens einundzwanzig Tage vor dem Wahltermin, also bereits am folgenden Tag zu Mittag, eingereicht werden mußten. Zu dieser Zeit war zwar die offizielle Kandidatenliste von Hlinkas Slowakischer Volkspartei vorbereitet, aber keine andere. Anschließend veranstaltete sie die Wahl mit einheitlicher Kandidatenliste.

Der *Völkische Beobachter* veröffentlichte schon am 23. Dezember 1938 ein Interview mit Tiso, wo wir folgendes lesen können: „Der slowakische Landtag, der Anfang Jänner zu seiner ersten Sitzung zusammentreten wird, soll etwa 75 Abgeordnete umfassen. Jeder in der Slowakei Wohnhafte, der das 21. Lebensjahr vollendet hat, mit Ausnahme der Militärpersonen und Angehörigen der Gendarmerie, besitzt das Wahlrecht. Es wird nur auf einer Liste, der Liste der Slowakischen Volkspartei Hlinkas, mit Ja oder Nein abgestimmt werden. Wählbar ist jeder, der über dreißig Jahre alt ist — mit Ausnahme der Juden. Auf der Liste der HSLŠ werden auch die Vertreter der Volksgruppen kandidieren.“<sup>39</sup>

<sup>38</sup> *Slovák*, 10. 11. 1938.

<sup>39</sup> *Völkischer Beobachter* (Wiener Ausgabe), 23. 11. 1938.

Während der Wahlkampagne kam es zu Angriffen gegen Tschechen und zu antisemitischen Exzessen. Das Propagandaamt bereitete die antijüdische Plakatkampagne vor. Auf einem Plakat stand: „Slowaken, Christen! Die Juden sind schon immer euere Ausbeuter gewesen. Heute müssen sich alle Nichtjuden zu einem einzigen antijüdischen Block zusammenschließen. Kauft nicht mehr beim Juden! Nur der Juden wegen mußten nach zwanzig Jahren 276.000 Slowaken wieder an Ungarn abgetreten werden. Vor 1918 gaben sich die Juden hier als Magyaren aus. Vor dem 6. Oktober d. J. waren sie Tschecho-Slowaken, auf dem von Ungarn besetzten Gebiet sind sie nun wieder Magyaren, und in der Slowakei werden sie gern Slowaken sein.“<sup>40</sup> Unterschrift: Jozef Tiso.

Tschechen und Juden durften nicht kandidieren.<sup>41</sup> Für alle Nationalitäten (Slowaken, Tschechen, Deutsche, Magyaren und Juden) wurden jeweils getrennte Wahlräume errichtet, und zwar in der Absicht, durch diese verbesserte Kontrollmöglichkeit die Wahlergebnisse beeinflussen zu können. In dieser auf solche Art und Weise realisierten Proportionalwahl, die bei einheitlicher Kandidatenliste ihren Sinn bereits verloren hatte, gewann die HSLS die Stimmenmehrheit (dementsprechend 50 von 63 Abgeordneten). Über den Charakter dieser Wahl erfährt man mehr aus der Rede des „Führers“ Franz Karmasin an die Karpatendeutschen. Noch vor der Wahl sagte er: „In der Slowakei kandidiert nur eine Partei mit einer Liste, die von Ministerpräsident Tiso geführt wird. [...] Unter den Kandidaten befinden sich fünf Deutsche, von denen drei gewählt werden.“<sup>42</sup> Die antifaschistische *Pariser Tageszeitung* berichtete am 20. Dezember 1938, wie in der Slowakei gewählt wurde. „Ganz nach dem nationalsozialistischen Muster haben am Sonntag in der Slowakei die Wahlen zum ersten slowakischen Landtag stattgefunden. Es gab nur eine Einheitsliste, die der HSLS, die mit 98 Prozent natürlich siegte, bei einer Wahlbeteiligung von 95 Prozent.“<sup>43</sup>

Die Lage der jüdischen Gemeinde verschlechterte sich immer mehr. Die autonome Regierung unternahm zielgerichtet solche Schritte, die die Juden durch permanente Verschlechterung der Lebensverhältnisse zur Emigration zwangen. In dieser Zeit verließen etwa 4.000 bis 6.000 Juden das Land. Aber nicht alle konnten weggehen. Die einzelnen Maßnahmen wiesen darauf hin, daß das „jüdische Problem“ immer radikaler gelöst wurde. Schon in der Zeit der Autonomie war aus typologischer Sicht der Großteil der Eingriffe nachweisbar, die dann in der Zeit des slowakischen Staates im größeren Ausmaß durchgeführt wurden.

Der Widerrechtlichkeit der Eingriffe gegen die jüdische Gemeinde waren sich auch die Vertreter der autonomen Regierung und des später gewählten Par-

<sup>40</sup> *Wiener Neueste Nachrichten*, 17. 12. 1938.

<sup>41</sup> *Völkischer Beobachter* (Wiener Aufgabe), 17. 12. 1938.

<sup>42</sup> *Sudetendeutsche Tageszeitung*, 17. 12. 1938.

<sup>43</sup> *Pariser Tageszeitung*, 20. 12. 1938.

lamentes bewußt, und sie ließen darum im Jahre 1940 ein Gesetz verabschieden, das nachträglich alle Widerrechtlichkeiten aus früherer Zeit legalisierte.

Der Antisemitismus ist auch in heutigen Demokratien eine sich fortpflanzende Erscheinung geblieben, aber nur in den faschistischen, nationalsozialistischen und totalitären Regimen und Diktaturen ist er zum Gegenstand der Regierungspolitik geworden.

**DIE JÜDISCHEN EUTHANASIEOPFER  
IN ÖSTERREICH**

**Referat im Jüdischen Institut für Erwachsenenbildung,  
11. November 1999**

Über die Ermordung der jüdischen Geisteskranken durch das NS-Regime herrschten infolge der raffinierten Tarnungspolitik sogar in der wissenschaftlichen Forschung lange Zeit falsche Vorstellungen. Henry Friedlander, ein bekannter US-amerikanischer Holocaust- und Euthanasieforscher, hat in seiner Studie über „Jüdische Anstaltspatienten in Deutschland“ herausgearbeitet, daß die von den Angeklagten im Nürnberger Ärzteprozeß aufgetischte Version falsch ist, daß die Juden nicht unter Euthanasie gefallen und der „Wohltat des Gnadentodes“ — so die zynische NS-Diktion — nicht würdig gewesen wären. Durch die systematische Verfälschung der Todesurkunden wurde der Eindruck vermittelt, die jüdischen Geisteskranken wären nach Polen deportiert und dort ermordet worden. Tatsächlich wurden die jüdischen Anstaltspatienten — Friedlander gibt eine Größenordnung von 2.000 bis 5.000 an — von Anfang an in gleicher Weise wie die nichtjüdischen Geisteskranken mit Meldebögen erfaßt, deportiert und in den Tötungsanstalten der T4 ermordet. Indizien weisen sogar darauf hin, daß Juden bevorzugt in die Euthanasie einbezogen wurden. So fällt z. B. auf, daß die Patienten privater jüdischer Anstalten vollständig von Gutachterfragebögen erfaßt wurden, während dies im Falle nichtjüdischer privater Sanatorien überhaupt nicht oder nur zu einem Teil geschah. Noch vor der von Hitler getroffenen Entscheidung über die „Endlösung der Judenfrage“ im Sommer/Herbst 1941 waren die Geisteskranken jüdischer Herkunft Opfer einer systematischen Massenmordaktion. In der von dem Österreicher Dr. Irmfried Eberl geleiteten Anstalt Buch bei Berlin betraf der erste Transport von etwa 200 Patientinnen und Patienten in die Vergasungsanstalt Brandenburg an der Havel im Juni 1940 ausschließlich Juden. Während die „arischen“ Opfer nach ihrer Arbeitsfähigkeit selektiert wurden, genügte bei jüdischen Pflinglingen die Diagnose „Jude“.

Eine Radikalisierung der Vorgangsweise gegenüber den jüdischen Anstaltsinsassen erfolgte im Sommer 1940, als diese in bestimmten Anstalten zusammengezogen und mit Sammeltransporten zur Vergasung in die Euthanasieanstalten gebracht wurden. Die Entscheidung dazu war im Frühjahr 1940 auf höchster Ebene gefallen, zumal sich Hitler Euthanasie-Entscheidungen persön-

lich vorbehalten hatte. Schon am 15. April 1940 hatte Ministerialdirigent Dr. Herbert Linden vom Reichsinnenministerium die Anstalten aufgefordert, die Zahl der jüdischen Patienten zu melden, und am 30. August 1940 ordnete der Reichsminister des Inneren an, daß die jüdischen Anstaltsinsassen in bestimmte öffentliche Anstalten, unter ihnen Wien-Steinhof, zu bringen wären. In einer an Zynismus kaum zu überbietenden Erklärung für diese Maßnahme hieß es wörtlich: „Der bis dahin noch bestehende Zustand, daß Juden mit Deutschen in Heilanstalten gemeinsam untergebracht waren, hat, ganz abgesehen davon, daß ein derartiges Zusammenwohnen Deutscher mit Juden auf die Dauer nicht tragbar ist, zu Beschwerden des Pflegepersonals und von Angehörigen deutschblütiger Kranker Anlaß gegeben.“

Die Konzentration in bestimmten Anstalten erfolgte mit der Absicht, die jüdischen Anstaltsinsassen noch schneller und restlos der Euthanasie zuzuführen. Als Sammelanstalt in Österreich, wo die Juden zu diesem Zeitpunkt schon weitgehend in Wien gettoisiert waren, fungierte die Anstalt Am Steinhof, damals Julius von Wagner-Jauregg Heil- und Pflegeanstalt, heute PKH Baumgartner Höhe. Von dort wurden die PatientInnen, zum Teil nach einem Zwischenaufenthalt in der Anstalt Ybbs bzw. Linz-Niedernhart, nach Hartheim gebracht. Der pensionierte Pfleger Johann Krieger berichtete in einer 1964 vor dem LG Wien abgegebenen Zeugenaussage, daß vor seiner Einberufung zur Wehrmacht im Dezember 1940 zahlreiche jüdische Geisteskranke vom Steinhof mit Omnibussen zur Bahn gebracht und nach Niedernhart transportiert wurden. Im Monatsbericht der Israelitischen Kultusgemeinde Wien vom Juli 1940 ist verzeichnet, daß 400 Juden aus Steinhof abtransportiert wurden. Im Verlauf des Jahres 1940 gelangten einige Todesmeldungen und einige Urnen, und zwar vorgeblich sechs aus Grafeneck, neun aus Brandenburg, drei aus Hartheim und vier aus Sonnenstein, nach Wien. Anfragen über das Schicksal dieser Menschen, wie sie beispielsweise der Ältestenrat der Juden in Wien an die Anstalt Ybbs richtete, wurden lakonisch mit den Worten „Über ministerielle Anordnung in eine nicht genannte Anstalt übersetzt“ beantwortet. Unter den über 2.000 aus Ybbs nach Hartheim Deportierten befand sich auch die jüdische Patientin Anna Feldmann, die am 21. August 1940 abtransportiert wurde. Ihre Kuratorin war ihre Schwester Else Feldmann, deren Leben zwei Jahre später, im Juni 1942, in der Gaskammer von Sobibor endete.

Todesart und -ort wurden in den Sterbedokumenten bzw. in Auskünften an Angehörige oder Behörden systematisch verfälscht. Die Totenscheine deportierter jüdischer Geisteskranker wurden von einem „Standesamt Cholm, Post Lublin“ ausgestellt, tatsächlich wurden sie in der Berliner T4-Zentrale fabriziert, mit Kurier nach Lublin gebracht und dort zur Post gegeben. So wurde z. B. dem Reichsstatthalter in Wien auf eine Anfrage nach einem jüdischen Geisteskranken in der Anstalt Niedernhart von der Gekrat 1944 mitgeteilt, daß dieser in der

„Irrenanstalt Cholm bei Lublin“ 1941 verstorben sei. Auf diese Täuschung fielen sogar Historiker herein, die Erschießungen bzw. Vergasungen jüdischer Patienten im Generalgouvernement annahmen. Die psychiatrische Anstalt in Chelm/Cholm war schon längst geschlossen worden, nachdem die 440 polnischen Kranken am 12. Jänner 1940 auf brutalste Weise von der Gestapo ermordet worden waren. Die fingierte Verlegung ins Generalgouvernement wurde auch zur Bereicherung der T4-Zentrale ausgenützt, indem den Kostenträgern noch monatelang nach dem Tod der Pfleglinge Pflegegebühren vorgeschrieben wurden — ebenso im übrigen auch die Einäscherungskosten. Insgesamt hat die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland über 350.000 RM für Unterbringung und Pflege jüdischer Patienten in „Cholm“ bezahlt.

Wie leicht das T4-Lügendegebäude ins Wanken kam, zeigt sich am Beispiel von Frau Flora Tauber aus Wien, die sich im April 1941 mit dem Wunsch, für ihren angeblich am 6. November 1940 in Chelm verstorbenen Sohn Alfred eine Gedenktafel anbringen zu wollen, an die „Irrenanstalt Chelm“ wandte. Die „Ortspolizeibehörde“ Chelm teilte ihr mit, daß „am Ort keine geeignete Handwerker“ vorhanden wären, ein Transport einer Tafel aus Wien kaum durchführbar wäre und ohnehin „die Grabpflege von der Anstaltsleitung für sie völlig kostenlos durchgeführt“ werde.

Über eine bislang wenig bekannte Widerstandsaktion gegen die NS-Euthanasie berichtet Univ.-Prof. DDr. Viktor E. Frankl in einer autobiographischen Skizze „Die Sinnfrage in der Psychotherapie“. Frankl, der damals Leiter der Neurologischen Station am Rothschild-Spital in Wien 18., Währinger Gürtel 97, und Konsiliarius des jüdischen Altersheimes war, wurde dabei von dem befreundeten Leiter der Universitätsnervenklinik Univ.-Prof. Dr. Otto Pözl unterstützt. Er nahm trotz gegenteiliger Vorschriften geisteskranke jüdische Patienten auf und verschleierte in den Diagnosen die Geisteskrankheiten. „Und Pözl“, schreibt Frankl, „muß davon Wind bekommen haben. Denn auf einmal begann die Klinik Pözl, wann immer ein jüdischer Patient aufgenommen worden war, das Altersheim davon zu verständigen.“ Die dann zu Frankl überstellten jüdischen Patienten hatten aufs erste zumindest die Euthanasie überstanden; daß sie auch die späteren antijüdischen Verfolgungsmaßnahmen überleben konnten, ist allerdings nicht anzunehmen. Frankl bezeugt im übrigen, daß Prof. Pözl, der nominelles NSDAP-Mitglied war, nicht nur ihm persönlich zur Seite stand, sondern auch vielen Patienten im Jüdischen Spital half.

Auch aus anderen kleinen Anstalten verlegte Dr. Frankl mittels falscher Gutachten von der Euthanasie bedrohte jüdische Patienten in das jüdische Altersheim, dessen Leiter Max Birnstein, der frühere Direktor des „Grauen Hauses“ (Landesgerichtsgefängnis), ebenso wie Frankl dabei sein Leben riskierte.

Am 12. Dezember 1940 wurde vom Reichsinnenministerium angeordnet, daß jüdische Geisteskranke nur mehr in die von der „Reichsvereinigung der Ju-

den in Deutschland“ geführte Anstalt in Bendorf-Sayn aufzunehmen seien. Möglicherweise handelte es sich dabei auch um eine Form der Tarnung, zumal 1941 jüdische Patiententransporte nicht in Bendorf-Sayn, sondern in der Vernichtungsanstalt Hadamar endeten. Jedenfalls kam dieser Erlaß in Österreich in der Praxis nicht zum Tragen und wurde durch das am 22. Dezember 1941 erlassene Verbot der Verlegung von Anstaltsinsassen als überholt betrachtet.

Weitaus folgenschwerer war die Entscheidung bzw. Praxis, daß auch die in den Anstalten befindlichen jüdischen Patienten in die ab Oktober 1941 einsetzenden Deportationen der deutschen (und österreichischen) Juden einbezogen wurden; d. h. die jüdischen Geisteskranken wurden einfach den Transporten in die Gettos und Vernichtungsstätten im Osten angeschlossen. Der Abtransport aller jüdischen Pfleglinge vom Steinhof erfolgte am 30. und 31. August 1942 durch die „Zentralstelle des Inspektors der Sicherheitspolizei“; gemeint war damit die von Alois Brunner geleitete Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien, die formal dem Inspekteur der Sicherheitspolizei und des SD in Wien unterstand. Auf diese Transporte hatte die Gesundheitsverwaltung keinen Einfluß mehr. Es wurden lediglich vier Patienten wegen unklarer „rassischer“ Zugehörigkeit von der Sicherheitspolizei vom Transport zurückgestellt. Die Transporte im September und Oktober 1942 gingen nach Theresienstadt bzw. nach Minsk und Maly Trostinec, wo nahezu alle Deportierten umkamen. Ich möchte von diesen Opfern zwei herausheben:

Margarethe Neumann, geb. 20. Mai 1893, Tochter des Begründers des modernen Zionismus Theodor Herzl, wurde im Zuge der Überstellung jüdischer AnstaltspatientInnen am 21. März 1941 aus dem Sanatorium Purkersdorf in die Anstalt Steinhof gebracht. Am 31. August 1942 wurde sie an die Zentralstelle für jüdische Auswanderung überstellt und am 10. September 1942 gemeinsam mit ihrem Ehemann Richard nach Theresienstadt deportiert. Ihr Todesdatum und -ort sind unbekannt. Aus dem Meldebogen der T4-Organisation für Margarethe Neumann vom 21. Juli 1941 geht hervor, daß sie als „Tochter des bekannten Zionistenführers Dr. Theodor Herzl anlässlich der bisherigen Abtransporte von Juden über Auftrag zurückgelassen“ wurde.

Margarita Singer, geb. 25. September 1909, Tochter des Zoologen Univ.-Prof. Hans L. Przibram, war Patientin der Heil- und Pflegeanstalt Am Steinhof und wurde am 5. Oktober 1942 nach Maly Trostinec bei Minsk deportiert, wo sie ermordet wurde.

Zuvor schon, am 6. Februar 1942, hatte der Reichsminister der Justiz die Generalstaatsanwälte per Erlaß angewiesen, daß in der Haft geisteskrank gewordene jüdische Strafgefangene und Juden, die nach § 42 a Z. 1, 42 b StGB in einer Heil- und Pflegeanstalt angehalten werden, in bestimmte Anstalten zu transferieren seien, wobei für das österreichische Gebiet die Anstalt Am Steinhof genannt wurde.

Auch vor geistig und körperlich behinderten jüdischen Kindern machte die NS-Euthanasie nicht halt. Im Zuge der NS-Kindereuthanasie 1940–1945 wurden „mißgebildete“ Kinder bis drei, später bis 17 Jahre in „Kinderfachabteilungen“ ermordet, wobei auch „medizinische“ Forschungen durchgeführt wurden. Für die im Rahmen der Heil- und Pflegeanstalt Am Steinhof eingerichtete Klinik Am Spiegelgrund ist die Ermordung von mindestens vier jüdischen Kindern bzw. Jugendlichen (im Alter zwischen zwei und 15 Jahren) nachgewiesen.

Gut belegt ist der Fall des 1942 im Alter von 15 Jahren zu Tode gebrachten Max Eduard Reichmann. Für ihn hatten seine 1939 nach Australien geflüchteten Eltern für sieben Jahre bei der Assicurazioni Generali die Gebühren für die Pflege in der Stefaniestiftung in Biedermannsdorf im voraus bezahlt; die italienische Versicherung konnte mir keine Auskunft über den Verbleib der nicht aufgebrauchten Mittel geben. Wie aus der Krankengeschichte hervorgeht, fiel Reichmann 1941 in die Hände des seit 1940 als Euthanasiearzt Am Spiegelgrund tätigen Dr. Heinrich Gross. Bekanntlich wurden von fast allen getöteten Kindern Gehirnpräparate angefertigt, die Gross ab 1952 wissenschaftlich auswertete. Wie bei vielen anderen Opfern ließ der behandelnde Arzt Dr. Gross an dem jüdischen Jungen Max Reichmann kurz vor dessen Tod eine medizinisch nicht angezeigte, schmerzhafte Encephalographie durchführen. Auch Wilhelm Kaposi, geb. 22. Oktober 1929, wurde unter der Verantwortung des Arztes Dr. Heinrich Gross am 10. September 1942 in der Kinderklinik Am Spiegelgrund zu Tode gebracht. In der Krankengeschichte hatte Gross festgehalten, daß Kaposi „stark vorderasiatische Rassenmerkmale“ aufweist. Diese Einschätzung sowie die Beurteilung „tiefstehend idiotisch, vollständig bildungsunfähig“ und „vollständig pflegebedürftig“ kamen einem Todesurteil gleich.

Franzi (Danneberg-)Löw, die seit 1937 als Fürsorgerin der Israelitischen Kultusgemeinde Wien bzw. später des Ältestenrates der Juden in Wien wirkte, hat das Schicksal jüdischer Kinder in Wien beschrieben. Sie war als Fürsorgerin vom Jugendgerichtshof Wien für zahlreiche Kinder und Jugendliche als Kurator eingesetzt worden und bemühte sich, seit 1940 vom raschen Sterben der abtransportierten Geisteskranken wissend, um die Rettung der im Heim in Wien 2., Tempelgasse 3, zusammengezogenen Kinder. Einige wenige konnte diese mutige Frau in das Rothschildspital transferieren, wo sie in Dr. Viktor Frankl einen Mitstreiter hatte. Allerdings wurden auch diese Kinder nach eineinhalb Jahren nach Polen deportiert. Ebenso nahm sich Franzi Löw der geisteskranken Kinder in einem Heim in Wien 19., Langackergasse 12, an, von wo am 23. Mai 1941 23 Kinder in die Anstalt Am Steinhof überstellt wurden. Der Todesort dieser wenige Tage später, am 29. Mai bzw. 13. Juni 1941, angeblich in eine „Anstalt für Geisteskranken im Generalgouvernement“ weitertransportierten Kinder konnte bislang mit Sicherheit nicht festgestellt werden, höchstwahrscheinlich wurden sie im Schloß Hartheim ermordet.

Auch der Aktion 14f13, in deren Rahmen in den Jahren 1941 bis 1944 Tausende nicht mehr arbeitsfähige oder mißliebige KZ-Häftlinge in Euthanasietötungsanstalten wie Hartheim oder Bernburg ermordet wurden, fielen jüdische Menschen aus Österreich zum Opfer. So wurde etwa Dr. Käthe Leichter, Häftling des Frauen-KZ Ravensbrück, im Februar 1942 in der Euthanasieanstalt Bernburg an der Saale vergast; sie wurde allerdings nicht als Geistesranke, sondern als Sozialistin, Widerstandskämpferin und Jüdin ermordet. Auch der sozialdemokratische Bildungsfunktionär Oskar Sternglass aus Ottakring, der im Juni 1938 verhaftet und in das KZ Buchenwald eingeliefert worden war, wurde im Zuge der Aktion 14f13 in Bernburg ermordet.

Nachdem die Aktion T4 auf Befehl Hitlers, nicht zuletzt infolge der beträchtlichen Widerstände in der Bevölkerung, im August 1941 abgebrochen worden war, kamen die Euthanasieorde keineswegs zum Erliegen; sie wurden dezentral in den einzelnen Anstalten bis zum Untergang des Naziregimes 1945 fortgesetzt, wofür sich die Bezeichnung „Wilde Euthanasie“ einbürgerte (auch Aktion Brandt, benannt nach Hitlers Leibarzt und Euthanasie-Bevollmächtigten). Über diese Massenmorde ist für Österreich noch wenig bekannt. Unter den Tausenden Opfern der „Wilden Euthanasie“ befanden sich auch Juden, und zwar vermutlich zum Großteil solche, die in sogenannter „privilegierter Mischehe“ mit einem „arischen“ Ehepartner lebten. Für die Anstalt Wien–Steinhof sind mindestens zwanzig solcher Todesfälle nachweisbar. Die meisten Opfer starben durch Verhungernlassen bzw. durch auf diese Weise herbeigeführte Krankheiten und Infektionen. So wird in der Krankengeschichte des im September 1942 in Steinhof eingewiesenen und im Jänner 1944 verstorbenen Philipp Flaschner erwähnt, daß dieser ab Ende Juni 1943 an Gewicht abzunehmen begann. Bei einer am 30. April 1943 durchgeführten Röntgenuntersuchung wies seine Lunge noch keinen Befund auf; bei der Obduktion einige Monate später wurde Tbc festgestellt. Der im Februar 1944 verstorbene Steinhof-Patient Johannes Guth, bei dem in der Krankengeschichte vermerkt ist „Aussehen und Sprache jüdisch“, nahm von der Einlieferung im Mai 1943 bis zum Jänner 1944 von 46,5 auf 38 Kilo ab; auch hier ergaben sich bei der Obduktion Krankheiten, die bei der Einlieferung noch nicht vorhanden waren. Den 1925 geborenen, schwer behinderten Ernst Seidler mußte sein in die USA emigrierter Vater in Wien zurücklassen; er wurde am 2. September 1939 aus einer aufgelösten privaten Heilanstalt in der Krottenbachgasse auf den Steinhof überstellt. Nachdem sein Gewicht von 33,5 auf 20 Kilo zurückgegangen war, starb der 15jährige im Juni 1940 an einer vorher noch nicht festgestellten Tbc. Für dieses Massensterben tragen die Gesundheitsverwaltung der Stadt Wien sowie Direktion und Ärzte der Anstalt Steinhof die Verantwortung.

Über die Gesamtzahl der ermordeten jüdischen Geisteskranken liegen nur Schätzungen vor. In der Anklageschrift der Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt

am Main gegen die Euthanasie-Verantwortlichen Heyde, Bohne und Hefelmann vom 22. Mai 1962 wird angenommen, daß die „geschätzte Zahl 1.000 wesentlich“ übertroffen werden dürfte; ähnlich wird im Urteil des Schwurgerichtes Frankfurt gegen den Amtsleiter der Kanzlei des Führers Reinhold Vorberg vom 20. Dezember 1968 festgestellt, daß die Zahl der jüdischen Euthanasie-Opfer „in die Tausende geht“. Willi Dressen, Staatsanwalt in der Zentralen Stelle in Ludwigsburg, schreibt, daß die „Irrenanstalt Chelm“ „den Tod von mehr als 5.000 angeblich geisteskranken Juden beurkundete“. Aufgrund dieser Größenordnung und in Ansehung der verbürgten Zahl von 400 aus Steinhof 1940/41 abtransportierten Juden ist die Zahl der ermordeten und umgekommenen jüdischen Geisteskranken in Österreich mit mindestens 500 anzunehmen.

Mit der restlosen Einbeziehung in die Euthanasieaktionen bzw. in die „Endlösung“ waren die jüdischen Geisteskranken, die auch kaum rechtzeitig flüchten oder emigrieren konnten, in noch höherem Maße als ihre nichtjüdischen Leidensgenossen Opfer der NS-Massenmordaktionen und vermutlich jene Bevölkerungsgruppe im deutschen Herrschaftsbereich, die am gründlichsten ausgerottet wurde.

Die Bedeutung der Euthanasie für die Juden ging aber noch weit über die Ermordung der geistig und körperlich behinderten jüdischen Menschen hinaus. Die wissenschaftliche Forschung, sowohl im Bereich Holocaust als auch auf dem Gebiet Euthanasie, stimmt darin überein, daß die NS-Euthanasie eine entscheidende Vorstufe des Holocaust, des NS-Genozids an den europäischen Juden, war. Der Zusammenhang Euthanasie-Holocaust ist ein mehrfacher: Zum einen begingen die Nazis mit der Euthanasie den ersten systematisch geplanten, von staatlichen Organen durchgeführten Massenmord an einer ganzen Bevölkerungsgruppe, wobei allenfalls noch bestehende politische, moralische oder psychologische Hemmungen durchbrochen und abgebaut wurden. Zum anderen war die Euthanasie auch in organisatorischer, personeller und technologischer Hinsicht für den Holocaust richtungsweisend. Die grundsätzliche Entscheidung über die Judenvernichtung und die vorbereitenden Maßnahmen erfolgten zu einem Zeitpunkt, als die Aktion T4 durch Hitlers Anweisung vom 24. August 1941 abgebrochen und die Kapazitäten dieses Mordapparates frei wurden. Das T4-Personal wurde zur „Aktion Reinhard“, der Ermordung der Juden im Generalgouvernement, abkommandiert. Die Tötungsmethoden, insbesondere die Anwendung von Giftgas, die Errichtung stationärer Gaskammern und die Deportationstransporte in einige wenige Vernichtungsstätten, wurden von den Euthanasieanstalten in modifizierter Weise übernommen. Auf diese in der wissenschaftlichen Forschung und in zahlreichen Publikationen dokumentierten Zusammenhänge und Vorgänge kann ich hier nicht weiter eingehen. Es sei lediglich darauf verwiesen, daß einige Mitarbeiter der Tötungsanstalt Hartheim wichtige Funktionen in den auf polnischem Gebiet liegenden Vernichtungslagern

übernahmen: So wurde der Hartheimer Büroleiter Hauptmann Christian Wirth Lagerkommandant von Belzec, sein Stellvertreter in Hartheim Franz Stangl Kommandant von Sobibor und Treblinka, Franz Reichleitner Kommandant und Gustav Wagner stellvertretender Kommandant von Sobibor. Schließlich ist in diesem Zusammenhang der aus Österreich stammende Dr. med. Irmfried Eberl zu nennen, der es vom Direktor der Euthanasieanstalten Brandenburg/Havel und Bernburg/Saale zum ersten Kommandanten des Vernichtungslagers Treblinka brachte. Die Namen dieser Österreicher bzw. in Österreich Tätigen werden untrennbar mit den schlimmsten Verbrechen in der Geschichte der Menschheit verbunden bleiben.

„NUR TOTE FISCHE SCHWIMMEN  
MIT DEM STROM“

Der Konflikt zwischen Kunst und Politik in Gerald Szyszkowitz'  
Theaterstück „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“<sup>1</sup>

„Wien, Wien nur du allein.  
Das war meine Politik!“  
(SD1, 377)

Während der dreißig Jahre seit Entstehung seines ersten Theaterstückes<sup>2</sup> hat Gerald Szyszkowitz zahlreiche weitere Dramen, mit einer Fülle von Charakteren und menschlichen Beziehungen, vor dem Hintergrund diverser historischer und zeitgenössischer Kontexte kreiert,<sup>3</sup> die sich durch stilistische und thematische Vielfalt auszeichnen.<sup>4</sup> All diesen Stücken gemeinsam ist — laut Joseph McVeigh, dem einzigen Kritiker, der sich bisher ausführlich mit Szyszkowitz' Theaterwerk beschäftigt hat — der Konflikt rivalisierender Weltanschauungen.<sup>5</sup> Während allerdings seine frühesten Stücke — „Genosse Brüggemann“ (1967) und „Commander Carrigan“ (1969) — „den Makrokosmos blockpolitischer Machtverhältnisse“ widerspiegeln,<sup>6</sup> tendierten die späteren Stücke mehr zur Darstellung einzelner Figuren und deren Auseinandersetzung mit normativen sozialen und politischen Kräften in der Gesellschaft, d. h. mit einer Art von

<sup>1</sup> Gerald Szyszkowitz, Theaterstücke, Wien/Stuttgart 1991, S. 234–291 (hier zitiert als SD1 plus Seitenzahl); eine überarbeitete und veränderte Version dieses Stücks („Der Lieblingssänger des Führers“) wurde 1991 als Typoskript beim Thomas Sessler Verlag in Wien publiziert. Vorliegender Beitrag wurde im September 1995 auf einem Symposium „Post-War Austrian Drama“ in Manchester/England als Vortrag gehalten.

<sup>2</sup> Vgl. Joseph McVeigh, Zu den Theaterstücken von Gerald Szyszkowitz, in: Klaus Zeyringer (Hrsg.), Gerald Szyszkowitz oder Die Kunst des Erinnerns. Analysen, Kommentare, Dokumente, Wien 1993, S. 105–120; die meisten von Szyszkowitz' Stücken, die nicht in „Theaterstücke“ (vgl. Anm. 1) enthalten sind, wurden als Typoskripte beim Thomas Sessler Verlag in Wien veröffentlicht.

<sup>3</sup> Joseph McVeighs „Afterword“ in: Gerald Szyszkowitz, Five Plays, Riverside, CA 1993, S. 333; vgl. dazu ferner die Abhandlungen in: Hermann Kurzke (Hrsg.), Gerald Szyszkowitz — Beiträge und Materialien, Wien/Darmstadt 1988.

<sup>4</sup> Vgl. McVeigh, Zu den Theaterstücken, S. 107.

<sup>5</sup> Vgl. McVeigh, Afterword, S. 333.

<sup>6</sup> Vgl. McVeigh, Zu den Theaterstücken, S. 108.

Mikrokosmos,<sup>7</sup> wobei der Kampf des Individuums nur im Kontext der zeitgenössischen österreichischen Geschichte zu verstehen ist.<sup>8</sup> Beispiele, die diesen Trend erkennen lassen, sind Stücke wie „Am Irrsee“ (1991), „Grillparzer oder Die drei Schwestern“ (1991) und insbesondere „Friedemann Puntigam oder Die Kunst des Vergessens“ (1991) sowie „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ (1991). McVeighs Einschätzung des Hintergrundes obiger Dramen läßt den Schluß zu, daß in diesen die Negierung persönlicher Verantwortung nicht nur die politische Identität des Staates bedroht, sondern zudem symptomatisch ist für die Krankheit, welche sämtliche Teile unserer modernen Gesellschaft befallen hat, nämlich „die Unfähigkeit, über die Selbstbezogenheit hinaus zum Dienste anderer Menschen bzw. der Gemeinschaft zu gelangen“.<sup>9</sup> In der Erörterung von zwei der erwähnten Stücke, „Grillparzer oder Die drei Schwestern“ sowie „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“, läßt McVeigh allerdings der darin aufgeworfenen Problematik nur teilweise Gerechtigkeit widerfahren. Während nämlich die Behauptung zutrifft, daß der Autor „die zwei Gegenpole dieser Problematik im Leben der beiden Titelfiguren“ illustriert<sup>10</sup>, und man außerdem seiner Feststellung zustimmen kann, daß — im Gegensatz „zum Bild des zurückgezogenen Dichters Grillparzer“ — der Dirigent und Komponist Robert Stolz „als engagierter Künstler [...], der seine Arbeit als Musiker dem menschlichen Mitleid und der Anständigkeit unterordnet“<sup>11</sup>, gezeigt wird, erschöpft sich die Komplexität von „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ bei weitem nicht in solchen Befunden: Denn dieses Drama ist wesentlich verwickelter als McVeighs Schlußfolgerung andeutet, in der lediglich betont wird, daß „Robert Stolz innerhalb des dramatischen Werkes von Gerald Szyszkowitz das verspätete — und bisher einzige — Beispiel einer wirklich vorbildlichen Figur [repräsentiert]“.<sup>12</sup>

\*

Die Veröffentlichung von Szyszkowitz' Stück „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ hat eine ungewöhnliche Vorgeschichte, die — vor Beginn der eigentlichen Erörterung — eines kurzen Kommentars bedarf. Kaum war das Drama nämlich 1991 beim Neuen Breitschopf Verlag in Wien als Teil eines Sammelbandes des Autors unter dem Titel „Theaterstücke“ (vgl. Anm. 1) er-

<sup>7</sup> Vgl. McVeigh, Afterword, S. 334.

<sup>8</sup> Vgl. McVeigh, Zu den Theaterstücken, S. 108.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 117: „Die Ablehnung der individuellen Verantwortung bedroht nicht nur die politische Identität des Landes, sondern ist auch symptomatisch für eine Malaise, die alle Aspekte der modernen Gesellschaft berührt.“

<sup>10</sup> Ebenda.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 118.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 119.

schiene, als Robert Stolz' Witwe, Yvonne Louise Stolz (genannt „Einzi“), eine Einstweilige Verfügung erwirkte, die den weiteren Vertrieb des Buches untersagte; und dieser ist es letztendlich sogar gelungen, den Obersten Gerichtshof zu überzeugen, das Verbot nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern es auf künftige Aufführungen auszudehnen.<sup>13</sup> Ein in der Wiener Zeitschrift *Die ganze Woche* erscheinender Bericht über diesen umstrittenen Prozeß, mit der Überschrift „Klägerin Einzi Stolz beschäftigt die Obersten Gerichte“<sup>14</sup>, entspricht dabei ungefähr des Autors eigener Darstellung der damaligen Vorgänge.

Der Streit um die Urheberrechte für das Bühnenwerk „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ von Gerald Szyszkowitz entbehrt nicht der heiteren Entstehungsgeschichte. Im Frühjahr 1990 hatte Einzi Stolz dem einflußreichen ORF-Mann den Vorschlag unterbreitet, ein Porträt vom unvergessenen „Robert“ zu gestalten. Der Witwe schwebte eine musikalische Unterhaltungssendung im Stile Marcel Prawys vor, gespickt mit Episoden und Anekdoten aus dem bewegten Leben des Komponisten. Szyszkowitz hingegen hatte ein Theaterstück im Sinn. Er dramatisierte das autobiographische Stolz-Buch „Servus, Du“, das ihm Einzi nebst Musikkassetten zugeschiedt hatte, wobei er ganz bewußt viele Originalzitate aus dem Buch für sein Stück übernahm. Die Arbeit gedieh, das

<sup>13</sup> Ein vom 14. August 1995 datierter Brief des „Festkomitees Robert Stolz“ — das in Robert und Einzi Stolz' alter Villa im 19. Bezirk, Himmelstraße 69, residiert — zitiert Ausschnitte des vom Obersten Gerichtshof am 7. April 1992 gefällten Urteils: „Die Kläger haben dem Beklagten keine Zustimmung dazu erteilt, daß er den Titel ‚SERVUS, DU‘ oder Textstellen aus ihrem Werk ‚SERVUS, DU‘ für sein Theaterstück verwende. Der Beklagte hat in seinem Theaterstück eine größere Anzahl von Textstellen aus dem Werk der Kläger zumeist wörtlich übernommen. Vor der Veröffentlichung hatte er dieses Stück der Erstklägerin nicht mehr zur Kenntnis gebracht. Die Kläger begehren, dem Beklagten mit Einstweiliger Verfügung zu verbieten, den Titel ‚SERVUS, DU‘ für sein Werk ‚SERVUS DU oder MR. STOLZ GOES TO ISRAEL‘, [...] zu verwenden [...], wenn es mit dem von Robert Stolz und der Erstklägerin unter Mitwirkung des Zweitklägers geschaffenen Werk ‚SERVUS, DU‘ wörtliche oder nahezu wörtliche Übereinstimmungen aufweist oder eine Bearbeitung des Werkes ‚SERVUS, DU‘ von Robert Stolz und der Erstklägerin ist. Mit seinem Theaterstück verletzt der Beklagte in mehrfacher Weise die Urheberrechte der Kläger an ihrem Werk ‚SERVUS, DU‘. Der Beklagte hat zahlreiche Stellen seines Theaterstückes dem Buch der Kläger auch dann zumeist wörtlich entnommen [sic], wenn diese Nachahmung keineswegs geboten war, um eine Biographie über Robert Stolz zu verfassen. Liegt somit eine Bearbeitung vor, dann ist der Beklagte zur Veröffentlichung und sonstigen Verwertung seines Theaterstückes nur mit Zustimmung der Urheber berechtigt. Da eine solche Zustimmung nach den für den OHG bindenden Tatsachenfeststellungen der Vorinstanzen fehlt, [...] ist der geltend gemachte Unterlassungsanspruch berechtigt. Zur Sicherung des von den klagenden Parteien geltend gemachten Unterlassungsanspruches wird dem Beklagten verboten, das Theaterstück ‚SERVUS DU oder MR. STOLZ GOES TO ISRAEL‘ unter diesem oder auch unter anderem Titel in irgendeiner Weise zu verwerthen, insbesondere zu vervielfältigen, zu verbreiten, im Rundfunk zu senden und aufzuführen

<sup>14</sup> Interview mit dem Autor in dessen Haus in Maria Enzersberg am 30. März 1995.

Wiener Volkstheater plante das brandneue Stolz-Stück bereits in den Spielplan ein. Nur Einzi Stolz war mit dem Drama nicht glücklich. Am 9. Juni 1990 schrieb sie an den Autor: „[...] der Schwerpunkt des Bühnenwerkes müßte auf der großen Persönlichkeit von Robert Stolz beruhen, auf seinem Patriotismus und seiner unerschütterlichen Standfestigkeit in schweren Zeiten. Es verzerre die Tatsachen, wenn sich die Handlung vorwiegend um Amouren aufbaut [...]“ Zu diesen inhaltlichen Meinungsverschiedenheiten kamen noch rechtliche Schwierigkeiten, die eine Aufführung des Stolz-Dramas verhinderten: Die von Einzi Stolz bemühten Gerichte entschieden im Sinne der Klägerin, wonach das Bühnenstück „Servus Du oder Mr. Stolz goes to Israel“ zu viele Passagen aus dem Buch „Servus, Du“ übernommen habe. Für die Autobiographie „Servus, Du“ aber müsse der Schutz des Urheberrechts gewahrt bleiben, die Buchrechte seien nicht freigegeben.<sup>15</sup>

Ganz abgesehen von der eklatanten Verletzung des Prinzips der „künstlerischen Freiheit“ war diese von Einzi Stolz und damit auch vom Nebenkläger, Aram Bakshian jr., aufgestellte Behauptung eindeutig absurd;<sup>16</sup> denn für jeden Theaterfachmann war sofort ersichtlich, daß es sich bei Szyszkowitz' Drama um ein Dokumentarspiel über den Komponisten und Dirigenten Robert Stolz (1880–1975) handelte, verfaßt in der Tradition bahnbrechender Stücke dieses Genres, wie z. B. Rolf Hochhuths „Der Stellvertreter“ (1963) und „Soldaten“ (1967) sowie Heinar Kipphardts „In der Sache J. Robert Oppenheimer“ (1964)

<sup>15</sup> Vgl. *Die ganze Woche*, Nr. 43 (1992), S. 16; bei dem oben genannten Buch handelt es sich um das von Robert und Einzi Stolz verfaßte Werk: *Servus, Du. Robert Stolz und sein Jahrhundert*. Nach Erzählungen, Tonbändern und Dokumenten von Robert Stolz aufgezeichnet von Aram Bakshian jr., München 1980; bei der hier benutzten Ausgabe handelt es sich um eine Lizenzausgabe der Europäischen Bildungsgemeinschaft Verlags-GmbH, Stuttgart (Teil des Bertelsmann Club GmbH; Gütersloh, 1980 [hier zitiert als SD2 plus Seitenzahl]); der ‚Epilog‘ (= Kpt. 9 ff.; SD2, 445 ff.) mit dem Titel „Ein schöner Herbst — 1946–1975“ stammte von Einzi Stolz; eine englische Ausgabe (übersetzt von Aram Bakshian jr.): „The Barbed Wire Waltz — The Memoirs of the Last Waltz King“ erschien 1983 in Melbourne/Australia; eine gekürzte Taschenbuchausgabe der deutschen Version erschien unter dem Titel: „Die ganze Welt ist himmelblau. Robert und Einzi Stolz erzählen“ als Bastel-Lübbe Taschenbuch (Bergisch Gladbach 1986); ferner wurden folgende Biographien für diese Arbeit herangezogen: Gustav Holm, *Im 3/4 Takt durch die Welt. Ein Lebensbild des Komponisten Robert Stolz*, Linz/Pittsburgh/Wien 1948; Othmar Herbrich, *Robert Stolz — König der Melodie*, Wien/München 1975; Attila E. Lang, *Melodie aus Wien. Robert Stolz und sein Werk*, Wien 1980; Wolf-Dietrich Brummel/Friedrich van Booth, *Robert Stolz: Melodie eines Lebens — Ein Komponist erobert die Welt*, Hamburg o. D.

<sup>16</sup> Einzi Stolz' gerichtliche Kampagne gegen Gerald Szyszkowitz ist Teil ihrer sich selbst auferlegten Aufgabe, die Erinnerung an ihren verstorbenen Mann zu pflegen: „Heute bin ich eine Frau mit einer Mission, die der liebevollen Betreuung und weltweiten Verbreitung der Werke von Robert Stolz.“ (SD2, 516; vgl. ferner SD2, 460)

und „Bruder Eichmann“ (1983).<sup>17</sup> Angesichts der Tatsache, daß es lediglich zwei Arten von Dokumentarspiel gibt, die „Prozeß-Form“ und die „Bericht-Form“,<sup>18</sup> läßt sich Szyszkowitz' Stück ferner unschwer zuordnen: Es handelt sich ganz offensichtlich um ein Stück der zweiten Kategorie, d. h. um ein solches, das „Zuflucht zu archival[ischem], histor[ischem] Faktenmaterial sucht (Akten, Protokolle, Interviews, Presseberichte, Tonbänder, Bilddokumente) und es [d. h. das Faktenmaterial] in mehr oder weniger unveränderter Form, in authent[ischen] Szenen und quellenmäßig belegbaren Sätzen und Dialogen auf die Bühne bringt“.<sup>19</sup>

„Das D[okumentarspiel] ist mithin eine in die Kunst verirrte szen[ische] Reportage, bei der der Autor nur zum Arrangeur des dokumentar[ischen] Materials wird, [...] über das Geschehen jedoch nicht mehr frei verfügt. [...] Die Wirkung des D[okumentarspiels] ist außerästhet[ischer] Art und regt bestenfalls zu erneuter Diskussion der aufsehenerregenden Fälle aus der jüngsten polit[ischen] Vergangenheit an, die es eben um ihres Aufsehens willen vorführt.“<sup>20</sup>

Indem Szyszkowitz jedoch einerseits — im Gegensatz zur Verfahrensweise seiner literarischen Vorgänger — gezielt ganze Passagen, oft *verbatim*, aus seiner Vorlage der Stolz-Autobiographie „Servus, Du“<sup>21</sup> in seinem Stück übernahm und sich dadurch nicht nur eine Anklage wegen Copyright-Verletzung einhandelte, sondern sich zudem der Anschuldigung des Plagiats aussetzte,<sup>22</sup> gelang es ihm andererseits, Figuren zu schaffen, denen „psycholog[ische] Durchformung“ bzw. „menschl[iches] Interesse“ *nicht* verlustig gegangen waren.<sup>23</sup> Im Gegenteil, sein Porträt von Robert Stolz als hervorragendem Vertreter des Humanitätsprinzips, der vor dem „Anschluß“ Österreichs im März 1938 zahlreiche deutsche Juden rettete und sich den Nazi-Unterdrückern unerschrocken widersetzte, der es ferner

<sup>17</sup> Der Hinweis auf Hochhuth und Kipphardt — man könnte auch Werke von Peter Weiss oder Hans Magnus Enzensberger hinzuziehen — betrifft allerdings nur formale Aspekte des Dokumentarspiels (vgl. Anm. 19); eine inhaltliche Bewertung wird damit nicht intendiert!

<sup>18</sup> Vgl. Günter und Irmgard Schweikle (Hrsg.), Metzlers Literatur Lexikon, Stuttgart 1984, S. 101; vgl. ferner Brian Barton, Das Dokumentartheater, Stuttgart 1987, Kpt. V–VII, S. 48 ff. (= „Dokumentartheater in der Bundesrepublik“), insbes. Kpt. VI, 1, Thema 1: „Herrschaft und Gewalt im Dritten Reich“, S. 69–76, wo Hochhuths „Der Stellvertreter“, Kipphardts „Joel Brand“ und „Bruder Eichmann“ sowie Peter Weiss' „Die Ermittlung“ erörtert werden.

<sup>19</sup> Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart 1989, S. 202.

<sup>20</sup> Ebenda.

<sup>21</sup> „Servus, Du!“, eine von Stolz' berühmtesten Melodien, war 1910 entstanden.

<sup>22</sup> Obwohl derartige Vorwürfe generell nicht ganz grundlos sind, sind sie völlig unzutreffend im Rahmen eines Dokumentarspiels wie des vorliegenden.

<sup>23</sup> Wilpert, Sachwörterbuch, S. 202.

vorzog, Großdeutschland im Frühjahr 1938 zu verlassen, statt sich Manipulationen durch NS-Behörden auszusetzen, und der allen Versuchungen und Drohungen von Goebbels' Propagandaministerium widerstand, sich nach Deutschland zurücklocken zu lassen, dieses Porträt zeigt in hellem Licht eine berühmte Künstler-Persönlichkeit, welche — trotz enormer Opfer — standhaft für die von ihr verfochtenen Prinzipien eintrat.

Szyszkowitz untermauerte mit seinem Stolz-Porträt u. a. auch die Behauptung, daß er primär „ein realistischer Autor“ sei<sup>24</sup> und daß „Literatur ein Spiegel der Gegenwart [sein solle], in dem man die Gegenwart genauer erkennt als in der Wirklichkeit“.<sup>25</sup> Um dieses Ziel zu erreichen, hatte sich der Autor — angesichts ständig sich wiederholender fiktionaler Themen — ein Netzwerk öffentlicher und privater Anspielungen geschaffen, wie Klaus Zeyringer bereits vor einiger Zeit ausgeführt hat: „Ein Teil des Spannungsgefüges ist die Verankerung der Texte zum einen im Öffentlichen und/oder Großen, zum anderen im Privaten und/oder Kleinen [sic]. Es wird ein Bogen gespannt zwischen den beiden Bezirken des Lebens, dem persönlichen und dem gesellschaftlichen.“<sup>26</sup> Es ist genau dieses Prinzip, das Szyszkowitz auch in seinem Dokumentarspiel „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ zur Anwendung brachte und das in einem — von Elias Canetti geborgten, seinem Roman „Furlani oder Die Zärtlichkeit des Verrats“ vorangestellten — Motto Ausdruck fand: „Das Öffentliche und das Private lassen sich nicht mehr voneinander trennen, sie durchdringen einander auf früher unerhörte Weise.“<sup>27</sup>

Wie bereits oben erwähnt, ließ Joseph McVeighs Interpretation Gerald Szyszkowitz' Absichten in dessen Stolz-Drama nur teilweise Gerechtigkeit widerfahren; denn obwohl zutrifft, daß der Autor von „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ „has written a powerful counterpiece to ‚Puntigam‘, showing the goodness that resides in men's hearts in the darkest of times“, und man

<sup>24</sup> Vgl. Jürgen Koppensteiners Interview mit dem Autor; Gespräch mit Gerald Szyszkowitz, in: Deutsche Bücher 20 (1990), S. 87; Klaus Zeyringer spart Gerald Szyszkowitz' Theaterstücke in seiner jüngsten Literaturgeschichte Österreichs zwar vollständig aus, macht jedoch — indem von „trivialen Satzverdünnungen“ bzw. „Realitätsschablonen“ die Rede ist — kein Hehl daraus, was er von der Schreibweise des Autors hält (vgl. Österreichische Literatur 1945–1998. Überblicke Einschnitte Wegmarken, Wien 1999).

<sup>25</sup> Vgl. McVeighs „Afterword“, S. 339: „literature should mirror the present so that we can recognize our times more clearly than we do in reality [...]“ (Übersetzung bei Koppensteiner, a. a. O., S. 90).

<sup>26</sup> Vgl. Klaus Zeyringer, „WIRD ZU EINEM FEINEN NETZ GESPONNEN“ — Bedeutungsketten als Konstruktionsprinzip des Textgefüges. Zur Prosa von Gerald Szyszkowitz, in: Klaus Zeyringer (Hrsg.), Gerald Szyszkowitz oder Die Kunst des Erinnerens. Analysen, Kommentare, Dokumente, S. 32.

<sup>27</sup> Gerald Szyszkowitz, Furlani oder die Zärtlichkeit des Verrats, Wien 1985, S. 219. Diese wie auch alle anderen Hervorhebungen vom Verfasser.

zudem geneigt ist, demselben Kritiker beizupflichten, wenn er behauptet, daß „the different directions taken by Robert Stolz and Friedemann Puntigam when confronted with difficult decisions concerning their own comfort and the well-being of others reveal not only the depth — or shallowness — of character of each man, but also the varying responses to the horrors of the Nazi era in Europe“;<sup>28</sup> scheint sich Szyszkowitz in obigem Dokumentarspiel im großen und ganzen ein zweifaches Ziel gesetzt zu haben: Einerseits versucht er am Beispiel des Musikers Robert Stolz, den potentiellen Konflikt zwischen Kunst und Politik, insbesondere unter einem totalitären Regime, aufzuzeigen;<sup>29</sup> andererseits Möglichkeiten nachzuweisen, wie ein Künstler politische Kurzsichtigkeit und Naivität überwinden kann, um — selbst wenn nur allmählich und unter dem Druck der Umstände — ein verantwortungsbewußter Mensch zu werden, der bereit ist, den Elfenbeinturm des Künstlers preiszugeben und die ihn umgebende Welt zu konfrontieren. Genau solch eine Entwicklung nun hat Robert Stolz als Mensch durchgemacht, wobei Änderungen der persönlichen Einstellung ein Echo finden in seiner Autobiographie „Servus, Du“; und es ist genau *dieser* Konflikt, worauf Gerald Szyszkowitz' Dokumentarspiel „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ basiert. Ziel dieser Abhandlung ist es somit, anhand von Szyszkowitz' Dramatisierung des Lebensweges von Robert Stolz in kurzen Zügen die verschiedenen Stufen des außergewöhnlichen Wandels des Persönlichkeitsbildes dieses Musikers nachzuzeichnen, das als beispielhaft gelten darf für den — oft schmerzhaften — Zusammenstoß zwischen künstlerischen Träumen und politischer Realität.

\*

Gerald Szyszkowitz' 10aktiges Stück „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ ist also im wesentlichen eine Dramatisierung des Lebens und Werkes von Robert Stolz, wobei es sich eng an dessen Autobiographie „Servus, Du“ anlehnt:

<sup>28</sup> McVeigh, „Afterword“, S. 344.

<sup>29</sup> Natürlich muß man zwischen anspruchsvollen und weniger anspruchsvollen Operetten unterscheiden, wie Volker Klotz dies in einer Studie (Operette. Porträts und Handbuch einer uncrhörten Kunst, München 1991, S. 17 f.) getan hat: „Dem kleinbürgerlichen Publikum, statt es aus seinen auferlegten und selbstgezogenen Grenzen herauszulocken, verklären sie in bunten Farben und Klängen eben jenes Ersatzglück, mit dem es auch sonst abgespeist wird.“ Trotz der Tatsache, daß sich Robert Stolz im Musikalischen — ähnlich wie Hitler im Bereich der Politik — am Geschmack des Kleinbürgertums der Zwischenkriegsjahre orientierte, läßt sich *nicht* leugnen, daß er ein bedeutender Künstler war, der mit seiner Film-Operette „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“ (1930) weltberühmt wurde; und die Behauptung, daß seine Musik — weil sie dem Geschmack des Kleinbürgertums entgegenkam — präfaschistische Züge trug (Fritz Wefelmeyer/Sunderland), muß mit Nachdruck zurückgewiesen werden, wie Gerald Szyszkowitz selbst dies in einem Gespräch mit dem Verfasser vorliegenden Beitrags im Herbst 1995 anlässlich der Frankfurter Buchmesse getan hat.

Von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Salzburg (1902), Brünn (1903) und Wien (1905) spannt sich der Bogen über die Zwischenkriegsjahre in Berlin (1924 ff.) bis zur Machtergreifung der Nazis 1933, gefolgt von den Tagen in Wien zur Zeit des „Anschlusses“ 1938, dem Leben im Exil, zuerst 1939 in Paris und später, nach 1940, in den USA, bis hin zur Rückkehr nach Wien 1946 nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem triumphalen Empfang in Israel 1963, einem Besuch, den der Musiker Stolz als eine Art von persönlicher Wiedergutmachung der von den Nazis zwischen 1933 und 1945 an den Juden verübten Greuelthaten verstand.<sup>30</sup>

Obwohl eine oberflächliche Lektüre von Szyszkowitz' Theaterstück — deren Opfer Einzi Stolz anscheinend geworden ist — zunächst zu bestätigen scheint, daß in diesem Drama in der Tat das „Privatleben“ von Robert Stolz überdurchschnittlich betont wird („Ich bin Musiker, [...] sonst nix“, heißt es von dem Musiker an einer Stelle [SD1, 238]), d. h. insbesondere seinen zahlreichen Affären und Ehen mit Frauen wie Aranka, Grete, Franz, Fini, Lilli, Maria und — letztendlich — Yvonne Louise (genannt „Einzi“, weil die einzige, die bereit war, exilierten Deutschen und Österreichern 1939/40 in Paris zu helfen), leitmotivisch untermalt mit einer Auswahl von Stolz' populärsten Melodien,<sup>31</sup> viel Raum gewährt wird, dürfte anspruchsvollen Lesern und Theaterbesuchern relativ bald klar werden, daß das, was eigentlich zählt, das „öffentliche Leben“ des Musikers ist, welches im Drama anhand zweier Themen entwickelt wird:

- Robert Stolz' Bemühungen, während eines Zeitraumes von über 50 Jahren einen Ausgleich zu finden zwischen Kunst und Politik, sowohl unter totalitären als auch demokratischen Regierungsformen;
- Stolz' fünf Jahrzehnte währende scharfe Ablehnung antisemitischer und energische Befürwortung philosemitischer Tendenzen.

Szyszkowitz' Beschluß, derartige Handlungsfäden von Beginn an in sein Stück einfließen zu lassen, hatte besondere Tragweite; denn bereits am Anfang des Dramas (Akt I, Sz. 2 und Akt III, Sz. 1), lange bevor derartige Probleme in

<sup>30</sup> Der Bildtext eines während eines Besuches von Robert Stolz in Israel entstandenen Fotos lautet: „In Israel als Botschafter des guten Willens, 1963“ (SD2, 353).

<sup>31</sup> Der leitmotivische Gebrauch bekannter Stolz'scher Melodien hat in Szyszkowitz' Stück eine ironisierende Funktion; dabei kommen folgende Melodien zum Einsatz: „Servus, Du“, „Wenn die kleinen Veilchen blühen“, „Adieu, mein kleiner Gardeoffizier“, „Im Prater blühen wieder die Bäume“, „Hallo, du süße Klingelfee“, „Das ist der Frühling in Wien“, „Saalome“, „Ob blond, ob braun, ich liebe alle Frauen“, „Auch du wirst mich einmal betrügen, auch du“, „Ungelübt sollst du nicht schlafen gehn“, „Komm mit mir in den Park von Sanssouci“, „Die ganze Welt ist himmelblau“, „Frag nicht, warum ich gehe“, „Ich freu mich, wenn die Sonne lacht“, „Erst hab ich ihr Komplimente gemacht“, „Ich möchte wieder einmal verliebt sein“, „Du, du, du, schließ deine Augen zu“, „Ich sing mein Lied heut nur für dich“, „Romeo“, „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“, „Wohin ist das alles, wohin“, „Ich hab das Gefühl, ich könnte bei dir bleiben“, „Behalt mich lieb, Cherie“.

der Autobiographie des Musikers an Bedeutung gewinnen, werden Stolz' (anfängliche) naive Weigerung, auf zeitgenössische politische Entwicklungen im Kontext künstlerischer Belange einzugehen, sowie seine scharfe Ablehnung antisemitischer Äußerungen zur Drehscheibe der Handlung.<sup>32</sup> Seine Erwiderung auf die Klagen seines jüdischen Garderobiers Jonas am Salzburger Stadttheater betreffs rassistischer Untertöne im Geschmack des österreichischen Publikums während der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg<sup>33</sup> — „Ich bin Musiker, [...] sonst nix.“ (SD1, 238) — ist typisch für die Art, mit der Szyszkowitz dieses spezifische Thema entwickelt; und dies gilt auch für Stolz' Entgegnung auf antisemitische Sticheleien seines Freundes Hannes:<sup>34</sup> „Noch eine antisemitische Gemeinheit, und wir sind geschiedene Leute.“ (SD1, 250) Stolz, damals von Jonas noch als „jung, und so begabt und so naiv“ eingestuft (SD1, 238), ändert diesbezüglich während der Zwischenkriegsjahre zu *keinem* Zeitpunkt seine Meinung. Für ihn — wenigstens damals — „[ist] Musik das einzige, was mich wirklich interessiert!“ (SD1, 239), und er besteht darauf: „Ich liebe die Musik, die Politik ist mir egal, und *das wird auch ewig so bleiben!*“ (SD1, 243) Ähnlich entschieden ist aber auch seine Ablehnung antisemitischer Äußerungen, und er begegnet rassistischen Bemerkungen seines Freundes Hannes — der z. B. der Meinung ist, daß alle Berliner Theater von Juden beherrscht würden<sup>35</sup> —, indem er droht, die Beziehung zu ihm abzubrechen („[W]enn du mir noch einmal mit diesem saublöden Rasseschmus daherkommst, ist es aus mit uns beiden!“ [SD1, 253]), wäh-

<sup>32</sup> Hinweise auf die zeitgenössische politische Situation finden sich in der Stolz-Autobiographie erstmals auf S. 300: „Ich habe mir, wie viele andere Menschen auch, leider nur selten Gedanken über die Politik gemacht. Noch zu Beginn des Jahres 1930 sagte mir der Name Adolf Hitler fast gar nichts. Ein unwichtiger, gchässiger Mensch, dachte ich allenfalls, ein Ärgernis, mit dem man am besten fertig wird, indem man es kaum beachtet.“

<sup>33</sup> „Nein, was mich ängstlich macht, das sind die Leute da draußen. Die begreifen alle nicht, was los ist, Herr Kapellmeister. Aber, das ist doch kein Zufall, daß die Salzburger Wagnerianer so fanatisch sind, Herr Kapellmeister. Daß die nur mehr deutsche Opern hören wollen. Und alles andere als abartig ablehnen, ja, sogar hassen.“ (SD1, 238)

<sup>34</sup> „Also bitte, als kaufmännischer Direktor unseres Verlages, des bald einzigen nichtjüdischen Verlags in dieser Stadt [Wien/JT].“ (SD1, 250). Hannes — in Szyszkowitz' Stück — ist eine erfundene Figur, die sich aus verschiedenen Personen von „Servus, Du“ zusammensetzt: Otto Hein (ein jüdischer Freund von Robert Stolz — sie hatten gemeinsam den Wiener Bohème Verlag gegründet [SD2, 226 und 231ff.]) sowie Dr. Leo Ritter (Direktor von STAGMA und Joseph Goebbels' Emissär in Paris [SD2, 335 ff.]), der hier als politischer Opportunist porträtiert wird und an Friedemann Puntigam in des Autors gleichnamigem Roman erinnert.

<sup>35</sup> SD1, 238; vgl. auch Hannes' Vorurteile gegenüber den Juden: „Robert! Du denkst, immer nur du hast recht. Das ist nicht so. Der Jude ist egoistisch! Der Jude ist sich einig mit seinen Standesgenossen, wenn eine gemeinsame Gefahr ihn dazu zwingt! Oder wenn gemeinsame Beute lockt! Fallen diese Gründe weg, siehst du bei einem Juden nur noch den krassesten Egoismus, und aus einer Gruppe der Stammesgenossen wird im Handumdrehen eine sich blutig bekämpfende Rotte von Ratten!“ (SD1, 253)

rend er gleichzeitig der Ansicht Ausdruck verleiht — die damals von vielen Zeitgenossen geteilt wurde —, daß der Nazi-Spuk nur kurze Zeit dauern würde: „[D]eine Vorurteile“, teilt er Hannes mit, „wird der Wind der neuen Zeit verwehen wie die Spreu ...“ (ebd.) Bedenken des Autors gegenüber Stolz' Ansichten kurz vor der Machtübernahme der Nazis im Januar 1933 und erneut kurz vor dem „Anschluß“ Österreichs im März 1938 (so wie diese auch in der Stolz-Autobiographie Eingang fanden) finden Ausdruck in einem verbalen Schlagabtausch zwischen dem Komponisten und seinem Freund Hannes (Akt IV, Sz. 3), wobei sehr gelungen sowohl pro- und antifaschistische als auch philo- und antisemitische Meinungen, wie sie damals von vielen deutschen Intellektuellen vertreten wurden, wiedergegeben werden. Da die Problematik des Musikers im Drama — zumindest von diesem Zeitpunkt an — typisch ist für das Dilemma von Künstlern im Einflußbereich eines totalitären Regimes, scheint es angebracht, dieses Gespräch hier vollständig zu zitieren:

Hannes: Die Zeit ist reif, Robert!

Robert: Die Zeit ist immer reif. Fragt sich nur, wofür?

Hannes: (*kryptisch*) Wir werden unser Ziel bald erreichen!

Robert: (*beruhigend*) Jeder Mensch erreicht sein Ziel. Er muß es nur weit genug zurückstecken.

Hannes: (*läßt sich nicht ärgern*) Ich bin der Partei beigetreten.

Robert: Du, bitte, tu das nicht. Ich mag alle diese Parteien nicht.

Hannes: Wir brauchen einen deutschen Marsch von dir!

Robert: Ich mach keine Musik für Parteiprogramme! [...]

Hannes: Wieso willst du denn nicht bei uns dabeisein?

Robert: Nein, danke. Bei der Fischsuppe und bei der Politik soll man nicht zuschaun, wie sie gemacht wird.

Hannes: Aber, Robert, wenn du dich nicht mit Politik befassen willst, hast du die politische Parteinahme, die du dir sparen willst, doch bereits vollzogen: Du dienst der herrschenden Partei!

Robert: Ja, und? Ich hab genug private Zores. Ich brauch nicht auch noch politische! Was mich interessiert, ist ...

Hannes: Daß du den Leuten mit deiner Musik ein neues Zärtlichkeitsgefühl geben willst, ich weiß ...

Robert: Nicht nur ...

Hannes: Wie? [...] Du bist endlich auch gegen die ganze vorherrschende Verschwonnenheit in diesem Staat? Dann bist du erst recht unser Mann! Wir werden alle zusammen das Paradies auf Erden ...

Robert: Du, nein. Keine Mißverständnisse. Ich rede nur von meiner Ehrlichkeit in der Musik. Nicht von deiner Partei. Im

Gegenteil. Die Geschichte hat zu oft gezeigt, daß auch der begabteste Künstler naiv, ja, sogar schamlos opportunistisch werden kann, sobald er sich in politische Angelegenheiten mischt. Meine Faustregel bleibt: Unterstütze kein Großmaul und traue vor allem keinem, der dir das Paradies auf Erden verspricht. Verzeih, aber ich verabscheue deine Leute allein schon wegen dieser idiotischen ‚Dolchstoßlegende‘, wegen dieser läppischen Behauptung, die Juden und die Sozialisten sind alle Vaterlandsverräter! Und schuld am Unglück des Vaterlands!

Hannes: Robert, du vergallopierst dich!

Robert: Ganz gleich, welche nationalen Interessen deine Leute vorgeben: Mir dreht sich der Magen um, wenn ich die zerschmetterten Fensterscheiben und die geplünderten jüdischen Geschäfte sehe, wenn ich das widerwärtige Gebrüll höre, während Wehrlose zusammengeschlagen werden ...

Hannes: Aber Robert, darum geht es doch gar nicht. Ich denke da mittlerweile doch auch viel differenzierter ...

Robert: Gott sei Dank, Hannes, sonst würde ich gar nicht mehr reden mit dir. (SD1, 258)<sup>36</sup>

Szyszkowitz' Stück zeigt, wie unter dem Einfluß eines zunehmend feindlich orientierten politischen Umfeldes auch der Künstler Stolz sich gezwungen sieht, nach und nach auf die veränderten Umstände zu reagieren. Ein wichtiger Faktor in diesem Anpassungsprozeß ist der bereits oben erwähnte jüdische Garderobier, der letztendlich Chauffeur des Komponisten wird. Bei diesem handelt es sich nämlich ebenfalls um eine repräsentative Figur, aufgrund von deren Warnungen der Musiker allmählich seine Einstellung gegenüber dem seit 1933 herrschenden politischen Klima in Deutschland ändert. Jonas, der Salzburg inzwischen verlassen hat und nach Wien zurückgekehrt ist, da es ihm nicht länger möglich war, den dort — seitens der Nazis von jenseits der bayrischen Grenze — ausgeübten Einfluß im künstlerischen Bereich zu verkraften, begegnet Stolz' unbekümmerter Haltung („Sie sehen Gespenster, Jonas.“), indem er auf den unterschiedlichen gesellschaftlichen Status von Juden und Nicht-Juden im Dritten Reich hinweist: „Mit denen, Herr Kapellmeister“, gibt er dem Musiker zu verstehen, „ist nicht gut Kirschen essen. Wenn man ein Jud ist. Wie ich. Aber Ihnen kann das ja egal sein. Sie sind ein Goi. Und aus Graz noch dazu.“ (SD1, 264) Und er sagt für die nicht allzu ferne Zukunft eine Katastrophe voraus: „Das wird blutig enden, Herr

<sup>36</sup> Ein ähnlicher Dialog zwischen den beiden Freunden findet in Akt V, Sz. 1 statt, wo Hannes behauptet, Robert sei „der Lieblingskomponist des Führers“ (SD1, 262; vgl. auch Anm. 1).

Kapellmeister. Überall in der Welt regieren Verbrecher und Idioten.“ (ebd.) Erste Anzeichen für eine Änderung in Stolz' Haltung gegenüber dem NS-Regime waren dabei seine mutigen und oft sehr gefährlichen Bemühungen, verfolgten Juden die Flucht von Berlin nach Wien (im Kofferraum seines Wagens) zu ermöglichen,<sup>37</sup> womit er sich in der Nachkriegszeit den Ruf eines Retters des jüdischen Volkes — d. h. den eines kleinen Schindler — verdiente<sup>38</sup> und was ihm, lange bevor sich die Beziehungen zwischen Österreich und dem jüdischen Staat normalisiert hatten, eine offizielle Einladung nach Israel einbrachte (vgl. Akt VI, Sz.1–4; SD1, 266 ff.). Weitere Hinweise, daß sich Stolz in der Tat ernsthaft Gedanken machte über die politische Situation während des Zeitabschnitts direkt vor dem „Anschluß“ sowie die zukünftige Rolle von Künstlern in einem totalitären Staat, liefert der vierte Akt, als sich der Musiker zu dem Geständnis durchringt: „Ich bin zwar — neben Wagner! — der ‚Lieblingskomponist‘ des Führers, aber er ist — weiß Gott! — nicht mein Lieblingsführer! Dieser Herr aus Braunau.“ (SD1, 267)<sup>39</sup> Zum ersten Mal sieht er sich nunmehr auch gezwungen, Bedenken anzumelden bzgl. seiner in der Vergangenheit praktizierten Abstinenz im politischen Bereich: „Ich hab diesen Schreihals aus Braunau und seine Kumpanen ‚aus allen Gauen Deutschlands‘ lang für unwichtige, gehässige Menschen gehalten, für ein Ärgernis, mit dem man am besten fertig wird, wenn man sie möglichst ... wenig beachtet, aber...“ (ebd.) Trotz seiner seit langem vertretenen und oft wiederholten Meinung, daß „Musik — und Kultur überhaupt! — [...] am besten gar nichts mit Politik zu tun haben [sollte]“ (ebd.), betont er nunmehr: „Der Himmel weiß, wie sehr ich Berlin liebe, aber solange dieser Anstreicher dort ist, soll dort pinseln, wer will, ich dirigier dort nicht mehr! Ich fahr überhaupt nicht mehr hin!“ (SD1, 268; SD2, 426) Zu Jonas' großer Freude ist sich der Künstler nunmehr endlich des Ernstes der politischen Lage bewußt geworden und weigert sich, weiterhin den Kopf in den Sand zu stecken („Daß Sie doch endlich begriffen haben, was los ist, Herr Kapellmeister“ [ebd.]); und im Zusammenhang mit dieser neuen politischen Einstellung beginnt Stolz,

<sup>37</sup> „Solange ich konnte, bediente ich mich dieser Toleranz und versuchte, in Ungnade gefallenen Künstlern zu helfen und jüdischen und aus politischen Gründen Verfolgten die Flucht aus Deutschland zu erleichtern.“ (SD2, 356; vgl. auch SD2, 325 ff.)

<sup>38</sup> Oskar Schindler (1908–74), ein sudetendeutscher Geschäftsmann, der über tausend Juden — die sogenannten ‚Schindlerjuden‘ — aus dem KZ Plaszow in der Nähe von Krakau rettete (vgl. dazu Jörg Thuncke, „Wer leben will, stirbt und wer tot zu sein wünscht, muß leben“. Gespräch mit Stella Müller-Madej über ihr Buch „Das Mädchen von der Schindler-Liste“, in: Viktoria Hertling [Hrsg.], Mit den Augen eines Kindes. Children in the Holocaust. Children in Exile. Children under Fascism, Amsterdam 1998, S. 26–45), wurde international berühmt durch Thomas Kencallys fiktionalen Bericht (Schindler's Ark [1982]) sowie Steven Spielbergs Kinofilm „Schindler's List“ (1993).

<sup>39</sup> Vgl. dazu Anm. 1.

Vorkehrungen für die nähere Zukunft zu treffen. „Die Nazis kommen, und niemand hält sie auf“, prophezeit er und beauftragt seinen Rechtsanwalt Kurz: „Finis Austriae. Die Stunde der Agonie. Nein, nein, *keine Illusionen!* Heute abend verteilen Sie das Geld an alle Freunde, die heute noch verschwinden müssen, [...] sollte aber wer in Wien bleiben, [...] dann sollte der von Ihnen jeden Monat einen gewissen Betrag bekommen, davon, um sich über Wasser halten zu können.“ (SD1, 271; SD2, 329 ff.) Letztendlich — obwohl erst nach langem, quälendem Insichgehen — beschließt Stolz sogar, lieber zu emigrieren, als sich den Manipulationen der Nazis im Bereich der Kunst auszusetzen; denn innerhalb der Grenzen des Großdeutschen Reiches zu verweilen hätte bedeutet, alle künstlerischen Freiheiten preiszugeben: „Dafür würde ich einen Preis zu zahlen haben“, folgert er. „Ich müßte den Mund halten. Zu allem, was die noch aufführen werden. Und das [...] würde ich nicht können.“<sup>40</sup> Und — metaphorisch ausgedrückt — kommt er zu dem Fazit: „Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“, während die noch lebenden gegen die Strömung ankämpfen, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Denn: „Irgendwann werden die Leute da schon merken, was das für welche sind, die Nazis, und dann kommen wir zwei wieder zurück.“ (SD1, 272)

Im Pariser Exil angelangt, zeigt sich bald, daß Stolz — sowohl im wirklichen Leben (laut Autobiographie) als auch in Szyszkowitz' Stück — dauerhaft von seiner ehemaligen politischen Kurzsichtigkeit geheilt ist und daß *nicht* länger ausschließlich künstlerische Belange seinen Lebensinhalt bestimmen (obwohl er sich gelegentlich immer noch Illusionen hingibt und z. B. bezweifelt, daß Deutschland Frankreich über kurz oder lang angreifen und unterwerfen werde [Akt VII, Sz. 1; SD1, 274]). Folglich weigert er sich auch standhaft, höchst verlockende Angebote — von Joseph Goebbels höchstpersönlich expediert — zu akzeptieren und ins Reich zurückzukehren. Da diejenigen Argumente, mit denen Stolz gegenüber seinem ehemaligen Freund Hannes — und nunmehrigen Emissär des Dritten Reiches, beauftragt, den Musiker nach Deutschland zurückzulocken — seine Weigerung begründet, in den ‚Schoß‘ der deutschen Kultur zurückzukehren,<sup>41</sup> die entscheidende Wandlung seiner Ansichten besonders gut dokumentieren, sei dieses Gespräch hier voll zitiert wiedergegeben:

Hannes: Der Herr Doktor Goebbels schickt mich. [...] Die deutschen Behörden würden alles tun, um deine Werke — solltest du

<sup>40</sup> Vgl. SD2, 331: „Doch ich wußte zu gut, daß ich dafür einen Preis zu zahlen gehabt hätte — wenn keinen noch höheren, so doch mindestens den Preis stillschweigender Billigung des Unrechts.“

<sup>41</sup> Erpressung wäre wohl ein besserer Ausdruck!

- dich zu einer Rückkehr ins Reich entschließen — in den „ersten Theatern“ aufzuführen. Mit jeder amtlichen Unterstützung. [...]
- Robert: Laß mich, bitte, ebenso kurz sein: Ich kann nicht zurück.  
(*Pause*)
- Hannes: Warum?
- Robert: Aus ... ethischen Gründen. Ja, lach nur, aber ich würde lieber in einer Pariser Mansarde verhungern als unter den gegenwärtigen Umständen in meiner schönen Wiener Wohnung Premierenfeste zu feiern!
- Hannes: Ach, Robert! Treibst du es nicht ein bißchen zu weit? Mit deinem Gewissen?
- Robert: Dein Goebbels will keine Musik, der will Krieg. *Und ihr seid alle blind, wenn ihr das nicht seht! Blind und naiv! Naiv! Naiv!*
- Hannes: Laß uns von Musik reden, Robert. Davon verstehen wir zwei viel mehr. Im Reich hättest du jetzt jede künstlerische Freiheit! All das Gerede von Tumulten und Zerstörungen von Geschäften ist doch übertrieben! Außerdem weiß jedes Kind, daß es bei Revolutionen nun einmal nicht ohne zerbrochene Fensterscheiben abgeht!
- Robert: Es sind die gebrochenen Herzen, um die es geht, Hannes. [...] Ich weiß, du tust dein möglichstes, um mir entgegenzukommen, aber es gibt absolut nichts mehr, was mich umstimmen könnte.
- Hannes: (*blinzelt nervös und räuspert sich*) Ich bin noch nicht fertig. Deutschland will dich haben, ja — ich sage das mit der Billigung der höchsten Stellen —, aber wenn es nötig werden sollte, kann Deutschland es dir auch außerordentlich schwer machen, irgendwo auf der Welt zu arbeiten. [...] Du bist [...] durch den Anschluß Österreichs automatisch deutscher Staatsbürger geworden. Und du weißt doch, bei allen Autorengesellschaften gilt das Nationalitätenprinzip. Deine Werke wären dann schutzlos, Robert. Arbeite in Deutschland. Unter nahezu idealen Bedingungen. Du hast noch nie solche gehabt.
- Robert: Ich kann nicht und ich will nicht.
- Hannes: Glaub mir, du hast gar keine andere Wahl! Es sei denn, du willst überhaupt nicht mehr arbeiten!
- Robert: Ich habe dir alles gesagt.
- Hannes: Du kommst nicht mit mir nach Deutschland?

Robert: Nein. Aber sage deinen Herren dort [...] einen schönen Gruß von mir: Die Menschheit muß dem wechselseitigen Bombenproduzieren ein Ende setzen, sonst setzen die Bomben uns eines.

Hannes: (*starr*) Diese jüdischen Kriegsgerüchte sind absolut lächerlich! (SD1, 274 f.)<sup>42</sup>

\*

Robert Stolz' neues politisches Bewußtsein, d. h. sein antifaschistisches Engagement, überlebte sowohl das Exil in Frankreich als auch die anschließende Emigration in die USA (wobei dieser Zeitabschnitt in Szyszkowitz' Stück etwas zu kurz gekommen ist),<sup>43</sup> ein Engagement, das ihm letztendlich — nach seiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1946 — zugute kam, als es darum ging, die zuständigen Stellen der russischen Besatzungsmacht zu überreden, seine ehemalige Wohnung, damals Offiziersquartier, freizugeben. (SD2, 465 ff.) Noch bedeutsamer war jedoch die Anerkennung, die Stolz von Überlebenden der Wiener Widerstandsbewegung zuteil wurde, welche ihn öffentlich ehrten für die finanziellen Zuwendungen, die er ihnen während ihrer jahrelangen Tätigkeit im Untergrund hatte zukommen lassen.<sup>44</sup> Bei der Zeremonie anlässlich dieser Auszeichnung begegnete der Musiker zum ersten Mal seit Kriegsausbruch seinem ehemaligen Freund Hannes wieder, wobei die Ironie dieser Szene darin liegt, daß es dem früheren Nazi-Funktionär — einem Mitläufer und Opportunisten *par excellence* — bereits zu diesem frühen Zeitpunkt gelungen war, sich im politischen Leben des Nachkriegsösterreich neu zu orientieren und Privilegien zu beanspruchen, die rechtmäßig Leuten wie Robert Stolz zustanden: „Zum Unterschied von dir“, gibt Hannes denn auch zu verstehen, „hab ich mich ja immer schon für Politik interessiert.“ (Akt IX, Sz. 2–4; SD1, 285–87)

Robert Stolz' Mut, die Flucht zahlreicher jüdischer Männer, Frauen und Kinder aus Nazi-Deutschland zu arrangieren und dabei wiederholt das eigene Leben zu riskieren, brachte ihm neben höchsten Ehrungen für außergewöhnliche

<sup>42</sup> Es war natürlich Ironie des Schicksals, daß auch ausgesprochene Gegner des Hitler-Regimes, sowohl Juden als auch Nicht-Juden, im Frühsommer 1940 in etlichen westeuropäischen Ländern, u. a. in Großbritannien, interniert wurden: „[...] es ist wirklich grotesk, daß die ausgerechnet uns Hitlergegner als unerwünschte — und gefährliche! — Ausländer behandeln! Das sag ich auch, daß das absurd ist! Ich will in kein Internierungslager!“ (SD1, 277; SD 2, 342) Tatsache ist, daß auch Stolz gegen Ende 1939 im Stade de Colombes Camp in Paris interniert wurde, bis Einzi seine Entlassung erwirkte (Akt VII, Sz. 3–4; SD1, 280 f.).

<sup>43</sup> Der Abschnitt in „Servus, Du“ über Robert Stolz' Exil in den USA ist fast 80 Seiten lang (SD2, 365–443).

<sup>44</sup> Vgl. SD2, 463; die Autobiographie nimmt Bezug auf Mitglieder der ehemaligen jüdischen Gemeinde.

moralische Rechtschaffenheit in schweren Zeiten 1963 sogar eine offizielle Einladung nach Israel, um dort das Israelische Philharmonische Orchester in einer Reihe von Wien-Konzerten zu dirigieren, zu einem Zeitpunkt, als öffentliche Vertreter deutschsprachiger Länder im neu gegründeten jüdischen Staat immer noch *personae non gratae* waren. (SD1, 286)<sup>45</sup> Bei Szyszkowitz ist diese Reise — Höhepunkt in Robert Stolz' ereignisreichem Leben — der das Drama abschließende Teil (= Akt X) und untermauert die These, daß der Musiker — knapp zwanzig Jahre nach Kriegsende — die unter großen Anstrengungen erworbenen Lehren der Vergangenheit weiterhin beherzigte. So verteidigte er z. B. mit großer Heftigkeit die künstlerische Freiheit, seine Wiener Melodien auf Deutsch vortragen zu dürfen, und weigerte sich standhaft — in direkter Konfrontation mit Shimon Peres, dem damaligen Kulturattaché in der Ben-Gurion-Regierung —, den Zwängen der damaligen politischen Konstellation in Israel nachzugeben.<sup>46</sup> Er beharrte selbst dann noch auf seinem Recht als Künstler, als Peres insistierte: „Aber Sie wissen doch genau, daß es unmöglich ist, diese Lieder deutsch singen zu lassen. Aus verständlichen Gründen ist die deutsche Sprache seit dem Kriege noch nie auf einer israelischen Bühne zu hören gewesen. Die Verbitterung [...] sitzt sehr tief. Die Lieder auf deutsch zu singen ist unmöglich, bitte, ja?“ „So ein Unsinn!“ begegnet er Peres' Argumenten: „Warum, bitte, soll man die deutsche Sprache für die Verbrechen der Nazi bestrafen? [...] Wenn Hitler schon tausend Jahre unter der Erde liegen wird, wird es die Sprache von Goethe und Heine immer noch geben! Ihre Haltung erinnert mich an die Bücherverbrennungen der Nazis!“ Indem er also kompromißlos auf dem Recht der künstlerischen Freiheit beharrte und sogar drohte abzureisen, gelang es ihm letztendlich, Zugeständnisse seitens der israelischen Behörden zu erzielen, Kompromisse, die sowohl für den späteren Ministerpräsidenten des Staates Israel als auch für den Komponisten Robert Stolz sprechen:

„Peres: Ich möchte Ihnen etwas mitteilen. Ich habe in der Zwischenzeit kurz telefoniert. Mit dem Ministerpräsidenten. Angesichts der weithin bekannten Verdienste, die Sie sich um unser Volk erworben hatten — vor dem Krieg, im Krieg und nach dem Krieg —, ist in diesem Fall eine Ausnahme-genehmigung erteilt worden, Ihre Sänger können, wenn Sie darauf bestehen, heute abend die deutschen Texte singen, aber sagen Sie später nicht, man hätte Sie nicht gewarnt! Und

<sup>45</sup> Vgl. SD2, 497 ff.

<sup>46</sup> Vgl. SD2, 499 und 501 ff.; laut „Servus, Du“ intervenierte anfänglich nicht Shimon Peres bei den israelischen Behörden, obwohl er es war, der Stolz nach dem achten Konzert im Namen der israelischen Regierung gratulierte.

wundern Sie sich nicht, wenn man Sie mit faulen Eiern statt mit Blumen bewirft!“ (SD1, 288 ff.)

Wie man der Autobiographie des Musikers entnehmen kann, half Stolz in diesem Fall sein künstlerischer Instinkt — im Zusammenwirken mit seinem neuen politischen Bewußtsein —, die richtige Entscheidung zu treffen, deren Echo man — in Szyszkowitz' Drama — Einzi Stolz' Worten entnehmen kann: „Man hat den Schock gespürt wie einen elektrischen Schlag, überall in der riesigen Halle haben sich die Menschen angestarrt, mit Tränen in den Augen, verwundert, überrascht, aber dann war es plötzlich nicht Ärger, sondern Zustimmung! Glück!“ (SD1, 290; SD2, 501) Und auch Shimon Peres' Reflexion über das Zusammenspiel von Kunst und Politik während der Aufführungen in Israel zeugen von dieser Einstellung:

„Maestro, vom Grunde unseres Herzens danken wir Ihnen dafür, daß Sie zu uns gekommen sind! Sie haben für unser Volk getan, was Tausende von Psychoanalytikern und Psychologen nicht erreichen können! Die meisten von uns kommen aus Wien und Berlin, aus Budapest und Prag, aus Bukarest und Warschau, unsere Wurzeln sind überall in Mitteleuropa, aber bis zu Ihrem Besuch waren wir von diesen Wurzeln abgeschnitten, wir hatten unsere Kindheit und Jugend, wir hatten unsere Vergangenheit verloren, wir lebten in einer Art Trauma, in einem kulturellen Vakuum. [...] Unser Volk hat Angst gehabt vor der deutschen Sprache. Es hat sie gehaßt! Sie hat jedesmal zu viele entsetzliche Erinnerungen wachgerufen! Und nun haben Sie uns diese Katharsis geschenkt! Ihr Konzert hat den Leuten da draußen ihre Kindheit wiedergegeben! Ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Wurzeln! Sie haben uns von einem Trauma befreit! [...] Mit Ihrer Musik, Herr Stolz, haben Sie das Vakuum im Leben dieser Menschen gefüllt und sie damit wieder zu ganzen Menschen gemacht!“ (SD1, 291; SD2, 501 f.)

\*

Gerald Szyszkowitz' Thematisierung des Konflikts von Kunst und Politik — vor dem Hintergrund des privaten *und* öffentlichen Lebens des Komponisten Robert Stolz — in seinem Dokumentarspiel „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ ist ein wichtiger und legitimer Versuch, Licht auf ein uraltes Problem zu werfen: die Einmischung von Staats wegen — und nicht nur seitens totalitärer Staaten — in rein künstlerische Belange, d. h. in Fragen der künstlerischen

Freiheit von Schriftstellern, Malern, Musikern usw.<sup>47</sup> In dieser Hinsicht hat Szyszkowitz Vergleichbares mit jenen Dokumentarspielen Rolf Hochhuths erreicht, in denen die Rolle des Papstes und prominenter politischer Persönlichkeiten des Zweiten Weltkrieges kritisiert wird, bzw. mit denjenigen Heinar Kipphardts, die versuchen, das Gewissen bestimmter bekannter Persönlichkeiten auszuloten, welche an der Entwicklung der Atombombe oder bei der Organisation des Holocaust maßgeblich beteiligt waren. Autokratische Herrscher aller Zeiten haben Künstler in ihrem Einflußbereich immer wieder gezwungen, sich dem jeweilig geltenden politischen Credo bzw. den vorherrschenden religiösen Glaubenssätzen anzupassen und sich den bestehenden Gesetzen zu unterwerfen, ohne Rücksicht auf die künstlerische Kreativität und ganz abgesehen von der Unterdrückung der Stimme des Gewissens. Indem also schöpferischen Menschen in Sachen Kunst von Staats wegen Vorschriften gemacht werden, man ihnen widrigenfalls die künstlerische Tätigkeit beschneidet oder sie im Extremfall sogar völlig „zum Schweigen“ bringt, indem man also Künstler gängelt und versucht sie dazu zu zwingen, Kompromisse mit den zuständigen Behörden einzugehen — notorische Beispiele hierfür im Dritten Reich sind der Fall des Schauspielers Gustav Gründgens, des Dirigenten Wilhelm Furtwängler, des Komponisten Richard Strauß sowie des Schriftstellers Gerhart Hauptmann —, unter solchen Umständen ist für die Betroffenen die einzige Alternative, ihren Elfenbeinturm preiszugeben und die politischen Realitäten direkt zu konfrontieren, in dem Maße, wie ihre künstlerische Tätigkeit durch solche staatliche Einmischungen beeinträchtigt wird. Künstler in dieser wenig beneidenswerten Lage müssen dann entweder den schwierigen Weg der „inneren Emigration“ oder den nicht weniger entbehrungsreichen des Exils gehen. Sowohl im wirklichen Leben als auch in Gerald Szyszkowitz' Dokumentarspiel ist Robert Stolz zum Glück noch rechtzeitig bewußt geworden, daß es unter gewissen historischen Umständen *nicht* zulässig ist, Zugeständnisse im Bereich der Kunst zu machen, die konträr zu Gewissensentscheidungen laufen, und daß man politische Interferenzen in kulturellen Bereichen nur auf die Gefahr hin dulden kann, daß man gleichzeitig sein künstlerisches Selbstverständnis aufgibt. Folglich weist Gerald Szyszkowitz' abschließendes Resümee in „Servus Du oder Mister Stolz goes to Israel“ gezielt — und folgerichtig — auf einen Künstler hin, „der doch noch rechtzeitig begriffen hat, daß ein Mensch, auch wenn er noch so begabt ist, nicht nur Musiker sein darf und taub für alles andere, was passiert auf der Welt“. (SD1, 291)

<sup>47</sup> Man vgl. dazu u. a. auch den Roman von Alfred Andersch „Sansibar oder der letzte Grund“ (1957), welcher das Schicksal des Bildhauers und Schriftstellers Ernst Barlach zum Gegenstand hat, bzw. Siegfried Lenz' Roman „Deutschstunde“ (1968), der das ähnliche Schicksal des Malers Emil Nolde thematisiert.

## TÄTIGKEITSBERICHT 1999

In Zeiten zunehmend erfolgreicher Versuche, radikalpopulistische Vorstellungen in der politischen Praxis durchzusetzen, treten Notwendigkeit und mehr noch Aktualität einer kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts verstärkt in den Vordergrund. Das DÖW hat in seinen Arbeiten immer schon auch die Schnittstellen zur Gegenwart betont. Sehr bewußt haben wir von Beginn an zu unseren thematischen **Forschungsschwerpunkten Widerstand und Verfolgung, NS-Verbrechen (insbesondere Holocaust) und Exil** den Arbeitsbereich **Rechtsextremismus/„Revisionismus“** gestellt, der nur scheinbar den inhaltlichen Rahmen einer Dokumentierung des österreichischen Widerstandes sprengt: Wer sich für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit einsetzt, kann die Diffamierung von WiderstandskämpferInnen, die Leugnung oder Verharmlosung von NS-Verbrechen nicht kommentar- und tatenlos hinnehmen. Ebenso folgerichtig hat sich in den letzten Jahren die Thematik **Volksgerechtigkeit** — und damit die Aufarbeitung der justiziellen Bewältigung der NS-Verbrechen — als eigener Arbeitsbereich etabliert.

Im Rahmen unserer Archiv- und Bibliotheksarbeiten wollen wir durch wissenschaftliche Beratung und eine aktive Gesprächskultur Wissen/Zusammenhänge über unsere jüngste Vergangenheit verständlich vermitteln. Damit sowie mit der Durchführung eigener wissenschaftlicher Projekte, mit Publikationen und durch ein breites Veranstaltungsangebot — Ausstellungen, Symposien, Diskussionsangebote mit HistorikerInnen oder ZeitzeugInnen insbesondere für Schulen, aber auch im Bereich der Erwachsenenbildung u. a. —, oft in Kooperation mit universitären und außeruniversitären Institutionen, versucht das DÖW eine **demokratiepolitische Funktion** zu erfüllen und als überparteiliches Bindeglied zwischen Zeitgeschichte, Widerstandsforschung, Opferverbänden, politischen Parteien und Öffentlichkeit zu fungieren.

Durch die **Vernetzung der Arbeitsbereiche Archiv/Bibliothek—Forschung** können wir unsere Bestände als Grundlage eigener Forschungsvorhaben ebenso nützen, wie unsere Projekte zum ständigen Anwachsen der verschiedenen Sammlungen beitragen. Gleichzeitig werden dadurch — im Sinne der Grundlagenforschung — wichtige, ansonsten breit gestreut aufbewahrte Quellen für die österreichische Zeitgeschichtsforschung und andere wissenschaftliche Disziplinen zentral, unbürokratisch und — im Archiv- und Bibliotheksbetrieb keine Selbstverständlichkeit! — in der Regel sofort zugänglich gemacht.

Unser zentrales Projekt war 1999 die *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer*, in dessen Rahmen u. a. die Präsentation der Namen und Daten von mehr als 60.000 Opfern des Holocaust (als Teil des Gedenkkomplexes am Judenplatz) vorbereitet wurde.

Ebenso konnten wir ein großes Exilprojekt — die Dokumentation über die Sowjetunion 1934–1945 — abschließen und veröffentlichen, ein weiteres Forschungsvorhaben in diesem Arbeitsbereich (Exil in Mexiko) steht kurz vor der Fertigstellung. Weitere Publikationen — über das KZ-Außenlager Ebensee und den Umgang mit den österreichischen NS-Tätern — werden derzeit für den Druck vorbereitet.

Näheres zu den abgeschlossenen/laufenden DÖW-Projekten sowie zu unseren Beständen siehe im folgenden.

### Vorstand/Kuratorium

Bei der Generalversammlung 1999 erfolgte statutengemäß eine Neuwahl des Vorstands.

### Vorstand 1999

*Präsident:* Landtagspräs. a. D. Hubert Pfoch. *Vizepräsidenten:* Vizepräs. i. R. Dr. Hubert Jurasek, Prof. Hugo Pepper, Univ.-Doz. Dr. Herbert Steiner, Staatssekretär a. D. Dr. Ludwig Steiner, Abg. a. D. Alfred Ströer. *Kassier:* Mag. Peter Soswinski. *Kassier-Stv.:* Geschäftsf. i. R. KR Franz Forster. *Weitere Mitglieder:* Dr. Heinz Arnberger, Mag. Dr. Brigitte Bailer, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Burger, Diözesanrichter Dr. Stefan Denk, SR Dr. Hubert Christian Ehalt, Prof. Rudolf Gelbard, Sekt.-Chef i. R. Dr. Wilhelm Grimborg, RA Dr. Heinrich Keller, MR Mag. Elisabeth Morawek, Präs. Dr. Ariel Muzicant, Abg. a. D. Ing. Ernst Nedwed, HR Univ.-Doz. Dr. Georg Schmitz, Amtsführender Präs. Dr. Kurt Scholz, Abg. a. D. Dr. Edgar Schranz, Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl, Oskar Wiesflecker, Dr. Helmut Wohnout. *Wissenschaftlicher Leiter:* Hon.-Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer. *Kontrolle:* OSR Dr. Josefa Breuer, Gen.-Sekr. Friederike Krenn, Prof. Dr. Jonny Moser.

Im Jahr 1999 betrauerte das DÖW das Ableben seines Vorstandsmitglieds Präs. Heinz Mayer. Aus dem Kreis unserer Kuratoriumsmitglieder verstarben Kammerschauspieler Fritz Lehmann, Min.-Rat i. P. Dr. Peter Lalic und HR Dr. Rudolf Neck.

Wie in den letzten Jahren erfolgte die Tätigkeit des Vereins Dokumentationsarchiv in engster Zusammenarbeit und in bestem Einvernehmen mit der Stiftung Dokumentationsarchiv. Deren Leitungsgremium, dem Stiftungsrat, gehören Vertreter der drei Stifter — Republik Österreich, Stadt Wien und Verein Dokumentationsarchiv — an.

Der Vorstand dankt allen Kuratoriumsmitgliedern, MitarbeiterInnen des DÖW für die geleistete Arbeit und den Freunden und Förderern des DÖW für ihre ideelle Unterstützung sowie ihre finanziellen Spenden und Legate.

### Publikationen 1999

□ *Österreicher im Exil. Sowjetunion 1934–1945. Eine Dokumentation.* Mit einem Vorwort von Heinz Fischer, Bearbeitung: Barry McLoughlin, Hans Schafranek, 800 Seiten, Bildteil

In insgesamt 664 Dokumenten werden großteils sowjetische Primärquellen (Verhörprotokolle, Gerichtsurteile, Kaderakten) erstmals einem deutschsprachigen Leserkreis zugänglich gemacht und u. a. das Schicksal der österreichischen Stalinopfer ausführlich dokumentiert.

□ Jonny Moser, *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945* (Schriftenreihe des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes zur Geschichte der NS-Gewaltverbrechen – 5), 86 Seiten

Die demographische Untersuchung basiert auf Publikationen des österreichischen Statistischen Zentralamts sowie Statistiken der Israelitischen Kultusgemeinde und des Ältestenrats der Juden in Wien und dokumentiert die nahezu vollständige Vernichtung der jüdischen Gemeinden Österreichs.

### Periodika

□ *Jahrbuch 1999.* Schwerpunkt: Euthanasie, NS-Medizin. Redaktion: Siegwald Ganglmair. Mit Beiträgen von Caspar Einem, Erich H. Loewy, Wolfgang Neugebauer, Wolfgang Schütz, William E. Seideman u. a., 171 Seiten

□ *Mitteilungen.* Erscheinungsweise: fünfmal jährlich. Auflage: 6.200 Stück. Inhalt: Informationen über Projekte, Publikationen sowie Aktivitäten des DÖW; Serviceeinrichtungen wie Veranstaltungshinweise, Zeitschriftenschau, Rezensionen; Hilfsmittel für den Verkauf der vom DÖW erarbeiteten Publikationen.

(Eine ähnliche Funktion erfüllt die DÖW-Homepage: <http://www.doew.at>, die regelmäßig aktualisiert wird und darüber hinaus auch Forum für zeitgeschichtliche Beiträge, Referate etc. sein soll.)

### Laufende Projekte

#### Schwerpunkt Holocaust

□ „Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer“

Im Zuge des von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem initiierten Großprojekts arbeitet das DÖW seit 1992 an der Erfassung der biographischen Daten und Todesumstände aller österreichischen Holocaustopfer. Mittlerweile verfügt das DÖW über rund 330.000 Datensätze, die in mehr als 40 Datenbanken mittels ID-Nummern über eine Gesamtanfrage verknüpft sind und — vielfach über mehrere Quellen — Hinweise zum Schicksal von ca. 100.000 Personen geben.

Die Arbeiten bis zum Abschluß des Projekts werden noch weitere zwei Jahre in Anspruch nehmen. Aufzuarbeiten sind vor allem Bestände des Hilfsfonds im ÖSTA, der UNRRA, des ISD Arolsen und einiger ausländischer Archive (Slowakei, Ungarn etc.) sowie umfangreiche Listen in der *Wiener Zeitung* und im *Völkischen Beobachter*. Hinsichtlich der in den Central Archives for the History of the Jewish People in Israel liegenden Bestände der IKG Wien 1938–1945 wurde das BKA um Finanzierung der Forschungsarbeiten ersucht.

Die Ergebnisse des Projekts (Namen, Todesorte und -umstände) sollten Ende 1999 im Rahmen des von der Stadt Wien errichteten Gedenkkomplexes Judenplatz (Holocaustdenkmal, mittelalterliche Synagoge, Namen der Shoahopfer) in virtueller Form (PC, Bildschirme) präsentiert werden. Neben der Namensliste wurde zu diesem Zweck eine Dokumentation der Todesumstände und -orte erarbeitet und auch eine Begleitbroschüre — *Die Ermordung der österreichischen Juden 1938–1945* — erstellt. In diesem Bereich kooperierten wir eng mit dem Historischen Museum und dem Jüdischen Museum der Stadt Wien sowie mit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Infolge der Bauprobleme beim Misrachihaus wurde die Eröffnung auf Herbst 2000 verschoben.

□ Neugestaltung des *Totenbuchs Theresienstadt* in Zusammenarbeit mit der Theresienstädter Initiative in Prag

□ *In Planung:* Kooperation mit dem United States Holocaust Memorial Museum bei der Durcharbeitung von Holocaust-Quellen in den österreichischen Landesarchiven

#### Schwerpunkt Widerstand und Verfolgung

□ *Erscheint 2000:* Florian Freund, *Die Toten von Ebensee* (mit einer Liste der rund 8.000 in diesem Außenlager von Mauthausen umgekommenen Opfer). Mitherausgeber: Bundesministerium für Inneres

□ *Gedenken und Mahnen in Niederösterreich*

Ziel der Projektreihe *Gedenken und Mahnen* ist die Erstellung von Nachschlagewerken über Gedenkstätten und Mahnmale in den österreichischen Bundesländern, die Widerstand und Verfolgung in den Jahren 1934–1945 sowie Exil und Befreiung thematisieren. 1999 wurden die Arbeiten zur Erfassung der Erinnerungszeichen in Niederösterreich begonnen.

Als erster Band wurde 1998 eine Publikation über die Gedenklandschaft Wiens herausgegeben, für die Bundesländer Steiermark und Burgenland wird derzeit um Finanzierung angesucht.

□ *Widerstand und Verfolgung in der Steiermark 1934–1945*

Projektziel ist die Erstellung einer kommentierten Quellenedition, mit der die Aktenlage zu Widerstand und Verfolgung in der Steiermark überblicksmäßig erfaßt und damit eine Basis für weitere Lokalstudien geschaffen wird.

In Form einer analytischen Darstellung, komplettiert durch exemplarisch wiedergegebene Dokumente, soll der Einleitungsband Entwicklung und Formen des Widerstands gegen den „Ständestaat“ dokumentieren. Erstmals im Rahmen der Publikationsreihe *Widerstand und Verfolgung in den österreichischen Bundesländern* werden nicht nur Widerstand und Opposition der proletarischen Gruppen (Sozialisten, Kommunisten, Freie Gewerkschaften, linke Splittergruppen) bzw. deren Verhältnis zueinander thematisiert, sondern auch die Konflikt-haltung der illegalen Nationalsozialisten zum „Ständestaat“ und deren Beziehungsgeflechte zu linken Gruppen ebenso wie zu Teilen der Heimwehren. Die Bände 2 und 3 widmen sich Widerstand und Verfolgung nach Errichtung der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich.

Im Rahmen dieser Reihe sind bisher insgesamt 13 Bände erschienen (Wien, Burgenland, Oberösterreich, Tirol, Niederösterreich, Salzburg).

□ *Die Verfolgung und Ermordung der österreichischen Roma und Sinti 1938–1945*

Der lokale Verfolgungsapparat und dessen formelle und informelle Handlungsspielräume stehen im Mittelpunkt des Projekts, das auch Aufschluß über die Zahl der Opfer geben soll. Untersucht werden insbesondere die bisher noch weithin unerforschten Zwangs(arbeits)lager in der Steiermark und Niederösterreich sowie das Schicksal der österreichischen Roma und Sinti in den Konzentrationslagern.

□ *Im Visier von Gestapo und NKWD. Fallschirmagenten der UdSSR im Zweiten Weltkrieg*

Mit dem Forschungsvorhaben sollen die Einsätze der hinter der Front eingesetzten Funk- und Fallschirmagenten (vor allem deutsche und österreichische

Emigranten oder Kriegsgefangene) rekonstruiert und zugleich biographische, sozialpsychologische und institutionengeschichtliche Aspekte der Agententätigkeit beleuchtet werden.

Das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Projekt entsteht in Kooperation mit der Forschungsstelle Widerstandsgeschichte von FU Berlin und Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin.

□ *Opfer des Terrors der NS-Bewegung in Österreich 1933–1938*

Projektziel ist die Erarbeitung einer Datenbank, die einen Überblick über die Opfer des nationalsozialistischen Terrors in den Jahren 1933–1938 bietet. Die EDV-mäßig erfaßten Daten sollen ihrerseits als Grundlage einer gruppenbiographischen Quantifizierung dienen und eine verallgemeinernde Analyse der Opfer des NS-Terrors vor 1938 erlauben. Geplant ist die Herausgabe einer Publikation, die die Projektergebnisse zusammenfassen wird.

Das Forschungsvorhaben entsteht in Kooperation mit dem Karl von Vogelsang-Institut/Institut zur Erforschung der Geschichte der christlichen Demokratie in Österreich.

□ *Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen über die NS-Euthanasie in Hartheim 1940–1945*

Hartheim fungierte von 1940 bis Ende 1944 als die größte und wichtigste Euthanasieanstalt, in der vom NS-Regime aus rassistischen, aber auch materiellen Gründen insgesamt 28.000 Menschen ermordet wurden. Das Projekt des *Vereins Schloß Hartheim*, das vom wissenschaftlichen Leiter des DÖW Wolfgang Neugebauer geleitet wird, soll die Voraussetzungen für eine ständige Ausstellung und Gedenkstätte in Schloß Hartheim schaffen.

□ *Hochverrat, Landesverrat, Wehrkraftzersetzung — politische NS-Strafjustiz in Österreich und Deutschland*

Bei dem von der VW-Stiftung geförderten Projekt der Philipps-Universität Marburg, das 2000 anläuft, fungiert das DÖW als Kooperationspartner.

□ *In Planung:* Bei der Historikerkommission hat das DÖW zwei Projekte zur Restitution nach 1945 bzw. zu Vermögensverlusten von politisch Verfolgten und WiderstandskämpferInnen eingereicht. Das von Dr. Brigitte Bailer geleitete Projekt ist genehmigt; das zweite ist im Prüfungsstadium. (Siehe dazu: Homepage der Historikerkommission: <http://www.historikerkommission.gv.at>)

**Schwerpunkt Exil** *Österreicher im Exil. Mexiko 1938–1947*

Nach Abschluß der Rechercharbeiten in Mexiko, Österreich und Deutschland und Aufarbeitung der Unterlagen des im DÖW befindlichen umfangreichen Nachlasses Bruno Frei wird derzeit der Band über das österreichische Exil in Mexiko, der noch 2000 erscheinen soll, gesetzt und für den Druck vorbereitet. Im Rahmen der Publikationsreihe *Österreicher im Exil* sind bisher Publikationen über Frankreich, Belgien, Großbritannien, die USA und die Sowjetunion erschienen.

Mit der Erstellung eines *Österreich-Bands* des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933* (hrsg. 1980 bzw. 1983 vom Institut für Zeitgeschichte, München, und der Research Foundation for Jewish Immigration, New York) ist das DÖW an einem der größten biobibliographischen Exilarbeiten beteiligt.

**Schwerpunkt Volksgerichtsbarkeit nach 1945**

Die 1998 — unter Mitwirkung der Stiftung DÖW und des Österreichischen Staatsarchivs — gegründete *Zentrale österreichische Forschungsstelle Nachkriegsjustiz* (Vorsitz des Kuratoriums: Franz Vranitzky, Heinrich Neisser; wissenschaftliche Leitung: Winfried R. Garscha, Claudia Kuretsidis-Haider) nahm 1999 ihre Tätigkeit auf. Mit Unterstützung des Bundesministeriums für Justiz und einer Reihe in- und ausländischer Spender sowie unter Mitbeteiligung des DÖW wurden (auf der Basis der „phonetischen Kartei“ im Wiener Straflandesgericht) die vor dem Volksgericht Wien eingeleiteten Voruntersuchungen gegen 40.000 Personen elektronisch erfaßt. Nach ihrer wissenschaftlichen Auswertung wird diese Datenbank in einer anonymisierten Version zur Verfügung stehen. Darüber hinaus wurden aus unterschiedlichen Quellen (wie Zeitungsmeldungen, polizeilichen Fahndungslisten der Nachkriegszeit, Dokumenten in- und ausländischer Archive) Angaben zum Gegenstand und zum Verlauf von mehr als tausend Wiener Gerichtsverfahren wegen NS-Verbrechen gesammelt; die Verarbeitung dieser Informationen in einer Datenbank wird vorbereitet.

In Kooperation mit Yad Vashem wurde auch nach Auslaufen der vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung mitfinanzierten Forschungsprojekte des DÖW die Mikroverfilmung und Auswertung von Verfahren vor dem Volksgericht Wien (1945–1955) und dem Wiener Landesgericht für Strafsachen (1955–1975) fortgesetzt; die größte Gruppe der bisher verfilmten Gerichtsakten bilden Verfahren, die als Geschichtsquelle für die Holocaust-Forschung von Bedeutung sind.

*Erscheint 2000: Österreichs Umgang mit der NS-Täterschaft* (Beiträge der gleichnamigen Tagung anlässlich des 90. Geburtstags von Simon Wiesenthal)

**Schwerpunkt Rechtsextremismus/„Revisionismus“**

Neubearbeitung des *Handbuchs des österreichischen Rechtsextremismus* Die erstmals 1993 veröffentlichte Publikation, die den Schwerpunkt auf die Darstellung und Analyse des organisierten Rechtsextremismus legte und die dominierende Rolle der Haider-FPÖ im Rechtsextremismus aufzeigte, ist mittlerweile in vier Auflagen mit über 20.000 Exemplaren erschienen.

**Archiv- und Bibliotheksbestände****Beratungs- und Betreuungstätigkeit**

Die Sammlung aller Materialien sowie deren Aufarbeitung und Archivierung zählen — als Grundlage ihrer Zugänglichkeit für unsere BesucherInnen — zu den wichtigsten und aufwendigsten Arbeiten unserer MitarbeiterInnen.

1999 besuchten das DÖW rund 750 Interessierte, die pro Person im Schnitt viermal beraten und betreut wurden. Wir fungierten hierbei als Ansprechpartner für StudentInnen (Seminar- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen), SchülerInnen (zeitgeschichtliche Referate, Fachbereichs- und Projektarbeiten), WissenschaftlerInnen (Recherchen für Forschungsprojekte, Publikationen und Ausstellungen), ExpertInnen aus den Bereichen Medien, Kultur, Erwachsenenbildung, Schule, gewerkschaftliche Bildungsarbeit sowie interessierte Einzelpersonen. Zusätzlich wurden zahlreiche schriftliche und telefonische Anfragen beantwortet.

**Arbeitsbereich Archiv**

Die elektronische Auswertung der Akten des DÖW erfolgt nach formalen und inhaltlichen Kriterien (Kurzinhalt, Schlagwörter, Personen). Sie umfaßt derzeit mehr als 38.000 Datensätze, die mit Hilfe des Programms „Archidoc“ abfragbar sind. Das zuletzt 1997 aktualisierte Programm wird seit einigen Monaten gründlich überarbeitet und wird im Laufe des Jahres 2000 in einer neuen, benutzerfreundlicheren und internettauglichen Version zur Verfügung stehen. An dieser Überarbeitung beteiligen sich — im Rahmen eines Anwendungsprojekts der Fachhochschule für Informationsberufe in Eisenstadt — auch KollegInnen der FH Eisenstadt und der Universitätsbibliothek Wien.

Wichtige Bestände, die elektronisch erschlossen wurden, sind 212 Urteile des NS-Volksgerichtshofs gegen rund 780 ÖsterreicherInnen, 900 Urteile des OLG Wien, 800 Urteile von NS-Sondergerichten, 100 Urteile von Wehrmichtsgerichten, eine Reihe von Nachlässen (u. a. Wilhelm Börner, Joseph Buttinger,

Erich Fein, Bruno Frei, Stella Klein-Löw, Viktor Matejka, Josef Pleyl und Heinrich Steinitz) sowie 9.500 — auszugsweise kopierte — Akten aus dem Bestand „Opferfürsorge Wien“ und 10.500 (von insgesamt 16.000) Personalakten des KZ-Verbands Wien aus den Jahren 1945 bis 1948.

#### Archiv/Spezialsammlungen

- Erzählte Geschichte* (Lebensgeschichtliche Interviews mit mehr als 800 Personen, die während des NS-Regimes Widerstand leisteten bzw. Verfolgungen ausgesetzt waren; rund 70 Interviews mit Teilnehmern an den Februarkämpfen 1934. Archivierung als Abschrift bzw. als Tonbandkassette)
- Filme, Videos, Tonbänder*
- Fotosammlung* (mehr als 10.000 Katalognummern mit über 40.000 Bildern, zum Großteil EDV-gestützt erfaßt)
- Frauen-KZ Ravensbrück* (Unterlagen über die Lager Ravensbrück und Uckermark; Akten über den Prozeß gegen die Wachmannschaft und die SS-Ärzte des KZ Ravensbrück, Hamburg 1946–1948)
- Mikrofilme* (Akten von NS-Behörden aus amerikanischen und britischen Archiven; Quellenmaterial des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933*: zumeist Fragebögen, Zeitungs- und Zeitschriftenauschnitte über rund 25.000 EmigrantInnen; Akten der österreichischen Volksgerichte nach 1945: vorläufig nur Akten des Volksgerichts beim Landesgericht Wien, Benützung an besondere Auflagen gebunden)
- Plakate* (rund 3.000 Plakate, beginnend mit der Zeit des Ersten Weltkriegs bis in die Gegenwart)
- Rechtsextremismus-Sammlung* (Material zu mehr als 150 — existierenden und nicht mehr existierenden — österreichischen sowie rund 100 deutschen Organisationen, Parteien, Medien u. ä., insbesondere Zeitungsausschnitte, rechtsextreme Periodika, Flugblätter, Bücher)
- Spanien-Dokumentation* (Unterlagen über die Beteiligung von mehr als 1.000 ÖsterreicherInnen am Spanischen Bürgerkrieg; rund 400 Personen sind nur über Hinweise erfaßt)
- Museumsgegenstände* (KZ-Kleider, Uniformen, Kappen, Handarbeiten aus KZ, Gefängnis und Internierungslagern, diverse Fahnen, Embleme, Abzeichen, Orden, Armbinden, Erinnerungsalben, Lagergeld, Ausweise, Pässe, Formulare, Stempel u. a.)

#### Arbeitsbereich Bibliothek

Im Bereich der **Bibliothek**, deren Bestände ebenfalls teilweise EDV-mäßig erfaßt sind, konnten im Berichtsjahr wieder beträchtliche Zuwächse verzeichnet werden. Die Bibliothek wuchs auf über 35.000 Titel an, wobei die einzigartigste

Sammlung der FIR über internationalen Widerstand, in einem gesonderten Katalog erfaßt, nicht mitgezählt ist.

#### Bibliothek/Spezialsammlungen

- Flugblätter, Broschüren, Zeitungen österreichischer Widerstandsgruppen 1934–1945* (ca. 10.000 Exemplare; *Periodika*: Österreich 1934–1938, 1938–1945, Deutschland 1933–1945; Untergliederung nach politischen Gruppierungen und deren Unterorganisationen. *Flugblätter, Streuzettel, Broschüren*: 1934–1938, 1938–1945, alliierte Kriegspropaganda; Untergliederung nach Staaten und Serien)
- Exil* (rund 5.000 Bände; Publikationen und Periodika österreichischer Exilorganisationen; Exilliteratur; deutsche Exilliteratur; Sekundärliteratur zur Exilforschung)
- Bibliothek der FIR* (5.000 Bände; thematischer Schwerpunkt: europäischer Widerstand)
- Spanischer Bürgerkrieg* (über 1.000 Bände)
- Judaica* (2.500 Bände)
- Zeitungsausschnittearchiv* (nach Personen bzw. nach Sachgebieten geordnet; Österreich-Sammlung aus englischen, amerikanischen und kanadischen Publikationen; fortlaufende Ergänzung)

#### Auseinandersetzung mit rechtsextremen Tendenzen

Angesichts der Renaissance rechtsextremer Strömungen und deren Verlagerung von Klein- und Kleinstgruppen hin zu einem Bestandteil der etablierten Parteienlandschaft in Österreich, aber auch aufgrund eines europaweiten Anstiegs von Nationalismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit kommt der Auseinandersetzung mit dem organisierten Rechtsextremismus und Neonazismus große Bedeutung zu. Das DÖW unterstützte daher zahlreiche Initiativen, vor allem von Publizisten und Einzelpersonen, bei Auseinandersetzungen mit rechtsextremen Tendenzen. Darüber hinaus referierten DÖW-MitarbeiterInnen vor Schulklassen, im Bereich der Erwachsenenbildung, bei Podiumsdiskussionen und sonstigen Veranstaltungen in ganz Österreich zur Thematik Rechtsextremismus/„Revisio-nismus“ (Verharmlosung bzw. Leugnung der NS-Verbrechen).

Mit Hilfe der Rechtsextremismus-Sammlung des DÖW werden Öffentlichkeit und Behörden immer wieder auf rechtsextreme, antisemitische Aktivitäten/Veröffentlichungen aufmerksam gemacht. So wurde zum Beispiel eine Anzeige gegen die von Andreas Mölzer herausgegebene Zeitschrift *Zur Zeit* wegen NS-Wiederbetätigung (Holocaustleugnung) erstattet, was zum (zeitweiligen) Rücktritt Mölzers als Chefredakteur führte (er ist inzwischen auch als Kultur-

beauftragter von Landeshauptmann Dr. Haider tätig). Gegen den ehemaligen RAF-Terroristen Horst Mahler, der im Rahmen einer Veranstaltung der FPÖ-Vorfeldorganisation *Freiheitlicher Akademikerverband Wien, Niederösterreich und Burgenland* üble antisemitische Auslassungen zum besten gab, wurde eine Anzeige wegen Verhetzung erstattet. Wegen des gleichen Delikts wurde der Kaplan i. R. Gottfried Melzer, Aktivist der antisemitischen „Anderl von Rinn-Wallfahrt“, rechtskräftig verurteilt. Gegen das berüchtigte FPÖ-Wahlplakat „Stopp der Überfremdung“, für das Haider nach der Wahl die Verantwortung ablehnte, hat das DÖW in einer Presseaussendung protestiert. Beim italienischen Botschafter wurde gegen den Verkauf von Hitler-Weinen an der österreichisch-italienischen Grenze Stellung genommen. Als Reaktion wurde das DÖW in zahlreichen rechtsextremen Publikationen und Internetseiten wüst attackiert.

In der Auseinandersetzung mit dem Ministerialrat des BKA DI Günter Rehak, der öffentlich behauptet hatte, das DÖW sei mit der *Bajuwarischen Befreiungsarmee* ident und die Briefbombenbekennerbriebe wären im DÖW hergestellt worden, konnten Prozeßsiege auch in zweiter Instanz (OLG Wien) erreicht werden.

### Geschichtsvermittlung/Veranstaltungen 1999

Die Ergebnisse unserer Forschungsvorhaben, die Anliegen und inhaltlichen Schwerpunkte unseres Archivs wollen wir nach „außen“ vermitteln — durch eigene Veranstaltungen (siehe unten) ebenso wie durch Vorträge, Teilnahme an Diskussionen und Gedenkveranstaltungen, an wissenschaftlichen Tagungen und Konferenzen im In- und Ausland sowie durch Beiträge für in- und ausländische Publikationen. Ein nicht unwesentliches Element dieser Vermittlungstätigkeit sind Lehrveranstaltungen im universitären und außeruniversitären Bereich: MitarbeiterInnen wirkten bei Seminaren für Geschichtslehrer und an Lehrerfortbildungsveranstaltungen mit. Lehrveranstaltungen hielten im Sommersemester 1999 und/oder Wintersemester 1999/2000 der wissenschaftliche Leiter des DÖW, Dr. Wolfgang Neugebauer, sowie die DÖW-MitarbeiterInnen Dr. Brigitte Bailer und Dr. Florian Freund (alle Universität Wien), Dr. Winfried R. Garscha (Universität Innsbruck) und Mag. Claudia Kuretsidis-Haider (Universität Linz).

Einige der älteren, ehrenamtlichen MitarbeiterInnen des DÖW waren auch 1999 als ZeitzeugInnen in Schulen in ganz Österreich, wo sie über ihre Erlebnisse während der Zeit des Nationalsozialismus berichteten und im Anschluß daran oft lange diskutierten.

Zeitungen, Fernsehen und Rundfunk berichteten des öfteren ausführlich über Projekte und Publikationen des DÖW. MitarbeiterInnen wurden mehrfach als Fachleute für Interviews in den Medien herangezogen.

### Februar/März

Gemeinsam mit der Bezirksvorstehung 20 und der Volkshochschule Brigittenau organisierte das DÖW vom 24. Februar bis 25. März 1999 die Veranstaltungsreihe *Euthanasie. Gnadentod. Sterbehilfe. Zur Geschichte und Aktualität des medizinischen Tötens*.

### März

Im Rahmen der *traditionellen Jahresversammlung des DÖW* am 9. März im Gemeinderatssitzungssaal des Alten Rathauses präsentierte der Amtsführende Präsident des Stadtschulrates für Wien Dr. Kurt Scholz Schulprojekte zur Aufarbeitung des Nationalsozialismus.

### April

Bei der Präsentation des Buches *Verschleppt — Verhungert — Vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden nach dem annektierten Österreich 1944–1945* von Szabolcs Szita am 14. April im Jüdischen Museum der Stadt Wien fungierte das DÖW als Mitveranstalter.

Der *Helga und Willy Verkauf-Verlon-Preis für österreichische antifaschistische Publizistik* wurde am 20. April 1999 an den Journalisten Dr. Rainer Mayerhofer verliehen.

### Mai

Am 3. Mai wurde im Rahmen einer Veranstaltung im Wiener Ringturm das *private Archiv von Albert Sternfeld*, der sich jahrelang um die Rückstellung von geraubten Vermögen bzw. die Anerkennung von NS-Opfern, insbesondere der 1938 Vertriebenen, bemühte, dem DÖW übergeben und damit für weitere zeitgeschichtliche Forschungen verfügbar gemacht.

Die *Generalversammlung des Vereins zur Förderung des DÖW* fand am 5. Mai statt. Im Anschluß daran diskutierten Brigitte Bailer, Hubertus Czernin und Oliver Rathkolb zum Thema *Historikerkommissionen — ein später Weg zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit?*.

### Juni

Bei einem *Vortrag des israelischen Historikers Gideon Greif über das Sonderkommando in Auschwitz* am 9. Juni im Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien fungierte das DÖW als Mitveranstalter.

**Juli**

Das DÖW übernahm den Ehrenschatz für die Aufführung des Films *Abschied von Buchenwald — eine Spurensuche der 2. Generation* von Alexander Melach am 2. Juli im Wiener Schikanederkino.

Die Publikation *Österreicher im Exil. Sowjetunion 1934–1945* wurde am 20. Juli 1999 von Nationalratspräsident Dr. Heinz Fischer im Parlament präsentiert.

**September**

Gemeinsam mit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien stellte das DÖW am 23. September im Jüdischen Gemeindezentrum die Publikation von Jonny Moser *Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945* sowie das Großprojekt *Namentliche Erfassung der österreichischen Holocaustopfer* vor.

**Oktober**

Am 7. und 8. Oktober fand in Wien das Internationale Symposium *Doctors under Scrutiny — Arzt am Prüfstand* statt, das gemeinsam vom Institut für Geschichte der Medizin, dem Zeitgeschichteinstitut und dem DÖW veranstaltet wurde.

**November/Dezember**

Zusammen mit dem Stadtschulrat für Wien präsentierte das DÖW vom 15. November bis 15. Dezember die *Georg-Elser-Ausstellung* der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Anlässlich der Eröffnung am 16. November sprachen die deutsche Botschafterin Dr. Wiltrud Holik, Prof. Dr. Peter Steinbach (FU Berlin), der Amtsführende Präsident des Wiener Stadtschulrats Dr. Kurt Scholz sowie für das DÖW Hon.-Prof. Dr. Wolfgang Neugebauer.

**Ausstellungen**

Viele Gruppen, Schulklassen und Einzelpersonen besuchten 1999 die **ständige Ausstellung** des Dokumentationsarchivs *Der österreichische Freiheitskampf* in der Bürgerstube des Alten Rathauses. LehrerInnen nützen in zunehmendem Maße die kostenlosen Führungen als wertvolle Ergänzung des zeitgeschichtlichen Unterrichtes. Doch auch Gendarmerie- und Polizeischüler, Bundesheerangehörige, Zivildienstler im Grundlehrgang, Jugendgruppen aus dem In- und Ausland sowie Botschafter und ausländische Delegationen zählen zu den Besuchern der Ausstellung. Alle diese Gruppen werden von Zeitzeugen oder jüngeren Historikern betreut. Im Anschluß an die Führungen werden häufig Dis-

kussionen, besonders über die Frage rechtsextremer und rassistischer Tendenzen in Österreich, gewünscht.

Die **Wanderausstellungen** *Der österreichische Freiheitskampf* und *Österreicher im Exil* können kostenlos durch Schulen, Institutionen und Organisationen im DÖW entlehnt werden; für den Transport muß der Veranstalter selbst sorgen.

Am Morzinplatz in Wien befand sich 1938–1945 im ehemaligen „Hotel Metropol“ das Hauptquartier der Gestapo. In dem an dieser Stelle neu errichteten Haus, benannt nach dem Widerstandskämpfer und späteren Bundeskanzler Ing. Leopold Figl, erinnert eine vom DÖW betreute **Gedenkstätte** an die Opfer des Nationalsozialismus. 1999 wurde die Gedenkstätte von mehr als 1.000 Personen besichtigt. Der Gedenkraum in der Saltzorgasse 6 ist Montag 14–17 Uhr, Donnerstag und Freitag 9–12 Uhr und 14–17 Uhr sowie anlässlich besonderer Gedenk- und Feiertage geöffnet.

**Förderer**

Dem 1994 gegründeten *Verein zur Förderung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* sind inzwischen mehr als 600 Freunde und Sympathisanten des Archivs beigetreten, die damit das DÖW und seine diversen Projekte ideell und finanziell unterstützen. Es gibt drei mit dem begünstigten Bezug von DÖW-Publikationen verbundene Kategorien von Mitgliedsbeiträgen, und zwar zu 100,- öS, 300,- öS und ab 1.000,- öS.

**Kooperationspartner**

Im Zuge der diversen Projekte ergaben sich u. a. Kooperationen mit folgenden Institutionen:

Anti-Defamation League, New York bzw. Wien • Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Abteilung Politische Bildung • Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris • Europäische Stelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, Wien • European Center for Research and Action on Racism and Antisemitism/C. E. R. A., Paris • Fachhochschule für Informationsberufe, Eisenstadt • FFDJF (Les Fils et Filles des Déportés Juifs de France) Paris • Forschungsstelle Widerstandsgeschichte von FU Berlin und Gedenkstätte Deutscher Widerstand • Helping Hands, Wien • Historisches Museum der Stadt Wien • Institute for Jewish Policy Research, London • Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien • Israelitische Kultusgemeinde Wien • Jüdisches Museum der Stadt Wien • Karl von Vogelsang-Institut/Institut zur Erforschung der Ge-

schichte der christlichen Demokratie in Österreich • KZ-Gedenkstätte Buchenwald • KZ-Gedenkstätte Dachau • Stadtschulrat für Wien • Philipps-Universität Marburg • Terezínska Iniciativa (Theresienstädter Initiative) • United States Holocaust Memorial Museum Washington • Universität Nitra, Lehrstuhl für Geschichte • Universitätsbibliothek Wien • Yad Vashem, Jerusalem

Hinsichtlich der Planungen für ein *Haus der Geschichte/Zeitgeschichte/Toleranz* bzw. eines *Holocaust-Museums* ist das DÖW mit allen Beteiligten, das sind die Professoren Anton Pelinka und Stefan Karner, die die Machbarkeitsstudien des Wissenschafts- bzw. Unterrichtsministeriums ausgearbeitet haben, und die Israelitische Kultusgemeinde Wien, im Gespräch.

Das DÖW arbeitet eng mit der *Jura-Soyfer-Gesellschaft* zusammen. Die einzigartige Sammlung handschriftlicher Manuskripte und Briefe des Dichters im DÖW wurde mit Beständen der Jura-Soyfer-Gesellschaft zu einem Jura-Soyfer-Archiv zusammengefaßt, das teilweise mittels Computer zugänglich ist. DÖW-Mitarbeiter sind in der von DÖW-Kuratoriumsmitglied Univ.-Prof. Dr. Anton Pelinka und DÖW-Vorstandsmitglied Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl geleiteten *Gesellschaft für politische Aufklärung* vertreten und unterstützen deren Aktivitäten. Ebenso wirkt das DÖW in der *Internationalen Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung* (ITH) mit, die alljährlich eine internationale Konferenz in Linz durchführt. Wissenschaftlicher Leiter Dr. Wolfgang Neugebauer fungiert als Vizepräsident der *Aktion gegen den Antisemitismus* und ist im Vorstand des Vereins *Niemals Vergessen*, eines anerkannten Trägervereins für den Auslandszivildienst, der sich die Förderung von Holocaust-Gedenkstätten zum Ziel setzt, vertreten.

## DIE AUTOREN

---

SR. EDITH BEINHAUER, Franziskanerin, Mag. Dr. phil., Vizepostulatorin der Causa Sr. Restituta, Ordenssekretariat, Wien

SIEGWALD GANGLMAIR, Dr. phil., Mitarbeiter des DÖW, Wien

KARL GLAUBAUF, Dr. phil., Historiker, Wien

KARL HOHENSINNER, Mag. Dr. phil., Germanist und Historiker, Angestellter der Akademie der Wissenschaften, Wien

FRITZ KELLER, Lebensmittelpolizist der Gemeinde Wien, Publizist, Mitglied des Zentralvorstandes der GdG, Wien

STEFAN MANDLMAYR, Mag., Psychologe, Institut Hartheim, Oberösterreich

WOLFGANG NEUGEBAUER, Hon.-Prof. Dr. phil., wissenschaftlicher Leiter des DÖW, Wien

EDUARD NIŽŇANSKÝ, Univ.-Doc. habil., Csc., Lehrstuhl für Geschichte, Universität Nitra, Slowakei

JOHN M. STEINER, Ph. D., emeritierter Ordinarius für Soziologie und Senior Resident Scholar an der Sonoma State University, Rohnert Park, Kalifornien

JÖRG THUNECKE, Dr. phil., emerit. Prof. an der Nottingham Trent University, Dozent an der Westdeutschen Akademie für Kommunikation in Köln

## Eine starke Interessenvertretung für alle Arbeitnehmer

- Die AK schafft Recht.
- Die AK gibt Schutz.
- Die AK bildet.
- Die AK sichert  
das soziale Netz.
- Die AK verhindert  
Preistreiberei.
- Die AK schützt  
die Umwelt.
- Die AK sichert die  
Sozialpartnerschaft.



Wissenschaftler  
Univ.-Prof. Dr. Siegfried Meryn, Arzt.

CA, die Bank zum Erfolg.

# Nicht leere Worte, sondern konkrete Taten

*"Das Bundesministerium für Inneres, welches die Gedenkstätte Mauthausen verwaltet, dankt Ihnen, daß Sie auch in diesem Jahr die erforderlichen Rodungsarbeiten an der vorgenannten Gedenkstätte durch Bundesheersoldaten ... ermöglicht haben ... In diesem Zusammenhang möchten wir besonders hervorheben, daß der körperliche Einsatz der Bundesheersoldaten, das gezeigte historische Interesse sowie ~~ihre~~ Verhalten am Areal der Gedenkstätte ~~schon~~ pflichthaft war..."*

*Auszug aus einem Schreiben  
des Innenministeriums  
an das Büro für Wehrpolitik  
vom 13. August 1998*

Regelmäßige Ausholungsarbeiten in der Gedenkstätte Mauthausen,  
Gedenkfeier am Grab jüdischer Zwangsarbeiter,  
Unterstützung des Österreichischen Jüdischen Museums  
in Eisenstadt,  
wehrpolitische Seminare für Offiziere zum  
Thema "Grundwerte - Frieden und Freiheit - Mauthausen",  
Renovierung des jüdischen Friedhofes im Zentralfriedhof,  
regelmäßige Veranstaltungen am Tag der Menschenrechte, .....



Schwerpunkt

**Widerstand und Verfolgung**

Beiträge u. a. von

**Karl Glaubauf**

Generalmajor Erwin Lahousen, Edler von Vivremont  
Ein Linzer Abwehroffizier im militärischen Widerstand

**Karl Hohensinner/Stefan Mandlmayr**

Das zeitgeschichtliche Forschungsprojekt in Grein,  
Oberösterreich

**Wolfgang Neugebauer**

Die jüdischen Euthanasieopfer in Österreich

**Eduard Nižňanský**

Die jüdische Gemeinde in der Slowakei 1938/39

**Jörg Thunecke**

„Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“  
Der Konflikt zwischen Kunst und Politik in  
Gerald Szyszkowitz' Theaterstück „Servus Du oder  
Mister Stolz goes to Israel“

ISBN 3-901142-44-4